Helv. 832

Zürich

Vormaliger
Zustand der Schweiz
zum Aufschluß
über
die neuesten Vorfälle in der Schweiz.

Von einem Augenzeugen.

Jezt sinken wir dahin, von langer Ruh' erweichet,
Wie Rom, und jeder Staat, wann er sein Ziel erreichet!
Und künftig wird die Welt in der Geschichte lesen,
Wie nah dem Sitten-Fall der Fall des Staats gewesen.

Haller.

Erster Theil.

Göttingen
bey Johann Christian Dieterich.
1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ah! je ne ſuis pas né pour un ſi bas emploi.
Je ne ſais pas ramper: l'honneur eſt tout pour moi.
On ne me verra pas, écrivain mercenaire,
Au milieu de la nuit proclamer la lumière,
Célébrer dans les fers l'auguſte liberté.
Chanter, dans mon grenier, la douce égalité.
Chaque choſe, chez moi, ſe nomme par ſon nom:
J'appelle un ſot un ſot, et REUBEL un fripon.

Vorrede des Verfassers.

Es ist keinesweges meine Absicht, die große Anzahl unnüzer, oder entbehrlicher Bücher, noch mit Einem zu vermehren. Wenn ich nicht glaubte, nüzliche Wahrheiten vortragen zu können; so würde ich mich um so weniger in die Reihen der Deutschen Schriftsteller gedrängt haben, da ich nicht anders, als mit beklemmtem Herzen, mit Wehmuth und Bekümmerniß, über den Gegenstand zu schreiben vermag, über welchen ich jezt zu schreiben unternommen habe. Hätte ich, unabhängig von äußeren Umständen, aus anderen Gründen (etwa aus Ehrgeiz, oder aus Geldgeiz) in mir den Trieb empfunden, ein Buch zu schreiben; so würde ich mir gewiß einen anderen Gegenstand gewählt haben. Dann würde ich mich nennen, und dann trüge der unermüdete Herr Meusel auch meinen Nahmen in das große Verzeichniß der Deutschen Schriftsteller ein:

ein Vorzug, den ich dießmal entbehren muß — und gern entbehre.

Meine Absicht war, anfänglich, bloß eine genaue Beschreibung des Zustandes der Schweiz vor dem Ausbruche der Französischen Revolution zu liefern, eine sogenannte Statistik der Schweiz, dergleichen bis jezt noch gar nicht vorhanden ist: denn der so äußerst unvollkommene Versuch des Hrn. Fäsi verdient kaum einer Erwähnung. Zu einem solchen Werke hatte ich, seit vielen Jahren, Thatsachen gesammelt: theils durch den Augenschein, und durch mündlichen Unterricht, da ich im Lande wohnte; theils aus ungedrukten Quellen, aus denen wohl nur wenigen, und auf keinen Fall irgend einem Bücherschreibenden Gelehrten, zu schöpfen erlaubt war. Durch fortgesezte Untersuchung kam ich bald genug zu der Gewißheit, daß, unter der ungeheuren Menge von Büchern, die über die Schweiz geschrieben worden, nur eine außerordentlich kleine Anzahl wirklichen Unterricht und Belehrung enthalten, während die übrigen die lächerlichsten Irrthümer einander nachschreiben. Normans vortreffliches Werk macht hiervon freilich eine ehrenvolle Ausnahme:

sein

sein Buch hat aber einen ganz andern Zwek, und daher auch einen ganz anderen Plan, als das meinige, wovon sich Jeder, durch Vergleichung, leicht überzeugen wird.

Unter der Menge eingeborner Schweizerischer Schriftsteller ist auch nicht ein einziger, der die Wahrheit gesagt hätte. Sie wußten dieselbe nicht, oder wollten dieselbe nicht wissen. Derjenige sogar, der sich unter den übrigen so auszeichnet, wie unter den Sternen der Mond, der Herr von Müller, hat, in seiner vortrefflichen Geschichte, Vieles nicht gesagt, was er sagen konnte; den aristokratischen Kantonen, und einzelnen Familien derselben, zu sehr geschmeichelt; die demokratischen Kantone zu sehr erhoben; und unbedeutenden Dingen zu große Wichtigkeit beigelegt. Er that dieß aus Schonung, um Niemand zu beleidigen. Man sieht seinem ganzen Buche die Aengstlichkeit an, mit der dasselbe geschrieben ist. Oft mildert die Note den Ausspruch des Textes: oft eine zweite Note die erste. Indessen konnte damals seine Geschichte nicht anders geschrieben werden. Jezt wäre vielleicht der Zeitpunkt vorhanden, eine unpartheiische Geschichte der Schweiz zu

schreiben, weil Diejenigen, denen man vorher zu mißfallen fürchten mußte, nun nicht länger furchtbar sind.

Von den Ausländern ist außerordentlich viel, aber ungläublich wenig Richtiges und Zuverläßiges, über die Schweiz geschrieben worden. Drei Reisebeschreiber verdienen vorzüglich gelesen zu werden: ein Deutscher, ein Engländer und ein Franzos: Meiners, Coxe und Ramond. Meiners, unter allen Beschreibern der Schweiz, der zuverläßigste, war zweimal in der Schweiz; gab sich die größte Mühe, Alles auf das Genaueste zu erforschen; war unpartheiisch, und suchte nur die Wahrheit. Daher ist auch, in seiner Reisebeschreibung, Alles, was er selbst sehen und untersuchen konnte, äußerst genau und richtig beschrieben, und nur in den Nachrichten, die er von Andern erfragte, finden sich einige Irrthümer. Indessen hat doch, unter allen Beschreibern der Schweiz, keiner so viele Widersprecher gefunden, als Meiners. Einige derselben bedienten sich sogar einer groben und beleidigenden Sprache gegen ihn. Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. Meiners war der erste, der die Mißbräuche und Nachtheile

theile der demokratischen Regierungsform deutlich zeigte, und besonders die Verfassung des Kantons Appenzell tadelte, welche bisher allgemein für die vortrefflichste unter allen gehalten worden war. Dadurch machte er sich, unter den Schweizern, die Bewunderer dieser Regierungsform zu Feinden; und deren sind viele. Unter den Ausländern aber brachte er die ganze Parthei der neumodischen Französischgesinnten Demokraten gegen sich auf. Zwei Sprecher dieser Parthei, Stuve und Ebel, suchten ihn durch Gründe zu widerlegen, was aber schlecht gelang.

Der Engländer Coxe hat ebenfalls mehr als Ein mal die Schweiz besucht, und sich die größte Mühe gegeben, genaue und richtige Nachrichten zu erhalten. Ich bin hiervon selbst Zeuge, und erinnere mich noch immer mit Vergnügen eines Besuches, den wir einst mit einander dem ehrwürdigen Dichter-Greise, Geßner, auf dessen Landhause im Sihl-Walde, abstatteten. Coxe hat größtentheils richtig gesehen: indessen ist sein Buch dennoch nicht von Fehlern gänzlich frei. Was er aber von dem Lande, den Einwohnern, den Sitten, Ge-

bräuchen und Verfassungen erzählt, ist meistens richtig.

Ramond, ein Franzos, gab sich, mehr als irgend ein anderer Reisender, Mühe, die Schweiz recht genau kennen zu lernen. Er besuchte zu verschiedenen malen dieses Land, und alle Theile desselben; er hielt sich überall, vorzüglich aber in den Alpen, so lange auf, bis er hinlängliche Kenntniße sich erworben hatte; er vermied, so viel als möglich, die gewöhnlichen und gebahnten Wege, auf denen immer ein Reisender dem andern nachtrabt; er ging nach Gegenden, die selten, oder niemals, der Ausländer betritt; und forschte unabläßig. Kein Reisender kam so ausgerüstet, wie er, nach der Schweiz. Er besaß die mannigfaltigsten Kenntniße; er hatte in der großen Welt gelebt, und doch den Sinn für die einfache Natur ungeschwächt behalten; er kam ohne Vorurtheile, und suchte, völlig unbefangen, bloß Wahrheit; er verstand das Schweizer-Deutsch, und alle Abweichungen desselben, besser als kein Fremder, besser als mancher Eingeborne; er war mit den Reisen in den Gebirgen praktisch bekannt, denn er hatte bereits die Pyrenäen

durch-

durchwandert. Leider! reiſete er bloß zu ſeinem eigenen Unterrichte, nicht um ſeine Bemerkungen dem Publikum mitzutheilen. Daher haben wir auch von ihm keine eigentliche Reiſebeſchreibung, ſondern bloß Anmerkungen zu ſeiner Ueberſezung von Coxe. Dieſe wenigen Anmerkungen enthalten eine eben ſo kurze, als richtige und genaue, Schilderung des Landes und ſeiner Einwohner. Vergeblich habe ich Irrthümer in derſelben geſucht. Auch die Darſtellung dieſes Schriftſtellers iſt unübertrefflich ſchön, und die Sprache völlig korrekt. Küttners Briefe eines Sachſen aus der Schweiz verdienen ebenfalls empfohlen zu werden. Man findet, in dieſem Buche, eine richtige, zuverläßige, unpartheiiſche Schilderung des Landes und der Sitten, mit den trefflichſten, ſcharfſinnigſten Reflexionen verbunden, denen ich beinahe durchaus beiſtimme.

Außer den genannten wüßte ich, unter den Beſchreibungen der Schweiz im Allgemeinen, keine zu empfehlen. Indeſſen verdienen, unter Denjenigen, welche einzelne Theile beſchrieben haben, noch viere genannt zu werden, zwei Inländer und zwei Ausländer. Was Mat-

thisson gedichtet und Madame Brunn unübertrefflich schön, geschildert hat, erwähne ich hier nicht: beides ist über mein Lob erhaben.

Der westliche Theil der Schweiz ist vortrefflich, und (wie sich leicht denken läßt, wenn man den Nahmen des Verfassers und seine Hülfsmittel kennt) durchaus richtig beschrieben, in dem vortrefflichen Werke: Voyage historique et littéraire dans la Suisse occidentale. Neuchatel. 1781. zwei Bände in Octav, dessen Verfasser der Herr von Sinner, Bibliothekar zu Bern, war.

Nicht weniger vortrefflich und richtig ist ein Theil der Berner-Alpen, welcher das Sanen-Land genannt wird, beschrieben worden von dem Herrn von Bonstetten, in seinem anziehenden Werkchen: Briefe über ein Schweizerisches Hirtenland.

Von den, so äußerst merkwürdigen, Appenzeller-Gebirgen, und ihren, nicht weniger merkwürdigen, Einwohnern, hat ein Ausländer, Herr Doctor Ebel, eine sehr gute, und, was die Thatsachen betrifft, beinahe durchaus richtige, Beschreibung, unter dem Titel: Schilderung

derung des Gebirgs-Volkes vom Kanton Appenzell. Von Joh. Gottfried Ebel. Leipzig. 1798. 8. herausgegeben. Seine Schlüße aus den beobachteten Thatsachen, sind, so wie seine politische Denkungsart überhaupt, wohl nur ein Produkt des Geistes der Zeit, besonders der Zeit, da das Buch geschrieben wurde. Damals war es Mode, die demokratische Verfassung über alle anderen Staatsverfassungen zu erheben.

Einem anderen, unterrichteten und verdienstvollen, Ausländer, Hrn. Lehmann, verdanken wir eine genaue Beschreibung von Gegenden der Schweiz, die bisher, für die Einwohner der übrigen Schweiz sogar, unbekanntes Land waren. Sein Buch: Die Republik Graubündten, historisch, geographisch, statistisch dargestellt. Magdeburg 1797. zwei Theile in Octav, ist ein Meisterstük in seiner Art: nur hätten die eingerükten Unterredungen mit seinen Eleven wegbleiben sollen. Nicht weniger Lob verdienen seine beiden anderen Bücher: Die Grafschaften Chiavenna und Bormio, nach ihrer bisherigen politischen und geographischen Lage und Verfassung dargestellt.

Leipzig

Leipzig 1798. in Octav, und: Die Landschaft Veltlin, nach ihrer bisherigen politischen und geographischen Lage und Verfassung daraestellt. Magdeburg 1797. in Octav. Höchst unangenehm wird aber das Lesen dieser Schriften, durch die schwankenden, und doch überall zum Vorschein gebrachten, politischen Grundsäze des Verfassers. In seiner Beschreibung von Graubündten schmeichelt er den mächtigen Familien; lobt ihre begangenen Niederträchtigkeiten; entschuldigt ihre Verbrechen; und sucht sogar die Graubündtische Regierungs-Verfassung, welche (wie unwidersprechlich dargethan werden soll) nächst der Walliser-Regierung, die abscheulichste in ganz Europa war, zu vertheidigen, und im schönen Lichte zu zeigen. Nachdem er die grausamen Folterungen und Hinrichtungen der rechtschaffensten und tugendhaftesten Männer, eines Zamber, eines Rusca, eines Baselga, eines Beeli, beschrieben hat, welche gewiß kein Wohldenkender ohne Schaudern und Entsezen lesen wird, fügt er (S. 59) die erbauliche Betrachtung hinzu: "Betrug, Blendwerk, Hinterlist, Intrige, Bestechungen, Verräthereien aller Art, Unterdrükung

drükung des Kleinen, Verleumdung des Rechtschaffenen, findet man am Tago und an der Newa, in Lapland und in Malta. Diese Laster sind allerdings ein Unglük für die Gesellschaft: allein es ist unmöglich, eine ganze Nation von Philosophen und rechtschaffenen Leuten zu finden." — Herrliche Beruhigung, über das Leiden und den Tod so vieler großen und tugendhaften, durch die demokratische Volks-Justiz gemarterten und hingerichteten Edeln, deren Seelen-Größe dem niederträchtigen Haufen, den sie beschämte, läslig wurde!

In seiner Beschreibung der Grafschaften Chiavenna und Bormio macht hingegen Herr Lehmann tiefe Büklinge vor der Großmuth der großen Nation; lekt den Staub vor dem Helden unseres Zeitalters, Bonaparte; spricht von Pitts Intrigen und Englands Guineen, wovon die armen Chiavenner in ihrem Leben keine zu sehen bekommen haben; und dedizirt, wie billig, das Büchlein seinen Freunden, den Französischen Bürgern, Mercier und Maulaz, zu Paris.

Indessen wurde nun auch die Schweiz revolutionsmäßig geplündert. Dieß hielt Herr Leh-

Lehmann (der, während zwanzig Jahren, in der Schweiz, auf Kosten der Schweizer, gelebt hatte) für eine schikliche Gelegenheit, ganze Ladungen von Schimpfwörtern über dieses, so schreklich gemißhandelte, Land auszugießen. Wenn es überhaupt wenig Ehre bringt, des unglüklichen Unterdrükten zu spotten, und dem mächtigen, gewaltthätigen Unterdrüker zu schmeicheln; wenn es wenig Ehre bringt, die Rolle eines Thieres in der Fabel zu spielen, welches dem darnieder liegenden Löwen auch noch einen Hufstreich versezte: so bringt es gewiß noch weniger Ehre, wenn der Löwe zwanzig Jahre lang ein ununterbrochener Wohlthäter gewesen war. Herr Lehmann schrieb: Die sich frei wähnenden Schweizer, ein Buch, welches eine wahre Karrikatur der Schweizerischen Regierungen ist; ein Buch voller Unwahrheiten, Unrichtigkeiten, Ungereimtheiten und Uebertreibungen. Er schrieb es, um der "großen Nation" seine unterthänige Huldigung zu bezeugen, welches denn freilich nicht anders, als auf Kosten der Wahrheit, geschehen konnte. Ich will, zum Beweise daß ich nicht zu viel sage, nur ein paar Stellen anführen. Den Kampf

zwischen den ehrlichen, unglüklichen Bewohnern der kleinen Kantone und den, Alles plündernden und verheerenden, Franzosen, beschreibt er (S. 1) mit folgenden hochklingenden Worten: "Noch kämpfen, in der Schweiz, Freiheit mit Despotie; lächerliche Gebräuche und Vorurtheile des Mittelalters, mit menschlichern Gesezen und Uebungen; Licht mit Finsterniß; Aufklärung und Philosophie, mit Aberglauben und Schwärmerei. Nicht lange kann der Sieg mehr zweifelhaft sein. Der muthige Franke schwinget sein Sieggewohntes Schwert, und bringt den Alpen-Bewohnern Freiheit, die sie zu besizen wähnten; er wekt den schlummernden Patriotismus; er erleuchtet und erwärmt die Herzen seiner Brüder; und wagt muthig sein Leben, um ein tief gesunkenes Volk wieder seiner Ahnen werth zu machen." — Die armen Unterwaldner erhielten von den Franzosen keine andere Erleuchtung und Erwärmung, als die der Brand ihrer, sonst so friedlichen, Wohnungen gewährte! — Auf diese Lobrede der Franzosen folgen bald Schmähungen gegen die unglüklichen, gemißhandelten, verfolgten, nur allzuehrlichen Obrigkeiten der Schweizer-Kantone.

Da

Da werden sie (S. 8) genannt: "Treiber; Rache schnaubende Tyrannen, gegen welche die Fakel der gesezmäßigen Empörung aufgestekt werden müsse." Endlich heißt es gar (S. 81) "Nur den wiedergebornen Franzosen (die klügere Nachwelt wird es dankbar erkennen) war es aufbehalten, die Finsterniß des Aberglaubens zu erleuchten; die Hierarchie vom Throne zu stürzen; die Heuchelei der Priester zu entlarven; die Rechte der Menschheit wieder herzustellen; die Völker auf den Weg der Natur, das ist, auf den Weg zum goldenen Weltalter, zu führen: wenigstens zu diesem allen den ersten Stoß zu geben, und zu zeigen, daß die Vernunft, daß die, von allen pedantischen Spizfindigkeiten gesäuberte, Philosophie, den wahren Vorzug der Menschen ausmache, durch welchen sie die Götter der Erde werden; daß das Jahrhundert, wo nur allein die Geseze der Weisheit, nicht die Menschen allein, herrschen werden, auch das Jahrhundert der individuellen menschlichen Freiheit, und der Glükseligkeit des ganzen Geschlechtes sein werde." — Voller Unwillen lege ich das Buch weg, und kann mich nicht enthalten, innigst zu bedauern, daß

ein Mann, dem es weder an Talent, noch an Kenntnißen fehlt, sich zu solchen niedrigen Schmeicheleien herab lassen mag, die ihm selbst lächerlich und abgeschmakt vorkommen müssen. Von einer Schrift über die Schweiz, welche Herr Lehmann, ohne seinen Nahmen, herausgab, schweige ich lieber. Seiner Geschichte von Graubündten sehe ich indessen mit großem Verlangen entgegen, in der Hofnung, daß er nunmehr seine Ehrfurcht gegen die "große Nation" und den "noch größeren Bonaparte" hinlänglich werde an den Tag gelegt haben, und es künftig den Franzosen überlassen werde, sich selbst zu loben. Sie verstehen dieß ohnehin viel besser, als ihre Deutschen Anhänger, die ihnen immer das Rauchfaß um die Köpfe herum schlagen, und es der großen Nation dennoch nicht zu Dank machen können. Es ist überhaupt ein eigenes Geschlecht, um die Deutschen After-Republikaner. Die Wörter: "Strenge der Sitten, reines Moral-Prinzip, Menschen-Rechte, Unbestechbarkeit" und dergleichen führen sie beständig im Munde, erniedrigten sich aber selbst bis zu den kriechendsten Schmeicheleien gegen die Französischen Machthaber des vormaligen Direktoriums, deren Roheit, Grobheit, Schwelgerei, aufgeblasener Bauernstolz und freche Diebstähle, den Franzosen endlich selbst verächtlich und unerträglich wurden.

Un peu d'or adoucit leur ſevère âpreté;
Ils vantent de *Reubel* l'auſtére probité,
Du ſenſible *Treilhard* la douce tolérance,
Et du bavard *Merlin* l'énergique élo-
quence.

Bei der Beſchreibung des vormaligen Zuſtandes der Schweiz habe ich öfters in der gegenwärtigen Zeit geſprochen, wo vielleicht der Gebrauch der vergangenen Zeit richtiger geweſen wäre. Dieß geſchah Theils deßwegen, weil der Auſſaz zu einer Zeit verfertigt wurde, als Alles das, was ich beſchreibe, noch vorhanden war; Theils aber darum, weil ich mich nicht überwinden konnte, in der vergangenen Zeit zu ſprechen, deren Gebrauch mich unaufhörlich an das fuimus erinnert hätte. Außerdem macht die Beſchreibung in der gegenwärtigen Zeit die Darſtellung lebhafter, und täuſcht über die Uebel, womit die Franzoſen dieſes, vormals ſo glükliche, Land, heimgeſucht haben.

Sollte die gegenwärtige Schrift von dem Publikum nicht ungünſtig aufgenommen werden; ſo dürfte eine, ſchon zum Theil ausgearbeitete, Geſchichte der Schweiz, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, derſelben vielleicht bald nachfolgen.

"Nie vergeß ich Dich, Ober-Hasli, mit der Rieſen-Umzäunung deiner majeſtätiſchen Felſen, über deren ungeheuern Häuptern

die

die Schneekronen der Gletscher glänzen; mit deinen, von allen Seiten herab stürzenden und rauschenden, Wasserfällen; mit deinem, weit ausgebreiteten, Teppiche vom sanftesten Grün, den unzählige Hütten besezen, und die, hier ruhig gewordene, Aar, freundlich durchschlängelt; mit deinen, Griechisch gebildeten, Tannenschlanken, guten, zufriedenen Menschen, unter denen einige mich in Erstaunen sezten, durch die Würde, den Anstand, das Gesittete ihres Betragens, bei aller Einfachheit des Bauernstandes, aus welchem dieses glükliche Thal seine ersten und unmittelbaren Obern selbst erwählte. Auch Dich vergeß ich nicht, fürchterlich schönes Grindelwald-Thal; vergesse nie die, Grausen erregende, Gestalt deines Schrekhornes, und die Wundervolle Wirkung des Mondlichtes auf deine chaotischen Formen. Du Elysisches Münsterthal; ihr Thäler von Unterwalden, von Schwyz und Glarus, Wohnpläze des Friedens und der Redlichkeit: nein, ich vergesse euch nie; euch, und die Schauer des Erstaunens, der Begeisterung und des Entzükens, mit denen ihr mich beseligt habt! O! ihr Stunden, dort gelebt, im Genuße der edelsten Freundschaft, der beßten Freuden, die das Leben gewähren kann, seid ihr, nie wiederkehrend, hinab gerollt, in die Urne der Unendlichkeit, wie die fort strömenden Gewässer der Berge sich verlieren in den Ozean? Warum

stehet ihr so fest, ihr fühllosen Felsmassen? Warum grünet ihr immer wieder, liebliche Thäler, wenn das was schöner, erhabener ist, als ihr, wenn Friede und Freundschaft, Tugend und Freude, nur zerstörbare, leicht dahin flatternde, Träume der getäuschten Seele sind; wenn sie nirgends ein bleibendes Dasein haben, als in der unsterblichen Sehnsucht des Menschen?"

Daß ich das Gedicht, womit das Buch anfängt (Klagen eines Schweizers im Jahre 1799) habe einrüken lassen, darüber muß ich vielleicht den Leser um Verzeihung bitten, weil dieses Gedicht kein anderes Verdienst hat, als Wahrheit der Empfindungen. Es entstand zufällig, und entquoll, gleichsam unwillkührlich der bedrängten Brust, im Oktober 1799, auf dem Schlachtfelde am Zürcher-See, wo hoch aufgethürmte Gräber, zerstreute und zerrissene Kleidungsstüke, verbrannte, ausgeplünderte und verlassene Wohnungen, verheerte Felder und Weinberge, noch allzusichtbar die Stelle bezeichneten, wo wenige Tage zuvor die schrekklichste aller Schlachten vorgefallen war, in welcher leider! auch Schweizer gegen Schweizer gefochten hatten. Bei diesem Anblike gingen die Empfindungen, fast unwillkührlich, in Worte über.

Vorrede des Herausgebers.

Die Königinn von Schweden Christina traf einst, auf ihren Reisen, zufällig ein Buch an, welches ihre Lebensgeschichte sein sollte, und dessen Verfasser sich bemühte, die Gründe ausführlich aus einander zu sezen, warum sie ihre Krone niedergelegt hätte. Dabei gab er sich das Ansehen, als wäre er von Allem ganz genau unterrichtet. Die Königinn blätterte in dem Buche, las auch, da und dort, einige Seiten, und legte es dann nieder, mit der Aeußerung: "Derjenige, der dieß geschrieben hat, wußte die Wahrheit nicht, und Diejenige, die die Wahrheit weiß, wird sie nicht schreiben." Dieselbe Aeußerung habe ich von verständigen Männern in der Schweiz gehört, so oft eine neue Beschreibung ihres Vaterlandes die Presse verließ. Flüchtige Reisende konnten unmöglich, während eines kurzen Aufenthaltes, in das In-

nere einer so verwikelten, so äußerst zusammengesezten, Staatsverfassung eindringen, deren schwache Seite jeder Einheimische den Augen eines jeden Fremden sorgfältig zu verbergen sich bemühte; der Einheimische aber hütete sich wohl, die, ihm bekannten, Gebrechen seiner vaterländischen Verfassung vor den Augen des Publikums aufzudeken. Es stand Lebensstrafe darauf, dieß zu thun, und Waser, einer der trefflichsten Köpfe, ward (denn nun ist es kein Geheimniß mehr) wegen der Aufsäze, die er an Schlözer geschikt hatte, hingerichtet. Was hätte nun den eingebornen Schweizer bewegen sollen, eine so gefährliche, so wenig ruhmvolle Bahn zu betreten, von welcher er nicht den mindesten Vortheil zu erwarten hatte. Es ist daher ganz natürlich, daß von der inneren Verfassung jenes berühmten Landes, ungeachtet einer darüber geschriebenen Bibliothek, noch so wenig bekannt worden. Und, was am Meisten auffallen muß, selbst jezt, da die alten Regierungen gänzlich umgestürzt sind, ist noch von keinem, der es wissen konnte, von keinem Einheimischen, auch nur Eine Zeile zur Enthüllung der vorigen Verfassung, geschrieben

worden.

worden. So tief eingewurzelt ist, in der Brust eines jeden Schweizers, der Grundsaz, welcher ihm, von seinen Kinderjahren an eingeprägt wird, über die politische Verfassung seines Vaterlandes niemals anders, als mit größter Vorsicht und Behutsamkeit, zu sprechen und zu schreiben.

Der Verfasser der Bändereichen geheimen Geschichte des Rastadter Friedens-Congresses (welche aber nichts geheimes, und nicht einmal etwas Interessantes enthält) läßt sich sogar herab, die abgeschmaktesten Maaßregeln des vormaligen Helvetischen Direktoriums zu loben und zu preisen: Maaßregeln, die, von der nachmaligen vollziehenden Kommission selbst, für abgeschmakt und verderblich öffentlich erklärt wurden. Es fehlt nicht viel, daß er sich vor den jezigen Machthabern tief in den Staub niederwerfe, und sich, für seine Verbannung aus der Schweiz, unterthänigst bedanke. So tief eingewurzelt ist schon, bei vielen Schweizern, die Gewohnheit, jedem zu schmeicheln, der die Macht in Händen hat, und nie anders, als mit tiefster Ehrfurcht, von den Gewaltigen zu sprechen. "Es schmerzt mich," sagt die

Frau

Frau von Berlepsch (und Wen schmerzt es nicht?) "es schmerzt mich tief, wenn ich erfahre, daß der Druk der Umstände und eine ängstliche Klugheit, diese gefährliche Klippe der Moralität, auch die Beßeren unter den Schweizern verhindert, freimüthig zu sein, und sie nicht etwa nur zum Schweigen, sondern sogar zu einer Sprache zwingt, welche beiträgt, die Verleumdungen gegen die vorigen Regierungen, und den Wahn eines verbesserten, oder doch zur Verbesserung führenden, Zustandes, zu unterstüzen." *)

*) Der Verfasser der jezt dem Publikum mitgetheilten Schrift, ist noch vor gänzlichem Abdruk derselben aus der Welt gegangen; in einem Theile derselben wird man also die lezte Hand vermissen, man wird indessen auch selbst in diesen fragmentarischen Nachrichten den Geist, die Wahrheitsliebe und die Einsichten des wohl unterrichteten Verfassers nicht vermissen.

Klagen des Schweizers, im Jahre 1799.

Eine Parodie. Nach Uz.

Wie lang zerfleischt, mit eig'ner Hand,
Helvetien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land,
Sich selbst, und seinen Ruhm, zu schlauer Feinde Freude?

Ich sah im Thal, sah auf der Höh'
Das Blut der Schweizer Stromweis fließen.
Wo, an dem Rebenreichen See,
Sonst Geßners Leyer klang, vom Ufer Schiffe stießen,

Da sah ich Spuren unſ'rer Wuth.
Auf jeder Flur, an jedem Strande,
Ach! überall floß Schweizer-Blut:
Nicht zu der Schweizer Ruhm; nein, zu der Schweizer Schande!

Erobert sind wir, unterthan,
Und Preis gegeben fremden Heeren.
Verwüstung zeichnet ihre Bahn;
Und was der Fleiß erwarb, hilft Uebermuth ver=
zehren.

Vor ihnen her entflieht die Ruh.
Auf den Gebirgen, in den Auen,
Wo vormals, neben seiner Kuh,
Der frohe Aelpler sang, herrscht Einsamkeit,
herrscht Grauen.

O Schande! Sind wir Euch verwandt,
Ihr Schweizer jener beßern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr, als den härtsten Tod im Arm der Freiheit,
scheuten?

Wir, die uns trägem Luxus weih'n,
Geschwächt vom Gifte fremder Sitten;
Wir sollten deren Enkel sein,
Die rauh, doch furchtbarfrei, für ihre Berge
stritten!

Die Berge, wo ihr Ruhm noch jezt
Um die beschneiten Felsen schwebet:
Wo, als ihr Stahl vereint geblizt,
Ihr ehrner Arm gesiegt, und Oesterreich gebebet!

Wir schlafen, da die Zwietracht wacht,
Hoch ihre bleiche Fakel schwinget,
Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
Ihm stets zur Seite schleicht, von Furien umringet.

Ihr Nattern-Heer zischt uns ums Ohr,
Die Schweizer-Herzen zu vergiften:
Und wird, kommt ihr kein Tell zuvor,
In Tellens Vaterland ein schmählich Denkmahl stiften.

Der Adler sieht gelassen zu,
Und bleibt, bei ganzer Länder Schreien,
Stets unerzürnt, in träger Ruh,
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleien.

Schreiben des Verfassers an den Herausgeber.

Bern, im März 1800.

Sie verlangen von mir, mein theurer Freund, Nachrichten, über den jezigen Zustand des vormals glüklichen Landes, in welchem ich nunmehr zwanzig Jahre verlebt habe. Ich sei, sagen Sie, gerade der Mann, welcher etwas Zuverlässiges über diesen Gegenstand Ihnen mittheilen werde, indem ich, als Fremder, kein anderes Interesse an den Revolutions-Händeln nehmen könne, als das Interesse der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, und daher auch, zwischen beiden, mit Leidenschaft streitenden, Partheien, ein ruhiger, unbefangener, kaltblütiger, leidenschaftloser Zuschauer sein müsse, der keinen Vortheil davon haben könne, die Wahrheit zu verhehlen, dennoch aber, als Augenzeuge, unterrichtet genug sein werde, um sie zu kennen, und der sich auch nicht, durch Furcht vor Einer der beiden Partheien, abhalten lassen dürfe, dieselbe unverhohlen zu sagen. Alles dieses zugegeben, ist es dennoch keinesweges so leicht, als Sie zu glauben scheinen, die Wahrheit zu erforschen, die Wahrheit zu sagen, und, mitten unter leidenschaftlichen Menschen, selbst leidenschaftlos zu bleiben. Man kann nicht kaltblütig das Hohnlachen

des Bösewichtes und die Thränen des Rechtschaffenen erbliken. Dergleichen Auftritte sehe ich aber täglich vor meinen Augen. Und Sie könnten glauben, daß sich nicht zuweilen das Herz in meinem Innersten umwenden sollte, wenn ich die Unschuld gekränkt und unterdrükt sehe, ohne daß ich ihr helfen kann? Nein, mein Freund, wer dabei kaltblütig bliebe, der müßte ein neumodischer, atheistischer Revolutionair sein. Wärme werde ich also zuweilen in meine Erzählung zu bringen nicht unterlassen können; aber eine sanfte Wärme, die mich zu keiner Ungerechtigkeit verleiten, niemals in Leidenschaft übergehen soll: nicht ein verzehrendes Feuer, wie in den Schriften des Mallet Dupan brennt; nicht eine frostige Kälte, wie in den Schriften eines Genz, dessen Herz an Planen, die zur Vervollkommnung der Menschheit dienen sollen, keinen Gefallen findet, dem die Wörter Freiheit und Menschenrechte lächerlich sind, und der, in der Rastadter Mord-Geschichte (von welcher selbst der Kaiser, am Reichstage, in den stärksten Ausdrüken der Verabscheuung sprechen ließ) weiter nichts sieht, als die gute Gelegenheit, ein paar Bogen zu füllen.

Um sich von dem jezigen Zustande der Schweiz, und von der Schweizer-Revolution überhaupt, einen richtigen Begriff machen zu können, muß

man den vormaligen Zustand dieses herrlichen Landes gekannt haben. Ungeachtet der großen Menge von Schriften, welche über die Schweiz geschrieben sind, ist es dennoch, für den Ausländer, schwer, sich von dem vormaligen Zustande unseres Landes eine, der Sache angemessene, Vorstellung zu machen. Daß die Schweiz das schönste Land von Europa ist; daß die Bewohner derselben, in glüklicher Ruhe und Freiheit, ohne Druk und Abgaben, zufrieden lebten; daß, ungeachtet des mageren und steinigen Bodens, Fleiß und Betriebsamkeit hier beträchtliche Geld-Summen angehäuft hatten: dieß sind bekannte Thatsachen, die jeder Reisebeschreiber sah und erzählte. Allein auf welche Weise die, mehr als hundertfach verschiedenen, Verfassungen, die in dem kleinen Lande vorhanden sind, in einander passen; in welchen Verhältnissen dieselben gegen einander stehen; was für Einfluß sie auf den Karakter des Volkes haben; wie die verschiedenen Theile desselben Kantones so ganz verschieden regiert werden; wie großen Einfluß die Verschiedenheit der Religion auf die Denkungsart äußert; wie Viehzucht, Akerbau, Wiesenbau, Weinbau, mancherlei Fabriken und Manufakturen, jedem Kantone ein eigenes Interesse geben: dieß, und viele andere Dinge, findet man in keiner Reisebeschreibung. Denn dazu gehört eine genaue Kenntniß

niß des Landes, welche nur ein langer Aufenthalt in demselben zu verschaffen vermag. Nur der allein aber, der diese Kenntnisse besizt, ist im Stande, richtig zu beurtheilen, in wie fern es möglich, oder thunlich sei, ein solches Chaos in eine Eine und untheilbare Republik umzuschaffen. Es wird alsdann der ganze Gang, den die Revolution in der Schweiz genommen hat, sich leicht erklären lassen, und Manches deutlich und klar werden, was bisher unbegreiflich war. Ferner wird alsdann das künftige Schiksal der Schweiz im Allgemeinen, und jedes einzelnen Theiles derselben insbesondere, sich unschwer im voraus bestimmen lassen; besonders wenn, wie wir thun wollen, das Verhältniß und Staats-Interesse der benachbarten Mächte, nebst dem Karakter der handelnden Hauptpersonen, dabei in Betracht gezogen wird.

Die Natur in der Schweiz hat so viel Großes und Erhabenes, die Sitten der Einwohner haben so viel Eigenthümliches und Außerordentliches, daß auch die einfachste Beschreibung beider, sobald nur die Ausdrüke einigermaßen gewählt sind, Demjenigen, der diese Wunder der Natur nicht aus eigener Betrachtung kennt, nothwendig Dichtung, Uebertreibung, zu sein scheinen muß. Damit nicht den folgenden Blättern dieser Vorwurf gemacht werde, vertheidige ich mich, im Voraus, mit

einer Stelle des berühmten Schweizerischen Geschichtschreibers Müller, die auch auf meine Arbeit vollkommen passend ist: "Vielleicht muß, „wegen der sonderbaren Beschaffenheit der, in die„sem Buche beschriebenen, Gegenden, Ein mal ge„sagt werden, daß nicht Eine Sylbe in diesen Be„schreibungen vorkommt, welche der Verfasser nicht, „als Augenzeuge, oder doch aus den zuverlässigsten „Berichten, als genau gewähren dürfte. Also, „wenn sie Poesie scheinen, so ists, weil, nach der „Urbedeutung, die Natur selbst Poesie (ποιησις) „ist. In den Alpen ist sie gleichsam Epopee." Damit man meinen Schilderungen desto eher Glauben beimesse, habe ich, in dem beschreibenden Theile des nachstehenden Buches, der Worte fremder und bewährter Schriftsteller mich lieber bedient, als meine eigenen Beobachtungen erzählt, welche die Beschreibungen jener Gelehrten bestätigen. Recht vorsäzlich sind, in diesem Theile meines Buches, die schönsten Blumen fein empfindender Schriftsteller ausgehoben, an einander gereihet, und zusammen geflochten worden. Wer wird nicht gern einige Stunden bei der Betrachtung einer Gallerie, nach der Natur gezeichneter, Aberlischer Gemählde verweilen? Dagegen bin ich, in dem raisonnirenden Theile meines Buches, bloß eigenen Vernunftschlüssen gefolgt. Ich habe die

hundert

hundert verschiedenen Verfassungen der Schweiz, seit vielen Jahren, recht eigentlich studirt, und, ohne mich, durch irgend ein allgemein angenommenes Vorurtheil, zu Gunsten dieser, oder zum Nachtheile jener, irre machen zu lassen, genau untersucht, was für Folgen sie hervor bringen. Das Innerste der Schweizerischen Regierungsformen, vorzüglich der demokratischen, wird man daher in keinem Buche so entwikelt und dargestellt finden, als es hier geschieht. Daß ich mich zuweilen, besonders bei Beschreibung schöner Natur-Scenen, meiner Empfindung überließ, wird doch hoffentlich nicht als ein Fehler angesehen werden.

Und nun, mein Freund, übergebe ich Ihnen dieses Manuskript, und überlasse Ihnen seine Bekanntmachung. Möchte ich die Freude erleben, den Zwek, den ich bei Abfassung desselben hatte, wenigstens zum Theil erreichen zu können!

Bald nachdem die Einen und untheilbaren Republiken Mode geworden, und dergleichen in Frankreich, in Holland, in Italien, bereits errichtet waren, kamen einige Schwindelköpfe in der Schweiz auf den Gedanken, die Eine, aber theilbare, Republik ihres Vaterlandes, ebenfalls in eine untheilbare zu verwandeln. Nur Leidenschaft, Schwärmerei, Unwissenheit, und gänzlicher Mangel an Kenntniß der ersten Gründe der Staatswissenschaft, konnten einen solchen Gedanken erzeugen. Eine richtige Kenntniß der Lage und Verfassung der Schweiz, mußte die Unmöglichkeit, ein solches Unternehmen auszuführen, auf den ersten Blick zeigen. Es verhält sich mit der Schweiz ganz anders, als mit Frankreich, oder mit Holland. Frankreich, Holland, waren Länder, die bereits nach einer gewissen, einförmigen und festgesezten, Staatsverfassung beherrscht wurden; deren verschiedene Provinzen einerlei Interesse, Religion, Sprache, Lebensart, Regierungsform, Sitten und Aufklärung, bisher schon gehabt hatten. Der Franzos von Marseille und der Franzos von Rouen hatten einerlei Sitten, Sprache, Religion: so auch der Holländer von Helvoet-Sluys und der Holländer von Franeker. Bei allen Veränderungen in der Verfassung, welche in einem solchen Lande vorgenommen wurden, war der Eindruk gleichförmig

nig im ganzen Lande, weil die Denkungsart der Einwohner gleichförmig, und ihr Intereſſe einerlei war. Die neue Regierung hatte daher in Frankreich einen ſicheren Maßſtab, wornach ſie die Geſinnungen des Volkes beurtheilen konnte. Ein Geſez, worüber der Pariſer murrte, erregte zuverläſſig auch Mißfallen zu Rennes, oder zu Dijon; und was dem Pariſer mißfiel, das mißbilligte gewiß auch der Marſeiller. Nur äußerſt wenige Geſeze fielen einzelnen Provinzen zu Laſt, wie z. B. die neuen Abgaben von dem Tabaksbaue, welche vorzüglich das Elſaß trafen, und das Geſez, wodurch die Einziehung der Kirchengüter der Proteſtanten beſchloſſen ward, welches ebenfalls vorzüglich das Elſaß betraf. Nur in dieſen, äußerſt ſeltenen Fällen, war das Intereſſe eines einzelnen Theiles des Reiches verſchieden von dem Intereſſe der übrigen. In der Schweiz verhielt ſich Alles ganz anders. Die einzelnen Theile dieſes kleinen Ländchens ſind verſchieden unter ſich, in Rükſicht auf Klima, Naturprodukte, Bevölkerung, Sprache, Lebensart, Religion, Sitten, Art ſich zu nähren, Reichthum und Aufklärung. Ungeachtet der großen Menge von Schriftſtellern über die Schweiz, wird man doch ſchwerlich Einen finden, der auf die innere Einrichtung der Schweiz, auf das Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen,

und

und des Ganzen zu den einzelnen Theilen, Rükſicht genommen hätte. Selbſt bei den beiden beßten und zuverläſſigſten, bei Meiners und Coxe, ſucht man vergeblich Belehrung über dieſen Punkt. Da nun, ohne eine genaue Kenntniß der innern Verfaſſung der Schweiz, die Wirkungen der neueſten Revolution unmöglich richtig beurtheilt werden können: ſo hoffen wir den Dank unſerer Leſer zu verdienen, wenn wir ſie in den Stand ſezen, ſich davon einen richtigen Begriff zu machen.

Die Schweiz, ein kleines Land, welches kaum tauſend Quadratmeilen an Flächen-Inhalt enthält, liegt zwiſchen Deutſchland, Frankreich und Italien. Der Rhein, die hohen Alpen, der Genfer-See und das Jura-Gebirg, ſind ihre natürlichen Grenzen: indeſſen gehören doch noch einige Stüke Landes jenſeits derſelben zu ihrem Gebiete. "Die Alpen, der Berg Jura und der Rheinſtrom, ſind ſowohl die Feſtungen ihrer Freiheit, als die Vormauer ihrer Nachbarn."

Dieſes kleine Land wird von ungefähr zwei Millionen Menſchen bewohnt, welche auf die mannigfaltigſte Weiſe von einander abweichen. Die Natur hat ſie zwar, zwiſchen hohen Gebirgen und tiefen Gewäſſern, von allen Seiten zuſammengedrängt; Nachbarſchaft, Nothwendigkeit, Abſcheu vor Zwang und Druk von jeder Art, Tapferkeit,

und

und eine gewisse Gleichförmigkeit der Denkungsart, haben sie zwar einigermaßen vereinigt: dennoch aber scheinen sie gar nicht bestimmt, Ein Volk auszumachen. Das einzige Band, was sie zusammen hält, ist die Vertheidigung gegen Fremde, der tief eingewurzelte Abscheu vor dem Joche der Ausländer: weiter haben sie wenig oder Nichts mit einander gemein. Aus diesem, eben so neuen, als lehrreichen, und an wichtigen Folgerungen fruchtbaren, Gesichtspunkte, wollen wir nunmehr die Schweiz betrachten.

"Es ist dem Naturforscher, wie dem Philosophen, gleich wichtig, den Einfluß genau zu untersuchen, den die physische Beschaffenheit eines Landes auf dessen Bewohner äußert. Richtige, in allen Gegenden angestellte, Beobachtungen über diesen Gegenstand, würden reichhaltigen Stoff zu manchen lichtvollen Aufschlüssen über die thierische Oekonomie darbieten. Niemand bezweifelt, daß Klima, Luft und Boden, auf die Gesundheit des Menschen merklich einwirken, und daß in deren Beschaffenheit die entfernten Ursachen von bestimmten physischen Erscheinungen in dem thierischen Körper, z. B. von den Krankheiten, gesucht werden müssen. Allein weniger anerkannt ist der große Einfluß der physischen Lage einer Gegend auf die Empfindungs- und Seelen-Kräfte ihrer Bewohner. Von der Wahrheit

Wahrheit dieser Beobachtung wird sich Jeder überzeugen können, welcher die Eigenschaften des Lichtes und der Luft studirt, und die außerordentliche Rolle überdenkt, welche diese, zum Leben wichtigsten, Prinzipien, in allen organisirten Körpern, und besonders bei der Animalisation, spielen. Ich überlasse es der Physik und Physiologie, die bestimmtesten Beweise hierüber, aus den Gesezen der organischen Natur, darzulegen, und bleibe hier nur bei den auffallenden Phänomenen stehen, welche mir, in diesem Betracht, bei unserem Bergvolke sehr merkwürdig scheinen." a)

Zufolge dieser gegründeten Aeußerung, die mit meinen eigenen Ideen und Beobachtungen völlig übereinstimmt, wird es vor allen Dingen nöthig sein, die physische Natur und Beschaffenheit des Landes genau zu beschreiben, und über das Klima der Schweiz sowohl, als dessen Einfluß auf ihre Bewohner, einige Betrachtungen anzustellen. So wie Büsching die Geschichte eines jeden Landes in seine Geographie desselben aufnahm, weil diese öfters ein unerwartetes Licht auf den gegenwärtigen Zustand desselben verbreitet: so muß auch, und aus demselben Grunde, die Geschichte eines Landes allemal von seiner Geographie und Statistik ausgehen, wofern sie lehrreich werden soll.

In

a) Ebel über die Gebirgsvölker der Schweiz. S. 379.

In Rükſicht auf das Klima findet, zwiſchen den verſchiedenen Theilen der Schweiz, die allerauffallendſte Verſchiedenheit ſtatt. Bei weitem den größten Theil der Schweiz nehmen hohe, unfruchtbare, unzugängliche, mit ewigen Eiſe und Schnee bedekte, Gebirge ein, wo Rauhigkeit der Witterung und Unfruchtbarkeit des Bodens dem Menſchen keinen beſtändigen Aufenthalt geſtatten. In den Ebenen, an den Ufern des Bodenſees, des Genferſees, des Rheines und der Limmat, iſt das Klima gemäßigt, wenig verſchieden von dem benachbarten Deutſchlande und Frankreich. In den Thälern, z. B. an dem Ufer der Rhone im untern Wallis, iſt im Sommer die Berghize unausſtehlig, im Winter die Kälte. Jenſeits der Alpen, in den, zur Schweiz gehörigen, Italieniſchen Vogteien, findet ſich das Klima Italiens. Und zwar iſt dieſe Veränderung äußerſt ſchnell, beinahe plözlich, und daher um ſo viel mehr auffallend. So liegt z. B. am Oeſtlichen Ende des Wallis, unweit der Quellen der Rhone, ein hohes Gebirg, der Griesberg genannt. Man ſteigt mehrere Stunden lang von Bergen auf Berge, von Gletſchern auf Gletſcher, über Schnee und Eis, in die Höhe, bis man auf den Gipfel dieſes Gebirges gelangt. Dann zeigt ſich eine, mit ewigem Eiſe bedekte, Ebene, von einigen Stunden in der Länge,

und

und Einer Stunde in der Breite: ein wahres Eis-Meer. Rund umher erblikt der Reisende Nichts, als die Spizen verwitterter Felsen, die beschneieten Gipfel der höchsten Gebirge; keine Spur von Vegetation, viel weniger irgend etwas Belebtes. Die traurige Stille dieser Einöde wird bloß durch das Krachen des Eises, das Donnern herabrollender Schneelauinen und die eigenen Tritte des Wanderers, unterbrochen. Nichts grünet, Nichts blühet, Nichts athmet in dieser schreklichen Wüste. Gelangt aber der Reisende an das andere Ende dieses Eis-Thales, und fängt an, abwärts zu steigen: so verlieren sich bald Schnee und Eis; es zeigen sich Granit-Felsen, Quarz-Blöke, mit Moos und Flechten bedekt. Ist man über diese erst einige Stunden lang abwärts geklettert, so eröffnet sich gleichsam eine neue Welt. Laue Lüfte, mit Wohlgerüchen vermischt, kommen dem Wanderer aus den Ebenen Italiens entgegen. Bald wird es wärmer, und endlich heiß. Ist man erst in das Thal gelangt, und durch das Dorf Formazzo hindurch gekommen; so reiset man beständig unter Lauben von Weinreben, durch welche, zur Linken und zur Rechten, weite Ebenen sich zeigen, die mit Feigenbäumen besezt sind, zwischen denen sich Weinreben herum schlingen. So nahe sind, in diesem sonderbaren Lande, Winter und

Sommer;

Sommer; so groß ist die Vermischung der verschiedenen Klimate!

Die Schweiz hat, dem zufolge, innerhalb ihrer Gränzen, ein dreifaches Klima; das kalte Klima, das gemäßigte Klima, und das heiße Klima. Jedes einzeln wollen wir nun etwas genauer beschreiben, indem eine gründliche Untersuchung, über die dem Lande nüzlichste Staatsverfassung, von einer genauen Kenntniß des Landes ausgehen muß. Um über die belebte Natur richtig zu urtheilen, muß man sich vorher mit der unbelebten bekannt machen, die derselben zur Grundlage dient.

Das kalte Klima ist das Klima der hohen Gebirge, des größten Theiles der Schweiz. Mitten in dem schönsten und fruchtbarsten Theile von Europa findet sich diese ungeheure Alpenkette, auf welcher das Klima von Lappland, von Grönland und von Spizbergen, herrscht. Es sind hohe und steile Granitfelsen, so alt als die Welt, die, bei unzählichen Erschütterungen, Revolutionen und Veränderungen um sie her, seit Jahrtausenden unverändert, unrevolutionirt und unerschüttert, geblieben sind. Mancher Berg der zweiten Größe bildete sich indessen an ihrem Fuße, und stürzte wieder ein; mancher Fluß nahm einen anderen Lauf; mancher große und kleine See entstand; mancher

wurde wieder ausgefüllt. Bei allem Getümmel, was, in der todten und in der belebten Natur, an ihrem Fuße die Luft erschüttern mag, sind ihre beschneieten Gipfel immer ruhig, die Luft still, und der Himmel heiter. Der, mit ewigem Schnee und Eise bedekte, Gipfel der höchsten Berge, von keinen menschlichen Tritten bestiegen, von keinen lebendigen Geschöpfen besucht, erscheint, in blendendem Glanze, durch den ihn umgebenden Aether, und hebt, in feierlicher, majestätischer Stille, weit über das Gewölke, sein weißes Haupt, gegen den, hier dunkelblauen, Himmel empor: gleich dem leidenschaftlosen, ruhigen Gemüthe des Weisen, sind die Strahlen der Sonne nicht vermögend, ihn zu erwärmen, Ungewitter und Stürme erreichen ihn nicht.

An dem Fuße dieser hohen Eisberge liegen die Vorgebirge, die eigentlichen Alpen, deren zartes Gras dem Viehe zur Nahrung dient. Das Innere jener Berge enthält Krystalle, welche, von den Krystallgräbern, mühsam gesucht werden, und edle Metalle, welche die Politik den Schweizern zu gewinnen nicht erlaubt. Die einzigen Thiere, welche die höchsten Schneegebirge zuweilen besuchen, sind: der Lämmergeier, ein ungeheurer Raubvogel, der Hasen, Lämmer, oft sogar Kinder, raubt, und seinen Jungen ins Nest bringt; die Gemse;

der

der Bär; der Wolf; der Luchs; der Alpenhase und das Murmelthier.

Steigt man, von der Ebene, zu dem Gipfel der Eisgebirge empor: so kommt man durch alle Klimate, von dem gemäßigten bis zu dem kältesten, in eben der Folge, als wenn man aus dem gemäßigten Himmelsstriche nach dem Pole zu reiste. Am Fuße des Gebirges ist die Wärme gemäßigt, die Fruchtbarkeit groß. So wie man höher steigt, nimmt allmählich die Wärme ab, und, gleichförmig mit derselben, auch die Vegetation. Bäume und Sträucher werden seltener, und sind kleiner; das Gras ist niedrig und zart; die Pflanzen erheben sich kaum aus der Erde; die Thiere, welche man antrifft, sind lauter solche, die nur dem hohen Norden angehören. Ist man zu einer Höhe von sieben bis acht tausend Fuß über das Meer empor gestiegen: so befindet man sich gänzlich in dem Klima von Spizbergen und Grönland. "Das Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat." Der Sommer dauert hier höchstens vierzig Tage; und auch dieser kurze Sommer wird noch oft durch Schnee unterbrochen a). Innerhalb weniger Stunden hat man gegen vierzig Grade der Breite durchreiset; alle, dazwischen

a) Hallers gesammelte kleine Schriften. Bd. 3. S. 147.

vorhandenen, Grade von Wärme empfunden; die Erzeugnisse der verschiedensten Himmelsstriche gesehen; die mannigfaltigsten Pflanzen und Thiere (von denen, die das heiße Italien hervorbringt, bis zu denen, die in den Polar-Ländern sich aufhalten) angetroffen. Endlich gelangt man in die, vorher beschriebene, Region, wo Nichts mehr wächst, Nichts mehr athmet. Darin unterscheidet sich indessen wesentlich dieses Klima von dem Klima der Polar-Länder, daß auf den höchsten Alpen ein beständig heiterer Himmel, und nur selten unterbrochener Sonnenschein herrscht, während in der Nähe des Poles ein anhaltender dichter Nebel dem Auge jede Aussicht entzieht.

Die allerhöchsten Gebirge, die eigentlichen Gletscher, wie der Montblanc, das Schrekhorn, die Jungfrau, sind völlig unzugänglich und unersteigbar. Das Eis, woraus sie bestehen, ist härter, schwerer, unauflösbarer im Wasser, widersteht der Wärme stärker, als unser gewöhnliches Winter-Eis, und hat eine blaue, oder meergrüne Farbe. Man sieht, an den Stellen, da die Flüsse entspringen, öfters tief in den Gletscher hinein, unter welchem das Wasser, aus einem unermeßlichen Eis-Gewölbe, hervorquillt. So erstrekt sich das ewige Eis bis in das Bergthal hinab, bis in die fruchtbaren Kornfelder, und in die, mit hohem

Grase

Grase prangenden, Wiesen. Man kann (und dieß ist buchstäblich wahr) an mehreren Orten, mit Einer Hand den Gletscher, mit der anderen reife Kornähren berühren. Dieselbe Hize, welche das Getreide reift, vermag nicht dieses ewige Eis zu schmelzen.

Außerordentlich ist der Eindruk, den der Aufenthalt in diesen hohen Gebirgen auf den Menschen macht. Hier wird der Mensch ganz eigentlich durch die leblose Natur gebildet: denn hier ist Nichts um ihn, als die erhabene leblose Natur. Unübersehbare Flächen, aus deren glänzend weißem Schnee hier und dort ein ungeheurer Granitblok empor ragt, gleich einer Insel im Meere; rund umher Felsen auf Felsen, und Gebirge auf Gebirge gethürmt. Die Sonne erscheint ganz anders, als in der Ebene. Sie scheint kleiner, wirft keine Strahlen, leuchtet glänzender, mit blendend weißem Lichte. Ihr Rand ist scharf abgeschnitten, und, in weiter Entfernung hinter ihr, erblikt man das finstere, dunkelblaue Gewölbe des Himmels. Man sieht in die Unermeßlichkeit gleichsam hinein. Dabei eine außerordentliche Hize, welche die Strahlen der Sonne in der heiteren und reinen Luft verursachen. Dieß sind die Empfindungen bei Tage. Bevor noch die Sonne untergeht, folgt, auf die große Hize, eine, nicht weniger empfindliche, Kälte. Wann dann die Sonne längst schon untergegangen ist,

und Schatten das Thal bedekt, vergoldet sie, noch mehrere Stunden, die weißen Spizen der Eisgebirge, bis sie endlich auch diesen ihre lezten Strahlen, allmählich, als trennte sie sich ungern, entzieht. "Lange schon dämmert Finsterniß in dem Thale, und noch glänzet der Gipfel. Von ihm, wie von einem leuchtenden Körper, fallen alle Farben der Abendröthe, als der Abschiedskuß der untergehenden Sonne, auf die Weiden und Heerden zurük." Das sanfte rosenfarbene Licht geht dann zulezt in einen milden goldgelben Schimmer über, welcher die ganze, in Finsterniß begrabene, Gegend erleuchtet, und gleichsam "aus höheren und reineren Regionen, als in denen unsere Sonne brennt, herab zu fallen scheint." Dieses goldene himmlische Licht glüht nicht so stark, als der gewöhnliche Purpur der Schneeberge; es leuchtet aber viel stärker, indem es einen gemilderten Abglanz auf die tiefer liegenden Schneegefilde wirft, welche dadurch gleichsam zu Staffeln des Thrones der nahen Gottheit erhöht werden. Ungerührt zu bleiben, bei diesem Anblike, ist unmöglich. Ich habe kaltherzige Atheisten gesehen, die, am Fuße des Montblanc, nieder fielen, auf ihr Angesicht, und das schaffende Nichts anbeteten. Die Thoren! — Die Gefühle, welche Jeden, dessen Empfindungen nicht, durch die künstliche Kälte des neumodi-

schen

schen Atheismus, gänzlich erstarrt sind, ergreifen müssen, wann er, aus dem Lauterbrunnen-Thale, den Gipfel der nie bestiegenen Jungfrau, oder, aus dem Thale von Chamouni, den Montblanc, aufmerksam betrachtet, hat Niemand richtiger dargestellt, als Meiners. "Ungeachtet," sagt er, "man hier gleichsam in eine ganz erstarrte, und vielleicht nie belebte, Schöpfung hinein schauet: so offenbahret sich doch der Schöpfer gewiß nirgends herrlicher, als in diesen Wüsten der Natur. Und ich glaube kaum, daß irgend ein, nicht ganz gefühlloser, Mensch, die Jungfrau zum ersten male betrachtet hat, ohne von ihren Höhen sich unmittelbar zu ihrem unsichtbaren Urheber hinauf zu schwingen. Wo man seine Augen auch hinwendet, drängen sich, von allen Seiten her, erschütternde Bilder und Spuren von Allmacht, Ewigkeit und Unermeßlichkeit, auf. Wer anders, als der Allmächtige, konnte diese Felsen-Massen aufthürmen, deren Höhen menschliche Augen kaum zu erreichen, und von deren Umfang sie nimmer nur einen kleinen Theil zu umfassen im Stande sind? Wer anders, als der Ewige, konnte diese Berge gründen, die so vielen, uns unbekannten, Jahrtausenden getrozt haben, und die vielleicht nicht eher, als mit dem Ende der Zeiten, oder der Umformung aller vergänglichen Dinge, aufhören werden?"

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Verdorrt vor Ihm, wie Gras an schwülen
Sommer-Tagen.
Wie Rosen, die am Mittag jung,
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist, gegen Ihn, der Angelstern und Wagen.

"Mein Geist versinkt anbetend vor Dir, der Du, aus den schrecklichen Wüsten des ewigen Winters herab, aus nie versiegender Urne, mit sicherer Hand, Meere von starrendem Eise ausschüttest! Ich bebe... Denn siehe! sie werden die schüzenden Wälder darnieder schmettern, wie ein Sturm die Aehrenfelder zerstört. Schon sind sie an den Wurzeln der uralten Tannen, oder am wogenden Kornfelde. Schone, ach! schone der friedlichen Hütte des Hirten, und der blökenden Heerde! — Allein der Herr gebietet: Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen stehen die starrenden Wogen! Das duftende Veilchen und die erquikende Erbeere keimen, am Saume der ungeheuern Eisgewänder, die ringzum von den Hüften der Jungfrau herunter wallen."

Ein erhabeneres Schauspiel gibt es nicht, nichts Größeres, nichts Feierlicheres, als eine stille Sommernacht auf den Alpen. An dem dunkelblauen,

beinahe

beinahe schwarzen, Himmel, leuchten die Sterne mit außerordentlich hellem Lichte. In der, so äußerst reinen, Luft, bemerkt man an ihnen kein Funkeln, kein Zittern. Der treue Begleiter unserer Erdkugel, der Mond, scheint kleiner, als in der Ebene, aber näher. Sein Licht ist blasser und weißer an dem schwarzen Gewölbe, als in der Ebene. Im Sommer haben die höchsten Schneegebirge eigentlich gar keine Nacht. Von der Ebene erscheint ihr Gipfel, mehrere Stunden nach dem Untergange, durch die Strahlen der Sonne purpurfarb geröthet; und lange vor dem Aufgange der Sonne kündigt bereits eine rosenfarbene Morgenröthe, welche den Gipfel umgibt, und mit dem blauen Eise wunderbar absticht, die erwünschte Wiederkehr dieses wohlthätigen Gestirnes an. Außerordentlich schön ist der Anblik der, über die beschneiten Gipfel der Alpen auf und unter gehenden, Sonne, in einer weiteren Entfernung, etwa von Bern, oder Neuschatel, gesehen. Es ist etwas Ueberirdisches Himmlisches in dieser Beleuchtung. "Neu war mir," sagt Meiners, "das überirdisch milde bläuliche Licht, womit, am Abende, die Schneegebirge, nach der prächtigsten Vergoldung, umflossen waren, und das, durch unmerkliche Verwandlungen, immer matter und blasser wurde, bis es sich zulezt in einen weißen Schim-

mer auflöste.“ Dieses matte bläulich-weiße Licht, wallet, in den Nächten des Julius und Augusts, mehr oder weniger deutlich und hell, vom Untergange der Sonne bis zu ihrem Aufgange, um die Gipfel der Eisgebirge, die also beständig sichtbar bleiben. Selbst der Alpenhirt betrachtet diese Erscheinung nie ohne stille Bewunderung. Er spricht mit Ehrfurcht davon, als wäre jenes geistige Licht ein Abglanz der Wohnung der Seligen. “Langsam, in unzählbaren Schattirungen, erstirbt das holde Schattenspiel, und die ferne Eis-Welt steht verbleichend, halb sichtbar, da, wie ein Geister-Chor, in der werdenden Dämmerung.”

Dort strekt das Wetterhorn den nie be-
flognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz.
Bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und
Purpur schmüken,
Gemeiner Berge blauen Rüken.

Von dem Zustande des Gemüthes auf diesen Gebirgen kann Derjenige, welcher niemahls dieselben bestiegen hat, nur einen unvollkommenen Begriff sich machen. Es ist eine Empfindung von eigener Art; der höchste Genuß, der sich denken läßt. Auf diesen Gebirgen herrscht die tiefste Stille,

die

die einsamste Einsamkeit. Auf der Ebene können wir den Menschen nur mit Mühe, der belebten Natur aber gar nicht entfliehen. Entfernen wir uns noch so weit von menschlichen Wohnungen; so hören wir doch in der Ferne menschliche Stimmen, oder sehen Spuren menschlicher Arbeit. Verkröchen wir uns in die dichtesten Wälder; so wäre doch um uns her noch Leben und Bewegung: ein zwitschernder Vogel, ein springendes Eichhörnchen, ein rauschendes Blatt, eine summende Fliege, ein geschäftiger Ameisenhaufen, ein murmelnder Bach; irgend etwas, uns zu zerstreuen, unsere Gedanken von uns selbst abzuziehen. Von allem dem findet sich aber Nichts auf den Gipfeln der Alpen. Hier ist Nichts, als Schnee und Eis. Rund umher herrscht, mitten am Tage, die tiefste Todten-Stille, wie sie in der Ebene kaum des Nachts herrscht. Nichts unterbricht dieselbe, als das schrekliche Krachen der Gletscher; der dumpfe Wiederhall herabrollender Schneelauinen; das Murmeln, Rieseln und Plätschern, zahlreicher, naher und ferner, Wasserbäche; das durchdringende Pfeifen der Murmelthiere; und, aus der Entfernung, das Glokengeläut der Alpenkühe, das weit schallende Horn des Hirten, oder sein fröhliches Alpenlied, ein Dankgebet an den Schöpfer dieser großen Natur. "Die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tage-

Tagereisen keine Spur eines Fußes. Kaum flieht hier eine Gemse, und wohnt unzugänglich ein Lämmergeier in dem Felsen."

Hier sterben die Laute beseelter Natur,
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch, an schwarzen Gehölzen,
Dem Gletscher entschmelzen.

Rund umher ragen beschneiete Gipfel empor, welche alle Aussicht hemmen, ein ungewohntes Zauberlicht über die ganze Gegend verbreiten, und unsere Blike auf uns selbst zurükwerfen. Ueber uns ist das schwarze unermeßliche Gewölbe des Himmels. Die klare, ungetrübte, beständig heitere Atmosphäre; die durchsichtige und reine Luft, durch welche Gegenstände, in großer Entfernung, so deutlich uns erscheinen, als ob sie dicht vor uns lägen; das anhaltende Gefühl, daß wir, zwischen diesen ungewohnten und erhabenen Gegenständen, uns allein befinden; die Wolken, auf welche wir herabsehen, und welche die Unterwelt unseren Blikeu entziehen; das Leuchten des Blizes und das Rollen des Donners unter unseren Füßen: alles dieses erfüllt das Gemüth mit nie gefühlten Empfindungen, mit unbeschreiblicher Wollust. Man fühlt keine Kälte. Die frische, dünne, reine Luft, dehnt, mehr als gewöhnlich, die Lungen aus, und erwekt

den

den heftigsten Hunger; das hellste Wasser, welches aus den Gletschern hervor quillt, klar und durchsichtig, wie die Luft rings umher, und rein, wie der jungfräuliche Schnee, dem es seinen Ursprung verdankt, ladet ein, den Durst zu löschen, und stärkt, und erquikt den ermüdeten Körper. Die Ermüdung verliert sich; ein Gefühl von Kraft, von Gelassenheit, von unaussprechlich süßer Schwermuth, bemächtigt sich des Reisenden; Körper und Geist werden ruhig; man fühlt sich neugeschaffen; alle Spuren von Kränklichkeit sind verschwunden; Gram und Sorgen sind vergessen; Alles was krank, Alles was schwach an uns ist, hat sich verlohren. "Die Sorgenlast der Seele ist hier (wie dereinst in den Gefilden des Elysiums) nur noch eine süße Erinnerung überstandener Schmerzen." Eine unbeschreiblich angenehme Erquikung, für das, von dem Wiederscheine des Eises und Schnees geblendete und ermüdete, Auge, ist es, wann dasselbe, auf den Wäldern, wo das zarte Buchengrün mit dem melancholischen Tannengrüne so lieblich wechselt, ausruhen kann, oder auf dem fruchtbaren Bergthale, welches murmelnd der Bach durchfließt, der unten dem Gletscher entschmilzt.

In dieser schreklichen Einöde, umgeben von einer so majestätischen Natur, gänzlich getrennt von den Menschen, und so hoch erhaben über sie, scheint

Alles,

Alles, was sie treiben und thun, gemein und erbärmlich; nicht werth, daß ein Vernünftiger damit sich beschäftige. Nur große Gedanken, große Empfindungen, große Entschließungen, steigen in der Seele auf. Wir sehen die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, in welchem unsere Erde ein bloßer Punkt ist, und erhalten dadurch einen ganz anderen Begriff von Größe. Das, was die Menschen groß nennen, erscheint lächerlich, und das, warum sie sich die meiste Mühe geben, verachtungswürdig. Hier ist keine Zerstreuung, Nichts was, von den Regionen, zu denen der Geist sich erhoben hat, auf diese, nunmehr so unbedeutend gewordene, Welt, zurükführen könnte. Die tiefe Stille und Einsamkeit, in welcher Nichts lebt, Nichts sich bewegt, und zu welcher das Getümmel des bewohnten Erdbodens nicht gelangt; der Wiederschein der Sonne auf dem ewigen Schnee; der Anblik einer riesenmäßigen Natur in der ganzen umliegenden Gegend: Alles zusammen genommen erzeugt in dem Gemüthe ein tiefes Nachdenken. Vergangene Jahrhunderte gehen vor der Phantasie vorüber, künftige Jahrhunderte stellen derselben sich dar. Der Begriff von Zeit verschwindet, bei dem Anblike dieser gewaltigen Massen, die derselben, nebst allen ihren Verwüstungen, Troz bieten. Der Gedanke der Vernichtung drängt sich auf, bei dem Anblike der ungeheuern

geheuern Granitblöke, welche, durch irgend ein Erdbeben von oben herab gestürzt, seit Jahrtausenden umher zerstreut liegen. Alle Empfindungen verlieren sich endlich in dem Gedanken der Ewigkeit, der Unermeßlichkeit, der Abhängigkeit von einem höheren, weisen und gütigen Wesen, dem wir unsere Erhaltung sowohl, als unser Dasein verdanken. Unsere bisherigen Beschäftigungen, Vergnügungen, Wünsche, scheinen uns klein und unwürdig unserer Bestimmung, sobald wir sie mit diesem Maaßstabe vergleichen. Hier

Erhebt sich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geist, aus kerkernden Schranken,
Zu Göttergedanken.

Will man diese Empfindungen sich verschaffen: so muß man in der reinen Aetherluft der hohen Alpen einige Tage verweilen. In solchem Falle genießt Jeder dieses unaussprechlichen Vergnügens, der höchsten Wollust, deren der Mensch fähig ist. "Je näher man den hohen Alpen kommt," sagt der Geschichtschreiber Müller, "um so mehr „dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Ge„fühl der Größe der Natur. Der Gedanke ihres, „den Anfang des menschlichen Geschlechtes vielleicht „weit übersteigenden, Alters, und ein gewisser Ein„druk von ihrer unbeweglich festen Gründung, bringt

„uns

„uns auf das melancholische Gefühl des Nichts „unserer körperlichen Form. Zugleich erhebt sich „die Seele, als wollte sie ihren höheren Adel der „todten Größe entgegen sezen." Es sei mir erlaubt, auch noch das Zeugniß des Verfassers der neuen Heloise anzuführen. "Allgemein ist der Ein„druck," sagt er, "und jeder Mensch empfindet „denselben, obgleich nicht jeder darauf merkt, daß „man auf den hohen Gebirgen, wo die Luft rein „und scharf ist, größere Leichtigkeit des Athem„hohlens, größere Gelenkigkeit des Körpers, und „größere Heiterkeit des Geistes fühlt. Das Ver„gnügen ist dort weniger heftig, und alle Leiden„schaften sind mehr gemäßigt. Das Nachdenken er„hält daselbst einen gewissen großen und erhabenen „Gang, der den Gegenständen, die uns umgeben, „angemessen ist; ein gewisses ruhiges Wollustsge„fühl, welchem nichts Bitteres, nichts Sinnliches „anklebt. Es scheint, als lasse man, indem man „sich über die Wohnpläze der Menschen erhebt, alle „niedrigen und irdischen Empfindungen daselbst „zurük, und als nehme der Geist, indem er sich „dem Himmels-Aether nähert, von der ungetrüb„ten Reinheit desselben etwas an. Man ist dort „ernsthaft ohne Schwermuth, ruhig ohne Trägheit, „vergnügt zu leben und zu denken. Jeder allzu„lebhafte Wunsch stumpft sich ab, verliert jenen

„spizigen

„spizigen Stachel, der ihn schmerzhaft macht, und „geht in eine leichte und sanfte Gemüthsbewegung „über. So tragen, in einem glüklichen Klima, „selbst die Leidenschaften des Menschen, die anders„wärts ihm zur Quaal dienen, zu seiner Glükse„ligkeit bei! Ich glaube kaum, daß irgend eine „heftige Gemüthsbewegung, irgend eine Nerven„krankheit, dem verlängerten Aufenthalte in diesen „Gegenden zu widerstehen vermögend sein würde, „und mich wundert, daß Bäder, von der so gesun„den, so wohlthätigen Alpenluft, nicht unter die „wichtigsten Herstellungsmittel der physischen und „moralischen Gesundheit gerechnet worden sind."

Bei dem Herabsteigen von dem Gipfel empfindet man allemal eine schwermüthige Beklemmung der Brust.

Jezt neigt sich allmählich, von eisigem Plan,
An steiler Granitwand, hinunter die Bahn.
Wie dräu'n, halb dunstig umflossen,
Die Felsen-Kolossen!

In der Höhe war das Athemhohlen so frei, das Blut lief so ungehindert herum, alle Sinnen-Werkzeuge theilten dem Gemüthe so lebhaft die empfangenen Eindrüke mit, daß jede Bewegung Vergnügen machte, daß selbst das anhaltendste Fußgehen nicht ermüdete, und daß alle Beschwer-

den muthig und fröhlich ertragen wurden. Man fühlte sich stärker, unternehmender, weniger furchtsam; der Geist war heiterer; die Gedanken und Empfindungen größer und lebhafter, als in der Ebene. Steigt man nun abwärts: so scheint es, als ob die ganze zurükgelassene Last mehr und mehr sich den Schultern wieder auflegte; als ob die Sinnen-Werkzeuge stumpfer würden; als ob die Kräfte abnähmen; als ob die Gedanken sich verwirrten; als ob man aus dem reinen geistigen Zustande, in den groben körperlichen wiederum zurük versezt würde; als ob man aus dem Himmel wieder auf die Erde herabstiege. Der Wanderer wünscht sich zurük. Er wünscht wieder dort zu sein,

Dort, wo die Seele stärker
Des Fittigs Hülle dehnt;
Hoch, über Erd' und Kerker,
Empor zu schweben wähnt;
Geläuterter und freier
Der Sinnenwelt entflieht;
Und schon, im Aetherschleier,
An Lethe's Ufern kniet.

Traurig, aber leider! durch die Erfahrung nur allzusehr bestätigt, ist die Bemerkung, daß die Gletscher von Jahr zu Jahr, und zwar ziemlich schnell, weiter vorrüken, und endlich die schönen,

bis

bis jezt noch bewohnten, Bergthäler, größten Theils zu überziehen, und für Menschen und Vieh unbewohnbar zu machen drohen. Eine Menge von Thatsachen beweiset diese Behauptung. Viele Wege in den Alpen, durch welche man, noch bei Menschen-Gedenken, zwischen den Gebirgen, aus Einem Kantone in den anderen zu gehen pflegte, sind nunmehr durch ewiges Eis unzugänglich geworden. Haller erzählte mehr als Ein mal, daß er viele Berge, welche ewiger Schnee jezt bedekt, in seiner Jugend nur während des Winters mit Schnee bedekt gesehen hätte. In den Luzerner-Gebirgen finden sich, an einer Stelle, wo jezt kein Mensch es wagen würde, zu überwintern, Trümmer eines, vormals dort gestandenen Dorfes, und einer Mühle. a)

Die Südlichen Gebirge, jenseits der Alpen, in der Italienischen Schweiz, verdienen noch einer besonderen Erwähnung, weil sie so viel Eigenthümliches haben. "Die Nördlichen Alpen müssen diesen weichen. Dort findet sich selten das Romantische, das Bezaubernde, welches in diesen Kastanien-Gewölben, an diesen blumigen Abgründen empfunden wird. Die Südlichen Alpen sind steiler, als die Nördlichen. Auch bilden sie engere Thäler. Sonderbar ist der Anblik des Comer-

a) Schnider Beschreibung des Entlibuchs. Bd. 2. S. 258.

und Luganer-Sees, wo die gähen Abhänge der Berge bis in die tiefen Wasser tauchen; wo nur hier und da Häuser Raum haben, zwischen Berg und See; und wo viele Dorfschaften, mit prächtigen Kirchen und großen steinernen Häusern, wie in der Luft hangen, z. B. zu Marcotte, am Luganersee, wenn man von Ponte Tresa kommt. Diese herrlichen Alpen, die zu Pedrinate (einem Hügel ob Chiasso) das Aug entdekt, sind, von oben bis unten, mit aller Pracht der Natur geschmükt. In langen Reihen ziehen sich, ob oder unter den weißen Wohnungen, terrassenweise die Rebengeländer, zwischen Aekern von Korn oder Roggen. Höher stehen Kastanienwälder, über deren Gipfeln (wie zu Muggia) hundertjährige Buchen den oberen Berg beschatten, welcher, Nordwärts Himmel an steigend, Monte generoso heißt. Dieser Monte generoso ist indessen nur der Anfang einer höheren Kette, die, immer weiter sich über die Wolken hebend, andere Gebirge, unter anderen Benennungen, bildet, bis er endlich das Klima der Nördlichen Alpen, die Tannen, und zulezt die Bündtnerischen Gletscher erreicht. Die, von allen Seiten aufwärts laufenden, Thäler der Italienischen Vogteien, sind aufgerissene Felsen, lang und schmal. Sie stoßen mit den Hauptthälern des Gotthards, der Furka, des Gries-

berges und des Simplons, zusammen. Diese Thäler sind, im höchsten Grade, ein unbekanntes Land. Selbst das Hauptthal ist nur bis Lokarno bekannt. Die eigentlichen Alpen-Regionen der Italienischen Vogteien sind nie von Reisenden besucht worden. "Dort, in den Italienischen Alpen, steigen die dunkeln und schroffen Berggestade der schönen Seen, ohne Vorland, steil empor. Kleine Dörfer und Fleken sind, furchtsam, in die waldbekleideten Falten der stolzen Gebirge eingeschmiegt. Rein ist oben die Luft. Stärkenden Wohlgeruch athmet der zarte Bergrasen aus; und alle die labyrinthischen Gebüsche, die, in tausend kleinen Fußsteigen, auf die reizendsten Abwege führen, athmen den süßesten Wohlgeruch. Die Schönheit und Bewohnbarkeit der heimlichen Klüfte, die man uneigentlich Thäler nennt, sind der Italienischen Schweiz eigen, und ein derselben vom milderen Himmel aufgedruktes Gepräg; weil hier noch, auf Höhen und in Tiefen, vegetabilisches Leben freudig gedeiht, und Menschen wohnen, wo in der transalpinischen Schweiz, in öder Tiefe und auf kalter Höhe, der ewige Winter hauset. Der Hauptkarakter dieser Italienischen Alpen ist, daß alle Berge steiler sind, und sich näher an einander drängen, als in der Nördlichen Alpenkette. Darum gruppirt sich Alles so mahlerisch

risch und luftig: und, da die Vegetation kräftiger ist, so ist jeder Stein bemahlt, und jede Felsenkluft beschattet." Eben weil die Berge, in der Italienischen Schweiz, sich näher an einander drängen, und steiler sind, als in der Nördlichen Schweiz: eben darum erblikt man nur selten den Hintergrund. Darum sind Eisberge, in den Italienischen Alpen, eine äußerst seltene Erscheinung. An einigen Orten, z. B. in dem Thale Onsernone, sind die schrekklichsten Felsenschlünde. Avressio und Loco sind zwei Dörfer, die so nahe beisammen liegen, daß man sich von dem Einen zum andern zurufen kann. Zwischen diesen beiden Dörfern befindet sich ein Felsenschlund, von mehr als tausend Klaftern Tiefe.

Die Alpen-Region ist zugleich auch die Region der Natur-Revolutionen. Ungeheure Granit-Massen stürzen zuweilen, mit donnerndem Krachen, von Felsen zu Felsen, in die fruchtbaren Thäler hinab, zerschmettern und zermalmen Alles, was ihren Lauf aufhält, und fürchterlich hallt es wieder, in den benachbarten Gebirgen; bald rollen sich Massen von Schnee, von dem Gipfel des Berges, in die Tiefe, werden größer und größer, je weiter sie sich fortwälzen, und bedeken, im Thale, Heerden und Dörfer; bald rauscht ein brausender Waldstrom, von einem vorüber ziehenden Gewitter schnell entstanden, aus der schreklichen Höhe hinunter,

unter, in das lachende Bergthal, reißt Schlamm, und Steine, und Bäume mit sich fort, und überschwemmt die friedlichen Wohnungen der glüklichen Einwohner; bald stürzen ganze Berge um, oder rüken, mit Bäumen, oder Häusern, langsam in das Thal hinab.

Die ungeheuern Schneemassen, welche sich von den Bergen herab wälzen, und Alles, was sie antreffen, mit sich fortreißen, werden Schneelauinen genannt. Außerordentlich sind die Verwüstungen, welche dergleichen Schneelauinen bisweilen anrichten. Im Jahre 1749, am 28sten Februar, wurden, in dem Dorfe Raveras in Graubündten, um drei Uhr Morgens, von einer Schneelauine bedekt: drei und zwanzig Häuser, mit mehr als hundert Personen; neun und dreißig Ställe, welche 237 Stük Vieh enthielten; fünf Mühlen; eine Schneidemühle; und einige andere Gebäude. Der Pfarrer von Tuetsch eilte, mit seinen Leuten, zur Hülfe herbei. Allein eine andere Lauine ergriff ihn, und begrub ihn im Schnee, nebst zwanzig Personen und sieben Häusern. Als ich, im Jahre 1784, im Engelberger-Thale mich befand, wurden mir noch Spuren von einer Schneelauine gezeigt, welche, nicht lange zuvor, einen ganzen Wald niedergerissen hatte, der beinahe zwei tausend Klafter Holz enthielt. Eine andere Lauine dieser

Art war von so ungeheurer Größe gewesen, daß bloß der, vor derselben hergehende und mit ihrem Falle verbundene, Sturmwind, in einer Entfernung von achtzehen hundert Schritten, das Dach einer großen Sennhütte abgedekt, und die, neben derselben befindlichen, Hütten, umgewerfen hatte. Eine Schneelauine ist eine prächtige Natur-Erscheinung. Ein ferner Donner beginnt, oben, in den, von Wolken umschlichenen, Felsen. Das schrekliche Tosen kommt näher. Mit jedem Augenblike wird die Gefahr größer, vermehrt sich das Schreken der Thalbewohner. Plözlich erbebet die Erde, und die Felsen zittern, über welche der ungeheure, furchtbar sich vergrößernde, Schneeball, herab rollt. Vor dem, sich abwärts wälzenden, Balle her, wehet der Sturmwind, der alles Lebendige, was er antrifft, tödtet, und umwirft, und Waldungen, wie Saatgefilde, danieder mähet. Sie selbst aber, die schreklich daher eilende Schnee-Masse, wikelt Felsen, und Alpenhütten, und Vieh in sich; zerknikt die Eiche, den Ahorn, gleich einem schwachen Rohre; und hemmt den Waldbach in seinem Laufe. Hohe Ahornbäume, die, seit Jahrhunderten, jedem Sturme Troz boten, tief abwärts in die Erde ihre Wurzeln senken, weit umher ihre Aeste verbreiten, werden zerschmettert, gleich Strohhalmen zerknikt, in allen Richtungen über einander geworfen.

geworfen, und ihre tiefen Wurzeln aus der Erde gerissen. Indessen kennen die Aelpler die Stellen, wo gewöhnlich die Lauinen fallen: daher bauen sie ihre Hütten entweder hart an eine Felsenwand, die von der Lauine übersprungen wird, oder überhaupt gar nicht in solchen gefährlichen Gegenden. Oft aber bahnen sich diese Schneelasten neue, unvorhergesehene Wege; und dann werden Menschen und Vieh, eben so schnell, als unerwartet, getödtet, und unter den Schnee begraben a). Ein äußerst heftiger heißer Süd-Wind wehet, von Zeit zu Zeit, aus Italien, wo er der Scirocco heißt, über die Gipfel der Alpen, wüthet in den Bergthälern, dekt Häuser ab, wirft Bäume um, und erweicht plözlich unglaublich große Massen von Schnee. Dann folgt eine Lauine der andern nach; ganze Seen von geschmolzenem Eise stürzen sich über die Felsen herab, und die angeschwollenen Bäche und Flüsse treten auf allen Seiten aus. Dieser, der Schweiz eigene, heiße Wind, welcher unter dem Nahmen Fön bekannt ist, verursacht auch meistens die der Schweiz eigenen Krankheiten.

Zu anderen Zeiten erhebt sich, nicht weniger unerwartet, ein kalter schneidender Nordwind. Dieser treibt den Schnee in leichten Staubwolken umher. In wenigen Minuten werden nun alle gebahnten

a) Helvetischer Kalender für 1797. S. 24.

Pfade verwebt; Häuser und Menschen und Vieh bedekt; die aufgerichteten Pfähle, welche zu Wegweisern dienen, umgeworfen. Dann befindet sich der Reisende in einer traurigen Lage. Mit Mühe vertheilt er das Schneegestöber, welches ihn zu begraben droht; sieht Nichts vor sich, als das mit wellendem Schnee bedekte Erdreich; verirrt sich; und kommt vor Kälte um, falls er nicht etwa, durch einen Fehltritt, in einen Abgrund herab stürzt, wo hundertjähriger Schnee ihn auf ewig begräbt.

Oefters geschieht es, besonders zu Anfang des Frühlings, wann der warme Südwind, aus Italien, über die Alpen her wehet, daß einzelne Felsenblöke, welche, durch den Winterfrost, von der großen Masse, mit der sie nur wenig zusammen hingen, getrennt wurden, plözlich herab stürzen, und mit einem nachstürzenden Steinregen den zermalmten Wanderer bedeken. In solchem Falle wird, über dem Steinhaufen, ein Kreuz errichtet, damit der Nachkommende für die Ruhe der Seele des Getödteten bete. Dergleichen Kreuze finden sich viele an der Gotthards-Straße. Sie erreichen aber ihren Zwek nicht. Der Wanderer, weit entfernt, an solchen Stellen, wo die Gebeine seiner erschlagenen Vorgänger ruhen, nieder zu knieen und zu beten, eilt, mit verdoppeltem Schritte, schaudernd vorüber.

Tief

Tief schlummert hier, unter dem Trümmer-
gestein,
Am einsamen Kreuz, der Erschlag'nen Gebein.
Der Wandrer meidet, mit Schauer,
Die Stätte der Trauer.

Höchstens reißt er, gerührt, eine Hand voll Moos aus dem Felsen (die einzige Pflanze, welche hier wächst) wirft, im Vorübereilen, das Moos auf den Steinhügel, und ruft aus:

Ruht sanft, o ihr Todten! im Wolkenrevier.
Der Athem des Ewigen wehet auch hier!
Empfangt, statt Lorbeer und Rose,
Dieß Opfer von Moose!

Von eingestürzten Bergen sind die Beispiele leider! häufig genug. Statt aller erwähne ich der Geschichte von Plürs in Graubündten, welche von den Umständen, mit denen eine so schrekliche Begebenheit begleitet zu sein pflegt, einen vollständigen Begriff geben wird.

Plürs, am Fuße des hohen Berges Conto gelegen, war einer der schönsten, reichsten und wohlhabendsten Fleken der Schweiz. Hier war die große Niederlage des beträchtlichen Handels zwischen dem Südlichen Deutschlande und dem Nördlichen Italien. Die Plane, welche von diesem merkwürdigen Orte noch vorhanden sind, zeigen,

daß

daß derselbe mit schönen Plätzen, öffentlichen Spaziergängen, Springbrunnen, versehen war. Am 25sten August des Jahres 1618, um vier Uhr Nachmittags, riß ein Theil des benachbarten Berges, vergrub einige Weinberge, und verschüttete einige Häuser. Gegen acht Uhr stürzte der ganze Berg Conto über den Fleken nieder, bedekte denselben durchaus, und begrub alle Einwohner desselben, gegen drei tausend Personen, lebendig. Niemand, außer denen, die sich zufällig abwesend befanden, entging diesem schreklichen Unglüke. Das, dem Donner ähnliche, fürchterliche Getös, mit welchem der Berg sich los riß, als er über Plürs herabstürzte, und das enge Thal ausfüllte, wurde, in der ganzen Gegend, weit umher gehört. Alle benachbarten Orte erwarteten mit unruhiger Angst den Anbruch des Tages, um zu erfahren, was vorgefallen wäre. Am meisten waren die Einwohner von Chiavenna bestürzt, als sie, am Morgen, das Bett des Flusses Maira troken fanden. Dieser Fluß, welcher durch das Plürser-Thal fließt, war, durch den umgestürzten Berg, in seinem Laufe unterbrochen worden. An anderen Orten sahen die Einwohner, bei dem Scheine des Mondes, ungeheure Wolken von Staub sich in der Luft herum wälzen. Aber wer beschreibt ihr Entsezen, als sie endlich dem Schauplaze des Unglükes sich

näherten,

näherten, und den ganzen schönen Fleken, mit allen seinen Palläſten, seinen Lusthäusern und seinen Einwohnern, von dem geborſtenen Berge bedekt fanden, aus welchem nicht einmal die Thurmſpizen der Kirchen hervor ragten? Wo, noch am Tage zuvor, thätige, betriebſame Menſchen, emſig gearbeitet hatten, da war jezt eine traurige Einöde; ſtatt des Lärmens eines ſtark bevölkerten Flekens, nichts als eine todte Stille; ſtatt der Palläſte, und Kirchen, und Fabriken, nichts als Schutt. Und dieſe Menſchen, welche unter dem Schutte begraben lagen, waren ihre Nachbarn, ihre Bekannten, ihre Freunde, ihre Verwandten! Der Gedanke, daß viele derſelben noch lebten, daß ſie vielleicht zerquetſcht, lebendig begraben, ſich unter dem Schutte noch regen möchten, bemächtigte ſich des Gemüthes der Zuſchauer. Mit größter Anſtrengung und unermüdeter Geſchäfftigkeit bemühten ſich alle, ſo ſchnell als möglich die Trümmer wegzuräumen, und die noch Lebenden zu retten. Allein bald zeigte ſich die Unmöglichkeit, dieſes Vorhaben auszuführen. Funfzig bis ſechzig Fuß hoch lag der Schutt, ſelbſt da, wo er am wenigſten tief war. Eine ſolche Maſſe in kurzer Zeit wegzuräumen, überſtieg das Maaß menſchlicher Kräfte. Daher wurde bald dieſe traurige Arbeit aufgegeben. Auch ward Niemand lebendig hervor gezogen. Diejenigen, die

man aufgrub, waren todt; und zwar waren sie, wie ihre Stellung bewies, von dem Tode unvermuthet überrascht worden, und eben so schnell, als unerwartet gestorben. Den Einen fand man, bei dem Geldzählen, mit dem Silber zwischen den Fingern erstarrt; einen Anderen auf dem Pfirsichbaume, mit dem Pflüken der Pfirsiche beschäfftigt; eine Magd, im Begriffe eine Gans zu rupfen. Der Maira-Fluß schwoll an, überstieg die Ruinen, bedekte dieselben mit seinem Wasser, und schuf sich ein neues Bett, in welchem er noch gegenwärtig zu fließen fortfährt. Ueber den Trümmern des vormaligen Plürs sind jezt Weinberge angepflanzt, welche einen vortrefflichen Wein liefern.

Aehnliche Bergfälle, im Kleinen, welche einzelne Felder verschütten, einzelne Häuser vergraben, kommen in der Schweiz öffters vor. Sie sind so gewöhnlich, daß ihrer nicht einmal Erwähnung geschieht. Aus Einem derselben, welcher, vor dreißig Jahren, über dem Dorfe Travers, im Fürstenthume Neuschatel, vorfiel, entstand ein sonderbarer, in seiner Art vielleicht einziger, Prozeß. Ein Landmann, welcher unten am Berge ein Haus besaß, vor dessen Fenstern das, ihm zugehörige, Feld lag, war nicht wenig erstaunt, als er eines Morgens, beim Aufstehen, auf diesem Felde einen Wald von schönen hohen Bäumen stehen sah. Es

war

war nämlich, während der Nacht, das, an dem Abhange des Berges liegende, Holz, hinab geglitten, und hatte sich auf dem Felde niedergelassen. Nun entstand die Frage: wem dieses Holz gehöre? ob seinem vorigen Besizer, oder dem neuen, dem es in der Nacht zugekommen war? Beide machten gegründete Ansprüche darauf. Wie dieser Prozeß entschieden worden, habe ich nicht erfahren können.

Vor kurzem ereignete sich ein merkwürdiger Erdfall dieser Art im Kantone Luzern. Ein Schriftsteller, der selbst an Ort und Stelle war, erzählt: "Das Dörfchen Meggis, auf einer Erdzunge, am Fuße des Rigi-Berges, ist, seiner strozenden Fruchtbarkeit und der frühzeitigen Gewächse wegen, der Garten von Luzern. Beinahe Italiens Sonne treibt, an diesem Gestade, die beßten Gemüs-Arten, und seine Bewohner sind ländliche Gärtner. Doch so anmuthig dieses Vorgebirg auch ist, und so sehr es zum Wohnplaze einladet; so wenig soll dennoch hier dauerndes Erdenglük wohnen. Kaum sinds ein paar Jahre, als die Bürger von Meggis des Abends ruhig einschliefen, und am Morgen mit Bestürzung wahrnahmen, wie es nur die Vorsehung verhütete, daß sie nicht, mit Haus und Hof, im See begraben lägen. Vielleicht schon seit undenklichen Jahren mögen die, vom Rigiberg herab

herab stürzenden, Gewässer, einen Theil dieser Erdzunge loker und weich gemacht haben, so daß es nur eines anhaltenden Regens bedurfte, um sie in den Abgrund des Wassers zu stürzen. Gleich als wollte der Ewige seine Geschöpfe vor dem nahen Unglüke warnen, trennte sich das Erdreich langsam, und gleitete kaum merklich abwärts. Die Menschen dachten, nach der ersten Bestürzung, auf Rettung. Weiber und Kinder, Vieh und Vögel, und alle fahrende Haab, wurde glüklich gerettet. Zwei mal beschienen die Sonne und der Mond diese traurige Scene, ehe, nach langsamem Fortrüken, die Wohnungen von mehr als zwanzig Familien ein Raub der Fluthen geworden. Da liegen nun Haus, und Hof, und Heimath, auf immer und ewig begraben!" a) Schon im Frühlinge hatte der Berg sich gespalten. Die abwärts gleitende Kothfluth fing aber erst am funfzehenten Julius an. In stiller Nacht hatte sie sich, durch ein unbekanntes Getös, angekündigt. Als es Tag wurde, sah man diese Kothfluth, wie diken Brei, viele Klafter hoch und Vierthelstunden breit, langsam, gleich einer Lava, gegen das Dorf anrüken. Es war ein röthlicher Morast, mit vielen, großen und kleinen, Steinen vermischt. So wurde das Dorf begraben. Hier und da standen Gipfel von Nußbäumen,

a) Höpfners Helvetisches Magazin.

bäumen, noch angewurzelt, aber gesunken, mit grünen Aesten über dem Moraste. Die hölzernen Häuser, halb im Schutte begraben, neigten ihre hangenden Trümmer gegen den See.

Da dergleichen Verwüstungen, welche die Natur verursacht, in der Schweiz unaufhörlich vorfallen, und unter die auszeichnenden Besonderheiten dieses Landes gehören; so wollen wir (um unseren Lesern zu zeigen, wie sehr die Bewohner desselben im beständigen Kampfe mit den Elementen leben müssen, und wie wahr es ist, was Montesquieu sagt, daß der Schweizer grössere Steuern an die Natur bezahlt, als der Türke an den Sultan) noch ein paar Beispiele anführen. Mit unglaublichem Muthe, und fast übermenschlicher Anstrengung, sagt Lehmann a), haben sich die Einwohner von Tusis b) schon mehrmals der verheerenden Wuth ihres schreklichen Nachbars widersezt, dessen gräßliches, Grausen erwekendes Getös, ihre Häuser fürchterlich erschüttert, und dem Orte jeden Augenblik den Untergang drohet, wenn er unaufhaltbar darauf los stürzt, und in seinem Zorne

a) Die Republik Graubündten. Bd. 1. S424.
b) Der Ort hieß im Alterthume Tuscia, und die Einwohner sind Nachkömmlinge der alten Tuscier, oder Hetrurier, deren Sprache sie noch sprechen.

Zorne Alles zu verschlingen und aufzureiben drohet. Mehrmals haben sie diesen unerbittlichen, ihnen von der Vorsehung gleichsam zur Geißel gegebenen Feind, troz seiner Kraft und seines Grimmes, durch Klugheit und weise Vertheidigungs-Anstalten, durch Einigkeit und Zusammensezung ihrer einzelnen, in gemeinsamen Gefahren aber gemeinschaftlichen, Kräfte, wirklich besiegt. Dieser schrekliche Nachbar ist ein reißender Waldstrom, der Nolla. Er hat seinen Nahmen von der alten Stadt Nola in Kampanien erhalten, und entspringt aus verschiedenen kleinen Bächen, die sich Theils von dem hohen Berggipfel Spizbeferin herunter stürzen, Theils auf dem Tschapiner-Gebiete sammeln..... Der Boden ist so verfault und mürb, daß er das Wasser des Nolla schwarz färbt, dik macht, und eben dadurch seine Gewalt vermehrt. Der lokere Boden wird vom Strome durchwühlt; ganze Steinklumpen kommen, mit wildem Getöse, herangewälzt, und prallen gegen einander; große Bäume werden von den Fluthen ergriffen, entwurzelt, mit ihnen fortgeschleudert, sperren den Fluß und verdoppeln seine ungestüme Gewalt. Er hat schon mehrmals große Aeker und Wiesen, Waldungen, Häuser, Ställe, Brüken, ganze Felsenmassen, und die stärksten, mit mehr als hundert tausend Zentnern beladenen, Dämme, in Einem Augenblike fortgeris-

sen,

sen, und das Bett des Rheines, in welches er sich gleich unter Tusis ergießt, in Zeit von einer halben Stunde ganz verändert. Wer nie ein solches Waldwasser in der Schweiz hat wüthen sehen, der kann sich unmöglich eine richtige Vorstellung davon machen. Es ist eine Landplage, gegen welche es kein Mittel gibt.

Noch weit verwüstender, als der Nolla, ist der, oberhalb Tschapina, in Graubündten liegende, Lüscher-See: ein sehr tiefer See, welcher keinen sichtbaren Zufluß hat. Eine kleine Streke unter dem See kommen, aus dem verwitterten, mergelartigen Schiefer, aus welchem der ganze Berg besteht, viele kleine Bäche hervor, welche eine Menge von Erdfällen veranlassen, die der benachbarten Gegend großen Schaden bringen. Ganze Wiesen, nebst den, dazu gehörigen, Häusern und Ställen, untergräbt der See allmählich, und stürzt sie dann, plözlich und unerwartet, in das umliegende Thal hinab. Noch größere Verwüstungen durch diesen See sind zu befürchten. Werden nicht ernstliche Gegen-Anstalten, durch Abgrabung desselben, gemacht: so wird, früher oder später, wann endlich der ganze See, nachdem derselbe das lokere Erdreich durchwühlt hat, auf Ein mal sich ergießt, eines der schönsten Alp-Thäler, das Domleschger-Thal, es werden die Städte

und Fleken, Tusis, Sils, Fürstenau, Kazis, im Schutte vergraben, und die schönsten Wiesen und Aeker weggeschwemmt werden. a)

Schmilzt, im Sommer, an einem stillen heißen Tage, durch einen schwülen Südwind, oder durch einen warmen Regen, auf den Schneegebirgen eine ungewöhnlich große Menge von Schnee und Eis: so wachsen die Bergströme äußerst schnell zu einer Höhe von drei bis vier Fuß an, und stürzen, bei der schiefen Fläche ihres Falles, mit schrekli-

cher Zerstörungskraft, in das Thal hinab. Ganze Dörfer müssen dann flüchten, und dem wüthenden Strome ihre Häuser und Felder überlassen. Ein wohl unterrichteter Schriftsteller erzählt davon ein paar merkwürdige Beispiele. Er reiste einst, des Morgens früh, bei schönem heiteren Himmel, aus dem Dorfe Prieure im Chamouni = Thale, in Gesellschaft einiger Freunde, auf den Gletscher des Montanvert. Gleich vor dem Dorfe kommt man über eine hölzerne Brüke der Arve. Der Fluß war sehr klein. Es war einer der schönsten, aber auch heißesten Tagen des Augusts. Nachdem die Gesellschaft den ganzen Tag, bei dem heitersten Himmel, auf dem Montanvert zugebracht hatte, kam sie, gegen zehen Uhr Abends, bei der gedachten Brüke an, und war nicht wenig erstaunt,

die

a) Ebendaselbst.

die Arve so angewachsen zu finden, daß das Wasser schon einige Zoll höher stand, als die Brüke; zu sehen, wie dasselbe große Felsenblöke, und Eisstüke von mehreren Kubikschuhen, daher wälzte, und jeden Augenblik die Brüke wegzureißen drohte. Die Einwohner jenseits der Arve jammerten um ihre Brüke. Die Einen riefen den Reisenden zu: sie möchten geschwind, geschwind kommen; die Anderen baten und riethen, es nicht zu wagen. Endlich wagten sie es dennoch. Ueber die Knöchel ging ihnen, auf der Brüke, das eiskalte Wasser, welche, von den anprellenden Felsenblöken und Eisstüken, zitterte, und in Trümmern zu gehen schien. Glüklich kamen sie herüber. Bald nachher wurde die Brüke weggerissen. Am folgenden Morgen war die Arve wieder so klein, als zuvor. — Zweites Beispiel. Ein Geistlicher, zu Vevay, ging in ein kleines Gartenhaus, welches hart am Ufer des Waldstromes Vevaise lag, um daselbst seine Predigt zu studiren. Als er ankam, war das Bett des Flusses ganz troken. Plözlich schwoll derselbe an, führte Wasser, Felsenblöke, Steine, in ungeheurer Menge mit sich, riß das Gartenhaus um, und führte dasselbe, nebst dem Geistlichen, der sich nicht mehr retten konnte, in den Genfersee. a)

a) Höpfners Magazin. Bd. 3.

"Wer sich die Zeit im engeren Maaßstabe zusammen denken könnte, der würde in diesen Alpen Nichts hören, noch sehen, als stürzende Trümmer, und nie aufhörende Verwandlungen, die uns weniger auffallen, wegen der Kürze unseres Lebens in diesen gebrochenen Welten. Ihre Einwohner leben, mitten in diesen einstürzenden Trümmern, wie die Araber in Palmyra's Palläſten."

In einer Entfernung von funfzig Stunden von den höchsten Alpen, finden sich Bruchstüke von eben diesen Alpen, die Millionen von Zentnern wiegen.

Ueberall wird man, in den Alpen, an die Vergänglichkeit der Dinge und die Kürze des menschlichen Lebens erinnert. Die, vor fünf hundert Jahren zerstörten, in Trümmern liegenden, Burgen und Schlösser der Zwingherren, sind nun schon wieder mit hundertjährigen Ahornbäumen und Eichen überwachsen, und kaum erkennt das Auge die Stelle, wo einst der Mann wohnte, der so stolz war. Seinen Staub hat längst der Wind verweht, aber noch sind die Folgen seiner bösen Thaten überall sichtbar. — So unbedeutend ist der physische Mensch, so wichtig sein moralischer Theil!

Gewalt'ge Zeit! dir huldigt Alles!
Dir tönet des Beglükten Dank;
Du brichst der Fesseln harten Zwang;

Du

Du wandelst Burgen in Ruinen,
Und lässest wieder, aus dem Stein,
Den Fruchtbaum und die Eiche grünen!

Auch die Alpen werden dereinst, in Jahrtausenden, durch neue Revolutionen, vergehen. "Blendendes Antliz der Jungfrau, du, welches den ersten Morgengruß der Sonne empfängst, und von ihrem lezten Strahle errötheſt, einst wirst du dahinsinken, in Nacht und Vergessenheit! Jahrtausende sahen dich, bewundernd, in deinem hellen Gewande, Jahrtausende werden an dir vorübergehen: aber deine Zeit kommt dennoch endlich, in welcher dein Urstoff sich in seine Theile auflöset, und du in den großen Schmelztiegel sinkeſt, aus dem dereinst uns undenkbare neue Schöpfungen hervor treten werden!"

Endigen wir diese Beschreibung der Schweizerischen Hochgebirge mit der unübertrefflich schönen Schilderung derselben durch den großen Geschichtschreiber der Schweiz: "Im Norden des Landes „Italien stellen sich die Alpen dar: von Piemont „bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie „eine himmelhohe weiße Mauer, mit unersteigbaren „Zinnen, dritthalb tausend Klafter hoch über das „Mittelmeer. Man weiß keinen, welcher die Jungfrau, oder das Schrekhorn, erstiegen hätte. Man

„steht ihre pyramidalischen Spizen, mit unvergäng-
„lichem Eise bepanzert, und von Klüften umge-
„ben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee
„trügerisch dekt. In unzugänglicher Majestät glän-
„zen sie, hoch über den Wolken, weit in die Läu-
„der der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen
„trozt ihre Eislast: sie vergolden sie nur. Von
„dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte ge-
„harnischt, welche, im langen Laufe der Jahr-
„hunderte, die kahlen Höhen des Boghdo und Ural
„in Trümmer verwittert haben. Und wenn, in
„verschlossenen Gewölbern, der nie gesehene Stoff
„des Erdballes noch glühet, so liegt auch diesem
„Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur
„schmilzt, an der Erde, Wasser unter denselben
„hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald über-
„friert, und in Jahren, deren Zahl Niemand hat,
„in unergründliche Lasten, Tagereisen weit, gehär-
„tet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen
„arbeitet, ohne Unterlaß, die wohlthätige Wärme
„der Natur, und aus den finstern Eiskammern
„ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen,
„und erquiken die Felder."

Auf den Gebirgen, in dem kalten Klima, ist das Land äußerst unfruchtbar und schlecht. Die Granit-Felsen sind kaum mit ein paar Fuß, an vielen Orten nur mit wenigen Zollen, Erde bedekt.

Darunter ist der kahle Fels. Es erfordert daher die größte Mühe und Anstrengung, aus diesem seichten und mageren Erdreiche etwas zu ziehen. Nur die gänzliche Befreiung von allen Abgaben, und der ganz unumschränkte Genuß des Eigenthumes, den die Regierung der Freiheit gewährt, kann die Menschen vermögen, ein so undankbares Eigenthum zu bearbeiten. Ohne die mühsamste Bearbeitung gibt dieses Erdreich nichts. Die unfruchtbare Thonerde, womit die harten Felsen so seicht bedekt sind, nimmt, noch überdieß, von Jahr zu Jahr ab, indem sie Theils mit dem schmelzenden Schnee in das Thal geschwemmt, Theils, von den vielen fallenden und rauschenden Gewässern, mehr und mehr weggeschwemmt wird. Die unzähligen, großen und kleinen, Flüsse, die den Eisbergen ihren Ursprung verdanken, sind alle krystallhell bei ihrer Entstehung, dik und trüb in der Ebene, weil sie, während ihres Laufes, sich mit dem feinsten Schlamme und der fruchtbarsten Erde beladen. Daher ist es jezt kaum an irgend einem Orte in den Gebirgen noch möglich, Akerbau zu treiben. Es wird auch nirgendwo Akerbau getrieben. In den meisten Alpenthälern haben die Einwohner, wenn sie nicht in die Ebene gekommen sind, niemals einen Pflug gesehen. Dennoch war vormals (zum Theil noch unlängst) Akerbau auf die-

sen Gebirgen a). Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß, durch das Wegschwemmen aller, zur Ernährung der Pflanzen tauglichen, Erde, die Schweiz allmählich zur unfruchtbaren Felsen-Wüste werden wird: wenigstens muß schon jezt, an vielen Orten, das Erdreich, mit unglaublicher Mühe, über die nakten Felsen verbreitet, und aus der Entfernung herbei geführt werden. Auf hohem Felsengebirge, wo keine Spur von Gesträuch ist, liegen, wie Bonstetten bemerkt, große Baumstämme, z. B. auf dem Geistenberg, im Schächenthale, Kanton Uri. Also war Erde, Leben, wo keines mehr ist! Im Wallis hat man eine steinerne Brüke am Eisgebirge gefunden, an einer Stelle, wo kein Zugang sich findet. Auch sind Spuren von Straßen auf den Alpen, die zu Abgründen führen. — Also lebten Menschen, also wuchsen Bäume, wo nun die Natur erstorben ist!

Jezt wehet hier niemals der Athem des Mays;
Jezt wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis:
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

"Im langen sichern Frieden," sagt Müller, "und in großer Freiheit von allen Abgaben, mögen sorgfältige Hausväter den unfruchtbaren Thon und Schutt,

a) Bonstetten Schriften. S. 47.

Schutt, welchen die Waldströme zurük lassen, mit einiger guten Erde bedeken. Ohne eben diesen Fleiß der Hausväter, ohne einen Aufwand, welcher nur in der Freiheit möglich ist, würde das, also geschaffene, Land, bald, von den Alpen-Wassern, in das Welt-Meer fortgeschwemmt werden. Die hohen Gebirge werden schon, an sehr vielen Orten, mehr und mehr von allem Erdreich entblößt. .... In diesen Alpen kann, so wenig als bei den Holländern, das Erdreich ohne die Einwohner bestehen. Denn wann das Gebirg die vollen Wasserkammern ergießt, wird auch (was Feuer, Pest, Hunger und Sklaverei, übrig lassen) das Erdreich selbst unwiederbringlich fortgeführt. Es unterfressen die Ströme den Fuß der Berge, und reißen die Wiesen von den Höhen herab. Dämme sind Festungswerke in diesem Lande."

Einen auffallenden Beweis der Wahrheit dieser Behauptung des Hrn. von Müller, daß nur anhaltender Friede, heftige Liebe der Freiheit und gänzliche Befreiung von allen Abgaben, die Schweizer bisher vermochten, mit unglaublicher Mühe und Beschwerde, sich den Boden zu erhalten, der sie so kümmerlich nährt; ein auffallendes Beispiel dieser Art gewährt die Ueberschwemmung des Hasli-Thales durch den Alpbach, im Jahre 1764. Von diesem fürchterlichen Waldstrome wurde, in dem genann-

genannten Jahre, das Hasli-Thal, vorzüglich aber der Haupt-Fleken Meyringen, plözlich überschwemmt. Die Masse von Wasser, welche der Bach führte, war ungeheuer groß. Und diese Masse brachte eine solche Menge von Sand, kleinen und großen Steinen, Felsstüken und Bäumen, mit sich, daß das Thal größten Theils davon verschüttert wurde. Das Geräusch, mit welchem sich dieser fürchterliche Strom von Felsen zu Felsen herab stürzte, hallte schreklich wieder in dem Thale, dessen Einwohner ihren Untergang erwarteten. Alles war verschüttet; Wiesen und Gärten waren, funfzehen bis zwanzig Fuß hoch, mit Sand und Steinen bedekt. Viele Wohnungen hatte der wüthende Strom weggeschwemmt; keine blieb unbeschädigt. In jedem anderen Lande hätten die Einwohner, nach einer so schreklichen Verwüstung, einen so undankbaren Boden der Wuth der Elemente Preis gegeben, und wären in die beßere Ebene hinab gezogen. Allein hier war der klassische Boden der Freiheit, für welchen die Bewohner des Thales die zärtlichste Vorliebe haben. Sie räumten nicht nur gemeinschaftlich die ungeheuern Schutthaufen weg, sondern sie errichteten, mit der größten Anstrengung, Mauern und Dämme, um ähnlichen Vorfällen künftig vorzubeugen. "Jedes Land ist, von der Natur, zu einer eigenthümlichen Kunst bestimmt.

Asien ist für den Genuß; der Griechische Himmel zu seinen Gefühlen; Rom zur Herrschaft; Germanien zum Kriege; und die Schweiz zu stiller Freiheit, ohne die sie nicht sein könnte"

"Schon vor Tells Geschichte finden wir einen zahlreichen Adel in diesen Gebirgen. Der erste Titel, um adelich zu heißen, war, ein freier Mann zu sein. Und dieß waren die meisten Einwohner dieser Alpen. Die Entlegenheit, die Unzugänglichkeit und Armuth dieser Thäler, wo selbst der Boden frei geblieben; der hohe, feste Sinn ihrer Einwohner; vielleicht auch geleistete Dienste, schüzten sie lang gegen jede Herrschaft. Ihre Abhängigkeit vom Reiche war mehr Schuz, als Abhängigkeit gewesen. Daher vermuthlich der Ursprung dieses Adels, der weder Sklav war, noch Sklaven unter sich hatte, und der selbst seinen freien Aker, oder die Wiese bauete, die er dem alten Walde abgewann. Es blühten damahls auch mehrere Alpen, die nun in Schutt begraben liegen: und vermuthlich waren, vor fünf hundert Jahren, viele tausend Wiesen in der Schweiz benuzt, die nun zu Stein, oder Eis, erstarrt sind. Alle Begriffe werden, in der Abgeschiedenheit, verewigt: daher der erste Karakter dieser Schweizer. Auch kann ein Volk, auf armem Boden, keine andere Tyrannei, als die seiner Natur,

vertragen. Mit Einem Worte, die wahre Bestimmung dieser Völkerschaften scheint zu sein: Niemand zu gehorchen, und Niemand zu gebieten."

Das zweite Klima der Schweiz ist das gemäßigte. Dieses findet sich am Fuße der hohen Gebirge, auf der Nördlichen Seite derselben. Das Rheinthal, das Thurgau, ein großer Theil der Kantone Zürich und Bern, die freien Aemter, das Waat-Land, Neuschatel, Genf, liegen unter der milden Luft desselben. Es genießt dieser Theil des Landes, vor allen übrigen Ländern Europens, eigener Annehmlichkeiten und Schönheiten, die, von hundert Reisenden, mit den glühenden Farben des Entzükens, mahlerisch beschrieben, von hundert Künstlern gezeichnet worden sind. In der That gibt aber keine Beschreibung, keine Zeichnung, kein Gemählde, einen richtigen Begriff von der unaussprechlichen Anmuth, welche diese Gegenden in ganz Europa so berühmt gemacht hat.

Tavernier, ein Reisender, der den größten Theil des Erdbodens gesehen hatte, der sechs mal in Ostindien gewesen war, und sein langes Leben mit beständigen Reisen zu Lande hingebracht hatte, fand, am Ende seiner Tage, daß das Waatland alle Länder überträfe, die er je gesehen hätte, und die Aussicht von Aubonne alle Aussichten, die

ihm

ihm je vorgekommen wären; daher er diese Baronie kaufte, und, im täglichen Genusse der schönsten Aussicht in der Welt, von einem thätigen und beschwerdevollen Leben ausruhte. Hier sah er, aus seinem Schlosse, herab, auf eine unzähliche Menge von Fleken, Städten, Dörfern, Landhäusern, Schlössern, Wäldern, Weinbergen, Wiesen und Gärten, welche, in bunter Mischung, im Vorgrunde sich darbieten; dann, an der Gränze der Aussicht, den herrlichen See, bald ruhig und glatt, gleich einem Spiegel, bald stürmisch und wellenschlagend; endlich, jenseits des Sees, das steile Savoysche Ufer, mit seinen Städten, Dörfern, Klöstern, und hinter diesen die Savoyschen Schneegebirge, und die, weit über die Wolken hinausreichende, Eis-Pyramide des Montblanc.

Von dem See, bis auf die höchste Höhe des Jorat (über dessen Gipfel die Landstraße von Lausanne nach Bern hinläuft) ist Alles angebauet. Da wechseln Weinberge, Alleen von Wallnußbäumen, Felder, Obstgärten, Wiesen, prächtige Landsize, reinliche Bürger-Wohnungen, schöne Bauernhäuser, unaufhörlich mit einander ab. "Rund und blühend schwellen die fruchtbaren Hügel aus dem blauen Schooße der Fluthen, mit Weingärten bekränzt. Mächtig hebt sich der Jorat empor, und trägt, auf seinem breiten Rüken, Wolkengebirge. Um

seinen Fuß sind Städte, wie Heerden, gelagert, bald, im engern Thale, noch an den See gedrängt, bald auf den Hügeln verstreut. Friedliche Dörfer, im Kranze blühender Obstbäume, liegen, bis an die steigende Höhe des Gebirges, umher. Gothische Schlösser, im Schatten hoher Kastanienbäume, zierliche Landhäuser, mit angenehmen Gärten umgeben, verschönern und beleben jedes vorzüglich liebliche Plätzchen. Alles ist schöne Vollendung: und die bildende Hand des Menschen hat, im Einklange mit der Natur, sich vereinigt, das Gestade des Genfer-Sees mit Allem zu schmüken, was Auge, Herz und Geist, erfreut, und, in schöner Gedankenreihe, bis in die ernsten Tannenwälder hinaufführt, welche die Häupter des Jorat bedeken."

Dieß stolz umthürmte Land, gleich Tempe's Flur
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen;
Dieß Meisterwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umflossen.

Vom jenseitigen Savoyschen Ufer schimmert, unfern des Städtchens Thonon, das prächtige Kloster Ripaille herüber. Dieses schöne Kloster, welches von den Felsen ganz nah an den See gedrängt

drängt wird, erinnert an die Zeiten, da das ganze Land, jenseits und dießseits, Einem Gebieter gehörte, nämlich Amadeus, dem ersten Herzoge von Savoyen, dem reichsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Vierzig Jahre hatte er sein Land mit Ruhm beherrscht, als er von dem Throne stieg, denselben seinem Sohne Ludwig überließ, und sich in die einsame Gegend von Ripaille zurük zog. Hier, in dieser anmuthigen Gegend, verfloß sein Leben, in der Gesellschaft auserwählter Freunde und schöner Mädchen, bei einer üppigen Tafel, im vollen Genusse aller Lebensfreuden a). Dennoch quälte ihn der Ehrgeiz. Er wurde zum Papst, seinen Wünschen gemäß, erwählt, und das schöne Ripaille vertauschte er gegen den Päpstlichen Stuhl. Indessen zog er doch zulezt sein geliebtes Ripaille auch der Statthalterschaft Christi wieder vor, und starb in der Nähe desselben. Voltaire macht dem Amadeus, nicht mit Unrecht, Vorwürfe darüber, daß er sich durch die Schlüssel Petri von einem so ausgesuchten Size des Vergnügens weg loken ließ.

Lassé bientôt de ton doux hermitage,
Tu voulois être Pape, et ceſſas d'être ſage.

Lieux

a) Man sehe darüber Guichenon.

Lieux ſacrés du repos, je n'en ferois
pas tant:
Et, malgré les deux clefs, dont la vertu
nous frappe,
Si j'étois ainſi pénitent,
Je ne voudrois point être Pape.

So iſt die Waat, oder das Romaniſche Land, "ein, von unzählichen anmuthigen Hügeln durchſchnittener, Boden, welcher ſich, von dem Berge Jura, bis an den Fuß des Oberländiſchen Gebirges ausbreitet: Gegenden, welche, durch das, allezeit wechſelnde, Schauſpiel einer großen und mannigfaltigen Fruchtbarkeit, reizend ſchön ſind; in alten Zeiten der Helvetier vornehmſtes Vaterland, nachmals die liebſte Sorge der Könige des zweiten Burgundiſchen Reiches."

Hier, an den Geſtaden dieſes herrlichen Sees, kaufte ſich der reichſte unter den Gelehrten, und der gelehrteſte unter den Reichen, Voltaire, eine Wohnung. Von den Schönheiten der Gegend bezaubert, beſang er dieſelbe:

Que tout plait en ces lieux à mes ſens
étonnés!
D'un tranquile océan l'eau pure et trans-
parente

Baigne

Baigne les bords fleuris de ces champs
fortunés.
D'innombrables côteaux ces champs ſont
couronnés.
Bacchus les embellit. Leur inſenſible
pente
Vous conduit par dégrés à ces monts
fourcilleux,
Qui preſſent les enfers, et qui fendent
les cieux.

Nicht weniger anmuthig und lieblich ſind die Geſtade der Seen von Iverdün, Biel und Neuſchatel. Hier erblikt man das Jura-Gebirg, bis an ſeine höchſte Spize, mit Feldern, Weinbergen, Wieſen, abwechſelnd bedekt, dazwiſchen aber zerſtreute Dörfer, und einzelne Häuſer, von denen viele in ſolcher Höhe an dem Felſen kleben, daß ſie dem Auge nur wie weiße Punkte auf einer grünen Fläche erſcheinen. Blikt man, von La Rochette, auf den Neuſchateller-See hinab; ſo entfalten ſich, vor dem Auge, eine Menge der ſchönſten Gärten und Landhäuſer, mit Weinreben bepflanzte Hügel, und die ſchönſte Waſſer-Fläche, jenſeits aber ein fruchtbares Ufer, und, am Ende des Geſichtskreiſes, die ganze Reihe der Schweizeriſchen Schneegebirge, in unausſprechlicher Schön-

heit, "ihre nakten, Schneebedekten Scheitel, von der sinkenden Sonne mit Rosen bekränzt."

Und wer vermag die außerordentliche Schönheit und Wohlhabenheit des Kantones Bern, in dem Aargau, oder in der herrlichen Gegend zwischen dem Thuner-See und der Stadt Bern, zu schildern? "Wohin mein Auge sich wandte," sagt Meiners, "sah ich beständig, geräumige, feste, und meistens neue, Bauern-Häuser, von der mannigfaltigsten Bauart; schöne und prächtige Landsize; reiche Fruchtfelder; noch reichere Wiesen, die von kleinen Bächen durchschlängelt werden, und mit lebendigen Heken eingefaßt sind; in den Wiesen regelmäßige Reihen von belasteten Fruchtbäumen; und, unter dem Schatten dieser Bäume, bald kleine Heerden von Vieh, bald Haufen von Jünglingen und Mädchen, die mit der Heu-Erndte beschäfftigt waren. Bei dem Anblike dieser Schönheiten und Gaben der Natur, und des hohen Glükes von Vornehmen und Geringen, schwebten mir unaufhörlich die Bilder des Paradieses vor. Und ungeachtet dieses stille Entzüken, in welches meine Seele gleichsam eingewiegt wurde, mehr wehmüthig, als fröhlich war, und mich eher zu sanften Thränen, als frohem Lachen, geneigt machte: so konnte ich doch bisweilen nicht umhin,

wie

wie ein Frohlokender, in Töne und Gebehrden des lauten Jubels auszubrechen."

Ach! sie sind nicht mehr, die Zeiten, welche Meiners so wahr und so schön schildert. Seitdem die Franzosen in das Land gekommen, seitdem der, von den Franzosen eingesezte, Senat, dieses, einst so unaussprechlich glükliche, Land beherrscht, ist Alles ganz anders.

Kein Lustgesang der Traubenleserinn,
Kein Erndte-Jubel, keines Hirten Flöte,
Kein schmetternd Horn aus reicher Wälder Grün,
Begrüßet jezt den Stern der Abendröthe!

Kein Rundetanz, im sanften Vollmondsschein!
Kein Freudenmahl vor Tells verehrtem Bilde!
Kein Gang der Liebenden im Frühlings-Hayn,
An Veilchen reich, wie Attika's Gefilde!

"Der Thuner-See vereinigt alle Schönheiten der Nördlichen Schweiz. Seine Ufer sind voller Anmuth und Pracht. Viele Thäler stoßen da zusammen, und laßen überall in die tiefen Alpen bliken. Und dieses prächtige Amphitheater ist, Abends und Morgens, mit dem Purpur, oder dem Silberglanze, der Eisberge übergoßen.

Der oberste Theil, bis Merlige, ist noch im Style eines Alpen-Sees. Rechts steht die gebrochne, graue Felsenwand, halb nakt, und halb mit Tannen geschwärzt; links senkt sich, bis in den See, ein steiles Gebirg, wo, im Frühlinge, jede Viertelstunde, in Gestalt einer stürzenden Wolke, Lauinen donnern. Zwischen diesen Bergen öffnet sich das große Thal Interlachen, vom hintern Brienz-Thale wie beleuchtet. Da, zwischen Eis und Felsen, blüht noch die Natur in ganzer Fülle. Abwärts, dem See zu, geht die erhabene Alpen-Natur mit jedem Schritte in sanftere Schönheiten über. Auf beiden Seiten kündigen Reben ein glüklicheres Klima an. Mahlerisch krümmen sich die Gestade in Wellenlinien, oder buchten sich, wie zu Spiez, ins weiche Hügelland hinein. Alle Ufer, alle Hügel, sind mit Blüthen und Blumen, die, in mannigfaltig gebogenen Linien, auf und ab sich krümmen, oder mit Dörfern, gezierten Wohnungen und Gärten, bekränzet, auch bisweilen von kleinen Wäldchen, zwischen Reben, auf hohen Terrassen, sanft beschattet, bis, wo, bei Schadau, der himmelblaue, nun sanft fließende, See, das Ufer, in Form schöner Inseln, zu umarmen scheint. Majestätisch herrscht überall, im prachtvollen Gemählde, die mächtige Pyramide des Riesen, am

Eingange dreier hohen Alpenthäler, die sich, im Wolkenhimmel, an hoch schimmernde Gletscher verlieren."

Eine besondere Erwähnung verdient die herrliche Gegend um den Brienzer-See. Die Aussicht von diesem See ist zwar äußerst eingeschränkt: denn es ist derselbe mit Bergen rund herum so eng eingefaßt, daß die höheren Alpen nicht können gesehen werden. Das Klima ist so *mild*, daß man gemeiniglich im Februar, zu Interlachen, am nahen Fuße der höchsten Eisberge, Blumen pflüken kann, und daß man, dann schon, auf einsamen Spaziergängen, die frohen Gesänge der Vögel, im finstern Walde, und das Jauchzen fröhlicher Menschen, die, bei beschwerlicher Arbeit, munter sind, von Hügel zu Hügel erschallen hört. "Die Bewohner der Gestade dieses herrlichen Sees haben idyllische Sitten." Sie sind redlich, gut, mild, sanft. Vater und Mutter sind stolz auf die Schönheit ihrer Töchter: und diese besorgen die Heu-Erndte und die Obst-Erndte nicht anders, als mit Handschuhen, und niemals bei allzugroßer Hize, um sich den Teint nicht zu verderben.

An dem Züricher-See ist der Boden, von Natur, äußerst schlecht und unfruchtbar. Allein eben dieser unfruchtbare Boden ist, unter dem

Einfluße einer milden Regierung, durch glükliche und wohlhabende Landleute, in ein irdisches Paradies ungeschaffen worden. Herrschte nicht, an diesen Gestaden, Sicherheit des Eigenthumes und mild regierende Freiheit, so würden die Einwohner einen so undankbaren, so schwer zu bezwingenden Boden, längst verlassen, und in milderen Himmelsstrichen bessere Wohnungen aufgesucht haben. Dann wäre diese Gegend eine unfruchtbare Wildniß. Jezt hingegen erblikt man, wohin man seine Augen nur wendet, "kraftvolle und sorgfältig gewartete Reben, oder üppige Wiesen und stolze Kornfelder." Nicht das kleinste Flekchen ist vernachläßigt, sei es auch noch so mühsam zu bearbeiten. Die herrlichsten Dörfer stehen so nah an einander, daß man oft schon in einem neuen ist, bevor man noch bemerkt, daß man das vorhergehende verlaßen hat. "Man sieht, daß ihre Bewohner weder durch Auflagen ausgesogen, noch durch Herrendienste unterdrükt werden. Die Häuser haben ein Städtisches Ansehen: noch mehr aber die Gärten, die alle in Gemüs- und Blumen-Beete abgetheilt, mit kleineren und größeren Gängen durchschnitten, und mit zierlichen Heken, oder Zäunen, oder gar mit diken Mauern, eingefaßt sind." a) Hier sind allerdings die schön-

sten

a) Meiners Briefe Bd. 1. S. 69.

sten Dörfer in der Welt. Die Wohnungen der Bauern sind so prächtig, daß die Frau von Berlepsch dieselben, sehr passend, "Villen" nennt. Es seien, sagt sie: "viel zu städtliche Dörfer; eine entzükende Gegend, die alle Hoheit und allen Liebreiz der Natur, mit Allem, was die vervollkommnende Kultur vermöge, in sich vereinige." Eine Reise am Züricher-See ist "eine ununterbrochene Lustfarth durch einen kunstlosen Garten. Bald ist man nahe an dem blauen See, nahe dem angenehmen Getöse seiner blinkenden Wellen; bald geht es, hoch an den Hügeln, auf und ab, unter der Umschattung großer Obsthayne. Herrliche Kornfelder wogen im Sonnenglanze, duftende Wiesen grünen, unter dem leichten Schatten der Fruchttragenden Bäume." — Und in diesem Paradiese ward der erste Saame der Zwietracht, des Aufruhrs und der Empörung, ausgestreut! Die allzu reichen Bewohner jener "Villen" klagten über unleidlichen Druk, über unerträgliche Tyrannei und eisernen Despotismus!

Der schönste und größte See unter allen Schweizerischen Seen, ist der Bodensee. Seine Ufer sind ein ununterbrochener Garten. Reiche Fleken, schöne Städte, reinliche Dörfer, prächtige Klöster, zierliche Landhäuser, stolze Schlößer, wechseln mit einander ab, und stehen so dicht

beisammen, daß seine Gestade beinahe mit einer aneinander hangenden Reihe von Häusern bedekt sind. Wendet das Auge von dem hellen Wasser-Spiegel sich weg, so erblikt dasselbe eine unermeßliche Fläche mit Obstbäumen (dem Reichthume des Landes) dicht bepflanzt und, hinter ihnen, in weiter Ferne, die beschneiten Gipfel Himmelhoher Gebirge. Diese Bäume sind mit einer größeren Anzahl von Aepfeln beschweret, als ihre Aeste zu tragen vermögen. Daher werden diese gestüzt.

Der Aepfel reifes Gold, bestriemt mit Pur-
pur-Zügen,
Beugt den gestüzten Ast, und nähert sich
dem Mund;
Der Bienen süß Geschlecht, die honig-
reiche Pflaume,
Reizt ihres Herren Hand, und lokt ihn
an dem Baume.

Wohin sich das Auge nur wendet, überall erblikt es Spuren von Fleiß und von Wohlstand. Hier bleibt auch nicht das kleinste Flekchen Landes ungenuzt; hier reifen die Aehren unter dem Schatten der Obstbäume. Und wann vollends, in der Mitte des Sommers, wie es meistens zu sein pflegt, ein reiner, klarer, unumwölkter, blauer Himmel, über der schönen Landschaft schwebet;

ein

ein kühles, mildes, frisches, erquikendes Lüftchen, von dem ruhigen, grünlichen, unübersehbaren See her wehet; der hellste Sonnenglanz die ganze Gegend erleuchtet; fröhliche Schnitter ein Erndte-Lied singen; hier und dort ein Fischer-Kahn auf den Wogen tanzt; beladene, den Segen Schwabens bringende, Schiffe, mit ausgespannten Segeln, dem flachen Ufer sich nähern; und, aus weiter Ferne, die reifen Saaten des Schwaben-Landes herüber blinken: dann hat dieser herrliche See nicht seines Gleichen auf Erden; dann sind seine Gestade die schönsten auf dem bewohnten Erdboden. Wer hier einst lebte, der denkt gewiß niemals ohne wehmüthiges Entzüken an die so herrliche, jezt leider! mit Blut beflekte, Gegend zurük.

Sei gegrüßt, o See! im lichten Glanze
Deiner Schönheit, die mein Aug' entzükt!
Sei gegrüßt, im hochgewundnen Kranze
Ferner Berge, der dein Ufer schmükt!
Seid gegrüßt, ihr lieben Schatten-Quellen!
Euch verzehre keine Sommer-Glut!
Mild' erquik' der Abendthau die Stellen,
Wo Gedankenvoll mein Kopf geruht!
Schont, ihr Stürme, schonet jener Bäume,
Die in frohe Paradieses-Träume
Freundlich lispelnd meinen Geist gewiegt!

Doch, was unterfange ich mich, diese Gegend zu schildern, da dieselbe bereits von einer Meisterhand gemahlt worden. "Das Thurgau ist der Inbegriff alles dessen, was Menschenhände da noch hinzuthun können, wo Himmel und Erde lächeln. Das Bild der üppigsten Fruchtbarkeit umgibt den entzükten Wanderer so nah und einladend, daß man nur gleich Hütten bauen möchte. Immer nahe dem prachtvollen Bodensee, sieht man entweder, dicht am flächeren Ufer, ungeheure Birn- und Aepfelbäume über den Weg und die klaren Wellen überhangen, oder man sieht, wenn man sich höher erhebt, von den Hügeln, über unaufhörliche Gärten, weiter in die glänzenden Wogen hinein. Weizen-Aeker und Roken-Felder stehen so hoch, daß die Halmen um den Stamm der Obstbäume zusammenschlagen, und die buschichten Kronen auf diesen Meeren der Segensfülle zu schwimmen scheinen. Dieser Anblik ist einzig: man kann seiner nicht müde werden. Und zur Zeit der Heu-Erndte, da liegt das duftende Gras Theils gemäht, Theils stehen die fetten Anger, röthlich schimmernd, mit den hohen, prangenden Blüthen-Halmen, über welche die kühlen Obsthaine erquikenden Schatten verbreiten. Und dann die stillen Hütten dieser begünstigten Kinder der Erde, in Friede, und Freude, und Fruchtbarkeit, umher gelagert. Das gesunde

kern=

kernhafte Landvolk, ihr muthiges, wohlgenährtes Vieh, und tüchtiges Fuhrwerk, bezeugen, daß hier nicht, wie unter so manchem milden Himmelsstriche, auf so manchem fruchtbaren Erdflecken, Himmel und Erde sich umsonst zum Glücke des Menschen verbunden zu haben scheinen."

Ach! ewig weih' ich, im Erinnerungstraum,
Nur Dir der Sehnsucht und des Dankes Thränen:
Ich werde mich, in jedem Schöpfungsraum,
O See! verbannt aus deinen Himmeln wähnen!

Mitten in diesem so betriebsamen, so wohlhabenden, so sehr von der Natur gesegneten, Lande, dessen Bevölkerung die Bevölkerung aller anderen Europäischen Länder übersteigt a), liegt eine Stadt, eine ansehnliche, berühmte, große Stadt, bei weitem größer, als irgend eine der benachbarten, in welcher,

a) "Die Bevölkerung der ganzen Landschaft Thurgau ist jezt auf mehr als 65,000 Menschen gestiegen. Ich glaube nicht, daß der Flächen-Inhalt des oberen und unteren Thurgaues mehr, als dreizehen Quadrat-Meilen, beträgt. Wenn dieß richtig ist, so wohnen hier, auf jeder Quadrat-Meile, 5000 Personen." Ebel Schilderung von Appenzell S. 30.

welcher, auf den breiten, nur selten betretenen, Straßen, das Gras sich zwischen den Steinen hervor drängt; in welcher Armuth und Elend wohnen; in welcher Fleiß und Betriebsamkeit keinen Aufenthalt finden, aber Dummheit und Aberglauben gehegt werden; in welcher Niemand reich ist, als eine Schaar müßiger Domherren, Niemand sich gut nährt, als die, Alles verzehrenden und nichts erwerbenden, Mönche. Diese Stadt heißt Konstanz, und gehört dem Kaiser.

Kein Land hat so viele Gewässer, wie die Schweiz. Da ist kein Thal ohne Bach, kein Dorf ohne Quelle. In keinem Lande fließen die Gewässer auf so mannigfaltige Weise. Bald sind es kleine, krystallhelle, rieselnde Bäche, welche, in fruchtbaren Thälern, grünende und blühende Wiesen wässern; bald große, schiffbare Flüsse, welche, zwischen Weinreben und Fruchtbäumen, sanft und majestätisch dahin gleiten; bald stehende, fischreiche Seen, deren durchsichtiges, klares, blaulich-grünes Wasser, von dem Winde bewegt, sich kräuselt, und in welchem die beschneieten Gipfel der Alpen, wie in dem glattesten Spiegel, sich darstellen; bald rauschende und tobende Wasserfälle, welche, von den Felsen, in die Tiefe sich abwärts stürzen, und in der benachbarten Gegend ein unaufhörliches Zittern unterhalten; bald sanfte Ströme,

welche

welche, über eine hohe Felsenspize herab, in den steilen Abgrund sich ergießen, und, ohne Geräusch, in der Luft zu Staub zerstieben; bald sind es verheerende Waldwasser, welche, nach einem Gewitter in den höheren Gebirgen, schnell entstehen, eine ungeheure Menge von Steinen, Bäumen, Felsenstüken und Granitblöken, donnernd vor sich her wälzen, eine breite Streke Landes mit Schutt und Graus überziehen, dann sich verlaufen, und ihr selbst gebildetes Bett troken, aber mit Steinen von jeder Größe bedekt, zurük lassen; bald sprudelnde Quellen, in Felsen-Grotten, die dem müden Wanderer Schatten und Kühlung darbieten.

Nichts übertrifft die Anmuth, welche mit dem Fahren auf den Schweizerischen Seen verbunden ist. Rousseau vorzüglich hat sie geschildert; er, der, Stunden lang, in seinem Kahne liegend und träumend, sich, auf dem Bieler-See, von den sanft wogenden Wellen hin und her treiben ließ. "Die Wasserfahrten auf diesen reinen Gewässern sind, für meine träumende Seele, ein ganz eigenes Fest. So ungestört kann ich hier den zarten Faden meiner Empfindungen ausspinnen! Die so prachtvolle Schöpfung um mich, ernste Gedanken an ihr Werden, an ihren vorher gegangenen Zustand, an den so manche, halb verwischte, Spuren erinnern, füllen jeden Augenblik aus, und geben der Zeit Flügel.

Noch immer war ich zu früh am Ende Schweizerischer Gewässer."

Eine besondere Anmuth erhalten die Schweizerischen Seen durch die herrlichen Inseln, die sich auf ihnen befinden. Welch ein glükliches Flekchen des Erdbodens ist nicht die schönste aller Inseln auf dem schönsten aller Seen, die Insel Meinau auf dem Bodensee! Kein Reisebeschreiber hat anders, als mit Entzüken, von derselben gesprochen. Meiners besonders hat ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. "Ohne erborgten Glanz, welcher in der Ferne strahlt, und anlokt, liegt sie, in ihrer einfachen Natur-Schönheit, still und bescheiden, in dem Spiegel des herrlichsten Sees der Schweiz, und ist, wenn gleich nicht ganz unbemerkt, doch nicht gewürdigt wie sie es verdient."

Den Reiz der schönen Landschaft um die prächtigen Gewässer erhöht noch der Anblik der, am Ufer der Seen und der großen Flüßen wohnenden, Fischer-Familien. Hart am Wasser stehen ihre Häuser. Rund umher hangen ihre großen Neze, ausgebreitet und aufgehängt, an Stangen, zum Troknen. Hier sizen sie, am Ufer, und bessern, singend, an dem, durch den schweren Fang zerrissenen, Neze; dort rudern einige, unweit des Ufers, auf dem See herum, und werfen die beschwerten Neze aus; andere kommen, mit dem

bela-

beladenen Kahne, freudig zurük. So wie sie dem Ufer sich nähern, springen und hüpfen ihre munteren Kinder ihnen jubelnd entgegen, um sich mit ihnen des gesegneten Fanges zu freuen.

Unter den zahlreichen Flüssen der Schweiz verdienen der Rhein und die Rhone vorzüglich genannt zu werden. Jener fließt nach Mitternacht, dem großen Weltmeere zu; diese rollt ihre Gewässer gegen Mittag, und verliert sich in dem Mittelmeere.

Klein und unbedeutend ist der Ursprung des Rheines, des so mächtigen Flusses. In einer öden Wüste, zwischen unersteiglichen, Himmelhohen Gebirgen, rieselt, an der Seite des Badus-Berges, ein weisser, schäumender Gletscher-Bach, auf schwarzem Schiefergrunde, herab. Dieß ist der Rhein, der noch viele Gewässer aufnimmt, und bald als Fluß erscheint. Unweit von seinem, so geringen, Ursprunge, fließt er, mit großem Getöse, in einer tiefen Felsenkluft, zwischen finstern Tannenwäldern. Stundenlang hört der Reisende, dicht neben sich, aus dunkler Tiefe herauf, in welche kein Lichtstrahl herab dringt, das Wasser toben, ohne daß er es sieht. Auf Ein mal öffnet sich die Felsenkluft; das herrliche Domletschger-Thal, mit seinen Hügeln, und Wiesen, und lieblichen Büschen, und Felsen, und Bergschlössern,

breitet sich aus. Sanft und glatt fließt der Rhein schäumend durch dieses anmuthige Thal. So wie man ihn, kurz zuvor, in der tiefen schwarzen Felsenkluft "unsichtbar donnern hörte; so sieht man jezt, im Thale, seine Gewässer unhörbar spielen." Indem er weiter fließt, in seinem ungedämmten Bette, worin sein milchweisses Wasser pfeilschnell dahin rauscht, überzieht er die ganze breite Ebene mit Schutt und Kieseln; häuft, hier und da, die Kieselmaße so hoch an, daß sie zum Damme wird, der ihn in seinem Laufe aufhält, und sieht demnach, "der unbesonnenen Jugend gleich", durch selbst gehäufte Hindernisse, in seinem Laufe sich gehemmt, bis er endlich in dem Bodensee sich verliert; da dann, nach langem Toben, vielfältigem Revolutioniren und Verheeren, "seine gesammelten Fluthen im stillen Wasserthale ausruhen — ein Bild künftiger Zeiten."

Das dritte Klima endlich, oder das heiße, findet sich Theils, in den, jenseits der Alpen, auf der Südseite derselben, gelegenen Italienischen Landvogteien, Theils in einigen Südlichen Bergthälern, die zwischen hohen Bergen eingeschlossen sind, von denen die Sonne unaufhörlich in das Thal zurük prallt. Von solcher Art ist z. B. das Walliser-Thal. Dieses enge Thal, welches sich, von dem Ursprunge der Rhone bis an den Ausfluß

fluß derselben in den Genfer-See, dreißig Stunden weit erstrekt, ist von allen Seiten mit den höchsten Gebirgen umgeben. Gegen Morgen liegen der Gotthard und der Furka-Gletscher; gegen Abend öffnet sich, zwischen den steilsten Gebirgen, ein enger Paß, welcher kaum mehr, als den tobenden Rhone-Fluß, durchläßt; gegen Mitternacht liegen die höchsten Schneegebirge des Berner-Kantones; gegen Mittag ebenfalls eine Reihe hoher Eisberge, welche die Schweiz von Italien trennen. Dieses merkwürdige, gänzlich von Eisgebirgen eingeschlossene, Bergthal, hat den härtesten Winter, welcher, an einigen Orten, wo die Sonnenstrahlen kaum Zugang finden, gegen zehen Monate dauert. Auf diesen langen Winter folgt ein kurzer Sommer, in welchem anhaltend die unerträglichste Hize herrscht: eine Hize, welche der im heißesten Afrika nichts nachgibt a). Während dieses kurzen Sommers reifen und gedeihen die Pflanzen des warmen Erdstriches. In diesem

a) Bei einer Reise, welche der Verfasser, in Gesellschaft der Herren Merk und Köstlin, im Jahre 1778, durch das Wallis machte, und welche im Deutschen Merkur vom Jahre 1779 beschrieben ist, stand das Thermometer auf 38° R. Zu Roche sah Haller (kleine Schriften Bd. 3. S. 150.) das Thermometer auf 117° Fahrenh. und Ein mal auf 140° Fahrenh.

Thale, in welchem der Nordwind niemals wehet, findet man, wie schon Haller bemerkte, unweit von Pflanzen, welche auf Spizbergen wachsen, die Pflanzen und Früchte Spaniens und Italiens.

Merkwürdig ist die Nähe, in welcher die Pflanzen so gänzlich verschiedener Klimaten, bei einander wachsen. Reiset man, von Sion, im Wallis, auf den, sieben Stunden von dieser Stadt entfernten, Gipfel des Berges Sanetsch: so verläßt man, zu Sion, die, an den Felsen des Schlosses Valeria wachsenden und blühenden, Granatbäume, die Kastanienbäume, die fruchtbaren Weinberge; dann kommt man durch herrliche Weizengefilde; nachher durch Buchenwälder; darauf durch Eichenwälder; ferner durch Tannenwälder; und endlich, durch kleineres Gesträuch, zu den Pflanzen von Spizbergen und Grönland. Man kann, dem zu folge, in Einem Tage, Pflanzen sammeln, welche unter dem vierzigsten Grade der Breite wachsen, und andere, welche nur unter dem achtzigsten Grade gedeihen b).

In der Italienischen Schweiz finden sich Bergthäler, deren Nord-Seite mit ewigem Eise bedekt ist; auf der Süd-Seite wachsen Pflanzen, die, an den fruchtbarsten Stellen der Lombardei, Einen Grad weiter gegen Süden, den Winter im Freien nicht

b) Haller Ebendaselbst S. 152.

nicht überstehen. In der Landvogtei Lokarno liegen zwei Dörfer, Tennero und Quartino, gegen einander über, in einer nicht sehr großen Entfernung von einander, wovon in dem Einen die Weinlese vier Wochen früher gehalten wird, als in dem anderen c).

Ueberhaupt ist die Schweiz das Land der Kontraste. "Am Fuße kahler Felsenwände grünen kräutervolle Wiesen; in öden Abgründen reifen die schmakhaftesten Baumfrüchte; reizende Landhäuser erheben sich mitten in der Wildniß; Eisberge thürmen sich am Rande der fruchtbarsten Thäler auf; und indem man mit dem Einen Fuße im ewigen Schnee steht, tritt der andere auf einen grünen Teppich, wo die süße Erdbeere sich röthet. Der Reiz des Frühlings und die Fruchtbarkeit des Sommers erscheinen hier ungestört, mitten unter der Rauhigkeit des Winters; und Grönlands Schreken steigen über ein Paradies auf, wo tausend Blumen duften."

Allein das eigentliche heiße Klima ist in der Italienischen Schweiz. In dem, am Südlichen Fuße der Alpen liegenden, beinahe achtzehen Stunden langen, Veltliner-Thale, hat die Natur die Schönheiten Italiens und der Schweiz vereinigt. Hohe Berge wechseln mit sanft ab-

 hän-

c) Schinz Beiträge S. 397.

hängenden, fruchtbaren Hügeln, die mit Kastanienwäldern, oder Weinreben, bepflanzt sind. Am Fuße derselben fließt der herrliche Fluß, die fischreiche Adda, in einem breiten, fruchtbaren Thale. Hier ist das Land des feurigsten Weines, das Land der Kastanien, der Maulbeerbäume, der Mandeln, der Feigen, der Granaten. Grüne, mit hohem Grase bedekte, Viehweiden, wechseln mit reichen Kornfeldern, finstern Kastanien-Wäldern, volltragenden Weinbergen, breiten Feigenbäumen, unaufhörlich ab. Dunkle Buchen-Hayne und hellgrüne Wälder von Lerchen-Tannen, auf dem Gipfel der Berge, laden den, im Thale gehenden und von der Sonne versengten, Wanderer, in ihre kühlen Schatten gleichsam ein. Und diesen schattigen Wäldern entschlüpfen unzählige, klare, silberweiße Bäche, welche an dem Abfalle der Berge sanft hinab gleiten, und ihr krystallhelles Wasser der majestätischen Adda zuführen: ein nur zu wahres Bild des Landes, in welchem überall der Große die Kleinen auffrißt! Herrliche Wohlgerüche duften von allen Seiten, und die Atmosphäre ist beständig mit Gewürzen erfüllt. Die hohe Alpenkette verwehrt dem Nordwinde den Zugang, und in dem Anmuthsvollen Thale wehet, beinahe immer, der liebliche West. Heiß und brennend ist die Sonne; allein jede Felsenkluft

bietet

bietet ihre Kühle, jedes Wäldchen seinen Schatten an. Für Grotten, und bedekte Gänge, und Alleen, und Wasserfälle, und schöne Aussichten, und kühlende Springbrunnen, und schattige Lauben, hat, in diesem paradiesischen Garten, die Natur selbst gesorgt; die Menschen aber haben dafür gesorgt, daß es auch an Ruinen und Sinnbildern der Zerstörung nicht fehlen möge.

Im Verhältnisse mit der Schönheit des Landes steht seine Fruchtbarkeit. Jede Wiese, jeder Aker, trägt jährlich zwei mal, drei mal, einige sogar vier mal Früchte. Die Bienen gedeihen vortrefflich; das Geflügel legt das ganze Jahr hindurch Eier; das Vieh findet die fetteste Nahrung; der Seidenwurm liefert, ohne viele Mühe, die herrlichste Seide, in Menge; jeder Fluß, jeder Bach, ist mit Fischen angefüllt; Holz ist im Ueberflusse vorhanden. So gütig hat die Natur dieses Thal ausgestattet; so wohlthätig, so reizend ist hier das Klima! Die Menschen aber, welche in diesem Paradiese wohnen, sind in Kummer, Elend, Armuth, Aberglauben, Knechtschaft, Bosheit, Mordlust und Dummheit, versunken. Es sind Banditen, Teufel in Menschengestalt. Die Natur zeigt sich in ihrer üppigsten Pracht; die Menschen aber darben in diesem Ueberflusse. Sie haben kaum Lumpen genug, um ihre Blöße zu bedeken, aber doch Bosheit

genug, um sich einander das Leben zu verbittern, und Grausamkeit genug, um bei der geringsten Veranlassung einander zu morden. — Doch davon in der Folge.

"Grünende Hügel, mit Weinstöken bepflanzt; am Fuße derselben hohe Pfirsich- Mandel- und Buchs-Bäume; die Gipfel mit schönen Zypressen und Ulmen besezt; ein liebliches Kabinettchen, gemahlt von innen und von außen, und mit Akazien umzingelt, deren Schatten zur Ruhe einladet; die Mauern der Weinberge bald mit Rosmarin, bald mit Feigen, bald mit Myrthen- und Granat-Bäumen, geschmükt; zwischen den unübersehbaren Reihen der belasteten Weinreben, goldene, Mannshohe, körnerreiche Aehren; von der Sonne braun gebrannte Winzer und Winzerinnen, die sich, umarmend, in kühlende Grotten verlieren, um dort den Becher der Wollust rein auszuleeren; hier und da eine sanft klagende Guitarre; ein, die Herzen schmelzender, Mandolino, von zitternden Fingern dennoch kunstreich geschlagen und gegriffen: dieß alles bildet eine so entzükende bunte Reihe, daß das überraschte Auge nicht weiß, bei welchem der anziehenden Gegenstände es verweilen soll."

Nicht weniger reizend, als das Veltlin, sind die Gefilde der Grafschaft Bellinzona. Diese bieten Schönheiten von anderer Art dar. Hier grän-

gränzen höchste Wildheit und höchste Kultur, größte Fruchtbarkeit und größte Unfruchtbarkeit, hart aneinander. Auf dem ziemlich großen, von ehrwürdigen Kastanienbäumen beschatteten, Plaze, alla Motta, unweit der Stadt Bellinzona, hat man eine Aussicht, wie sie schwerlich irgend ein anderer Fleken auf der bewohnten Erde darbietet. Hier ein hohes Gebirg, nebst dem Eingange in das merkwürdige Marobier-Thal. Dießseits bringt dasselbe Wein, Getreide, Kastanien und herrliche Wiesen, hervor; jenseits folgen, auf die prächtigsten Kastanien-Wälder, Buchen-Wälder, und endlich rauhe Tannen-Wälder, in denen Bären und Wölfe hausen, welche im Winter, und öffters auch im Sommer, den Heerden großen Schaden zufügen. Dort liegt der waldige Monte Cenere; ein rauher Berg, reich an Quellen und Bächen, über welchen die Landstraße nach Mailand geht. Keine andere Stelle, in dieser Gegend, ist so unsicher, so gefährlich zu bereisen, als diese. Hier ist der eigentliche Aufenthalt der Spizbuben, der Mörder und der Banditen. Die hundertjährigen, dichten und schattigen Kastanien-Wälder, die den Berg bedecken, und durch welche niemals ein Strahl der Sonne die Erde berührt, dienen ihnen zum Aufenthalte. Wehe dem armen Reisenden, der in ihre Hände fällt! Ihre Zahl ist groß.

Vergeblich werden sie gehangen, geköpft, gerädert, geviertheilt; vergeblich gewähren die, neben der Landstraße aufgesteckten, Köpfe und Hände dieser Bösewichter, dem Reisenden den ekelhaftesten, widrigsten Anblik: die Zahl der Mörder und die Gefahr des Reisenden wird dadurch um Nichts geringer! Dort erhebt der hohe Gamoghera sein pyramidalisches, nur selten von Schnee entblößtes, Haupt, hoch in die Wolken. Hier im Thale liegt die schöne Stadt Bellinzona, mit ihren Schlössern, am Fuße des steilen und hohen Karasso. Von den drei regierenden Kantonen, Uri, Schwyz und Unterwalden, hat, vor der Stadt, ein jeder, auf einem besonderen Hügel, ein eigenes festes Schloß, in welchem er drei bis vier Soldaten unterhält. "Wie eigentliche Vorlegeschlösser liegen die drei festen Burgen der Waldkantone, im Gothischen Prunke gezahnter Mauern, auf den Hügeln da. Der Tessino aber spielt, Sorgenfrei, das Thal hinab, nicht achtend der riegelnden Hügel, als der Felsen zu sprengen weiß" Da, in diesem Gebirge, liegt das wilde Thal Sementina. Ein verheerendes Wald-Wasser durchströmt dasselbe. Ueber einen steilen Felsen fällt er in die Tiefe hinab; wird, während seines Falles, gänzlich in Staub verwandelt; sammelt sich wieder, in einer tiefen Kluft; und wälzt sich dann, rauschend und verheerend,

heerend, weiter fort. Kaum sichtbar zeigt sich das schöne Dorf Broscia, verstekt zwischen schönen Weinbergen, kleinen Landhäusern, und einer, der Andacht gewidmeten, Kapelle. Noch anziehender ist das unten liegende Thal. Dort die Bellinzoner-Ebene, welche der, sanft sich fortschleichende, und in mehrere Arme sich theilende, Tessin, durchwässert. Ueberall sind die Ufer dieses, am Gotthardsberge so wilden und so tobenden, Flußes, mit den schönsten und fruchtbarsten Weinbergen bepflanzt. "Verschwiegen spielt er, im duftenden Schattensaume des hohen Berges Karasso, umher, und vergißt, wie vom Arme der Liebe umfangen, alles Leid, und die Kämpfe auf seiner hohen Felsenbahn." Die ganze Ebene, welche er durchfließt, ist ein irdisches Paradies. Bald hohes und fettes Gras, die schönsten Weiden für das Vieh; bald ein fruchtbares Akerfeld, auf welchem das Getreid, unter dem Schatten der, auf mancherlei Weise gebundenen, geschlungenen und gewundenen, Weinranken, zwei mal im Jahre reift. Ueber die goldgelben Aehren hangen die blauen Trauben herab; und so vereinigen sich Ceres und Bacchus. "Aus Rosmaringebüschen steigen Lerchen empor, und singen, in hoher Luft, der Nachtigall entgegen, die hier und da im waldigen Schatten seufzt." Da und dort erhebt sich

ein bescheidenes weißes Häuschen, oder ein prächtiges Landhaus, "im Italienischen Style mit Vorhallen erbauet, glänzt aus der Fülle der Fruchtbarkeit," von dikstämmigeu, ästigen Feigenbäumen, rings umschattet. Durch die Felder und Wiesen führen lange Alleen von stämmigen Maulbeerbäumen zu demselben hin. Nirgendwo findet sich ein Plätzchen unangebauten Landes. Alles ist sorgfältig benuzt, trefflich angebauet. Endlich erblikt man, in der Entfernung, den Ausfluß des vielarmigen Tessins in den Lago Maggiore, und, in einer Bucht dieses Sees, das schöne, aber öde und ungesunde, Städtchen Lokarno, mit seiner, halb in Trümmern liegenden, Burg. Aus dem See selbst erheben sich paradiesische Inseln: die Isola bella, mit ihren, weit duftenden, Zitronen- und Pomeranzen-Wäldern, zwischen denen Perlhühner und Fasanen herum irren; die Isola Madre, mit ihren kühlen Myrthenhainen und dunkeln Lorbeer-Wäldern, vormals dem Dienste der Venus und des Apollo geweiht. Dort, in weiter Ferne, ergießt sich der merkwürdige Fluß Tosa in den See. An der Gränze von Wallis und Piemont entspringt die Tosa. "Prächtig glänzt, wie ein saphyrner Fels, in tief gespaltenen Schichten, am hohen Griesberge, der Gletscher, der das obere Wallis von Piemont scheidet.

Unten

Unten an diesem Gletscher ist ein halb gefrorner Teich, an dessen Ufern der kleinste Baum, die zwei Zoll hohe Weide (Salix herbacea) wächst. In dieser Gegend stürzt die Tosa die erste Bergstufe hinab; fließt dann sanft, im einsamen Alpenthale; stürzt, zum zweiten mal, neben den schönsten Naturgärten, wo Saussüre alle Alpenblumen in ihrer höchsten Fülle vereinigt fand; durchschlängelt aufs Neue ein stilles Alpenthal, bis auf Ein mal der ganze Strom, sieben hundert Fuß hoch, in breiter Felsenschaale hinab stäubt, und, nach dem Rheinfalle, den prächtigsten Stromsturz Helvetiens bildet. Zwölf Stunden durchwandert der Gletscherstrom im großen Thale, neben allen Pflanzen von Zembla und Spanien vorbei, bis dahin, wo er, den Pomeranzen duftenden Boromäischen Inseln gegenüber, im Lago Maggiore sich verliert."

Die Lüfte weh'n reiner, die Alpenwelt flieht,
Die Pfade sind schattig, der Rebenstok blüht.
Wie mild ergeußt sich die Frische
Der Balsamgebüsche!

Neben dem Lago Maggiore geht ein Pfad am Ufer, bald durch liebliche Hayne, bald über kleine Anhöhen. "Da sind es Laubengänge zwischen Maulbeerbäumen, an denen die Weinrebe nachläßig von Stamme zu Stamme sich hinüber schlingt;

schlingt; dort überrascht die offene Aussicht auf den See; hier schließt sich die Gegend, und hohe Wallnußbäume bilden ein heiliges Dunkel. Nun rieselt eine Quelle aus moosigem Felsen hervor, die, durch eine Mischung blühender Kräuter und mannigfaltiger Gräser, abfließt. Der Holunder bald, und bald der Haselnußstrauch, wölben sich über sie, und spielen, in hüpfenden Schatten, über dem klaren Wasser. Da sprudelt ein rauschender Wasserfall, halb verborgen, herab, durch wilde Gebüsche. Trümmer von verfallenen Wohnungen, Bauerhütten, Mühlen, Kapellen, versteken sich, unter einem Gewölbe von Blumen. Die Gebäude bekleidet bald die schlanke Weinrebe, bald breitblättriges Feigengesträuch; die Trümmer zerfallener Mauern, Moos und Epheu."

Ueberall stehen hier die Weinstöke in den Feldern. Sie werden an Bäumen in die Höhe gezogen, oben aber, von Einem Baume zum andern, in Festonen gebunden, so, daß sie, über das Feld, einen anmuthigen Schatten verbreiten. Blikt man, von irgend einem Berge, in das fruchtbare Thal hinab, so scheinen die gelben Aehren-Felder gleichsam mit einem grünen Neze überzogen, welches auf dieselben einen, sich unaufhörlich bewegenden, Schatten wirft a). Auch an den Landstraßen finden sich

a) Schinz Beiträge S. 326.

sich überall Weinstöke. Die Landstraße ist, auf beiden Seiten, mit einer niedrigen Mauer eingefaßt. Auf der Mauer sind Spaliere von todtem Holze befestigt. An diese werden die Ranken der Weinreben gezogen. Oben aber werden sie an einander gebunden, so, daß sie in einander wachsen, ihren Schatten auf die Straße werfen, und die Landstraße zu einer anmuthigen Weinlaube machen. Unter dem fruchtbaren Schatten dieser grünen Deke, reitet, fährt und geht, der Reisende. Im Herbste hangen die großen blauen Trauben tief herab, und loken den Reisenden zum Genuße. Allein der Eigenthümer hat ein Mittel gefunden, dieser Lust entgegen zu wirken. Er besprengt die Trauben mit flüßigem Kalke, und macht dadurch dieselben, für sich und für andere, ungenießbar.

Von Einem und demselben Grundstüke zieht der Eigenthümer zuerst Weizen; dann die Sommerfrucht, an Türkischem Korne; nachher die vortrefflichen Trauben; dann das Obst der Bäume, um welche die Weinreben sich ranken; und endlich, von den Weinreben und den Bäumen, durch Aushauen, noch jährlich, im Frühlinge, eine nicht unbeträchtliche Menge von Brennholz.

Aeußerst angenehm ist auch die Gegend um den Luganer-See. "Glänzend erhebt sich Lugano, mit seinen weißen schönen Häusern, an

das

das hohe Ufer hinauf. Gärten und Gebäude sind anmuthig gemischt; und das dunklere tiefe Grün der Südlichen Baumarten und Stauden, bildet sich in mahlerischen Parthien, und glänzt unter dem blauen Himmel."

Hier funkelt der Bäche mäandrische Fluth;
Da dämmern die Hügel von Heerden umruht:
Dort glüh'n, in blendender Reihe,
Die Berg' in der Bläue.

Unter herrlichen Pappeln, welche den Weg beschatten, gelangt man dahin, durch Hayne von Kastanien- Wallnuß- und Maulbeer- Bäumen. Durch die Bäume zeigt sich der, im Thale, zwischen den wallenden Fluren, vorüber rauschende Fluß. Endlich erblikt man, plözlich, den prächtigen See, dessen Ufer zwar steil sind, aber, bis weit hinauf in die Gebirge, mit schön gebaueten Landhäusern gleichsam besäet erscheinen. Von diesen schönen Landhäusern hat ein jedes seinen Garten; seine Terrassen, mit Zitronen- Limonen- und Pomeranzen- Lauben bepflanzt, deren, abwechselnd hellgrünes und dunkelgrünes, Laub, die, dem Auge schmerzhaften, blendend weißen Mauern, verbirgt, und den, in einem heißen Lande so unaussprechlich wohlthätigen, Schatten gewährt. Und diese steilen Ufer, mit den, daran klebenden, unzähli-

zählichen Wohnungen, Palläſten und Landhäuſern, mit den Zitronen- und Pomeranzen-Haynen, den Terraſſen, den prächtig blühenden Pflanzen, ſpiegeln ſich in dem klaren Waſſer des Sees, und zeigen dem Auge den entzükenden Anblik noch Ein mal. "Wie majeſtätiſch ſteigen die Bergkoloſſen, gelagert um dieſen tiefen See! Wie ſteht dort der Salvador, und ſchauet, übergebeugt, in die Fluth, deren ſpiegelnde Tiefe man als unergründlich ahnet!"

Verläßt man die anmuthige Gegend dieſes Sees, ſo findet man ſich, auf Ein mal, in den unüberſehbaren Gefilden der Lombardie. Hat man den Berg Compino, mit ſeinen tauſendfältigen plätſchernden Waſſerfällen, zurük gelegt: ſo iſt keine Spur mehr von Bergen; ſo findet ſich auch nicht der kleinſte Hügel; ſo iſt das ganze Land eben, und fruchtbar, und anmuthig, und üppig, und entzükend. Nur der Menſch iſt hier des ſchönen und fruchtbaren Landes nicht werth.

Die ſogenannten Italieniſchen, oder, wie der Schweizer ſpricht, Ennetbürgiſchen Landvogteien, Lugano, Lokarno, Val Maggia und Mendriſio, ſind durchaus fruchtbar und reizend. Hier iſt die Luft immer rein und heiter; der Nebel iſt eine beinahe ganz unbekannte Naturerſcheinung; der Schnee bleibt niemals liegen;

und der Frost ist gänzlich unbekannt. Feigen, Lorbeern, Myrthen, Kirschlorbeern, Oliven, Granaten und Zypressen, wachsen hier im Freien; die Melonen kommen, beinahe ohne Wartung, in den Gärten fort; die Weinstöke wachsen zu einer außerordentlichen Dike, und treiben Ranken von sechzig Fuß Länge. Den ganzen Sommer über zirpen die Zikaden in der brennenden Sonne, und in den alten Mauern sowohl, als unter der dürren Rinde alter Kastanienstämme, nisten häßliche Skorpionen in den schattigen Spalten. Ueberall erheben sich die herrlichsten Gruppen von Bäumen. "Die Königinn der Fichten, die Hesperische Pinie, trägt, auf schlankem Stamme, ihren zartgrünen Schirm in die blaue Luft, und neben ihr schießt die dunkle Zypresse, wie ein kühner Trauergedanke, empor." Auffallend (sagt Bonstetten) ist für Denjenigen, der Landschaften von Otaheiti gesehen, die Aehnlichkeit dieser antipodischen Ufer mit den Ufern des Luganer-Sees. Flache, enge Ufer, unter steilen, mit Gras und Fruchtbäumen gezierten, Bergen, und tiefe, grüne, schattige Thäler, wo kaum sichtbare Wasser durch den schwarzen Wald sich schlängeln.

Entzükend schön ist die Gegend um Mendrisio. "Kleine, grüne, mit Wein bedekte, oben oft mit Baumgruppen geschmükte, Hügel, unge-

umgeben die Stadt. Der Boden ist vortrefflich, aber des Landes Anbau nachläßig, woraus, unter diesem sanften Himmel, eine anmuthige Wildheit entsteht. Alles grünet und reift kunstlos durch einander: und man würde sich in ein Eden versezt glauben, wenn nicht die Hütten der Armuth, und ihre bleichen Bewohner, den schönen Traum auf das Schmerzlichste oft unterbrächen." An den Mauern der Landhäuser blüht der liebliche Oleander," und der weit duftende Italienische Jasmin umstrikt, mit zartem Neze, die Steine." Selbst die kahlen Felsen verbreiten, in diesem paradiesischen Lande, Wohlgerüche: denn aus ihren Rizen sproßt das wohlriechende Pfriemkraut (Spartium junceum) hervor, mit den gelben Blumen, welche wie Pomeranzen-Blüthe duften.

Hier bliebe Wonnebebend,
Selbst Hallers Muse stumm.
Wie schön, wie Seelenhebend!
Hier ist Elysium!

Von der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Klimas verdienen noch folgende Thatsachen angeführt zu werden. Das Türkenkorn (der Mays) wächst, an vielen Stellen, über zwölf Fuß hoch. Die Weinreben haben mehr Trauben, als Blätter; die Kastanien hangen voller Frucht; und die Wiesen treiben die beßten saftigsten Kräuter.

In den beiden Sommer-Erndten werden hier sechs Korn-Arten gebauet. Die Weizen- und Roggen-Erndte ist die Früh-Erndte. Dann folgt Türkenkorn, Hirse, Panikum und Buchweizen. Alles steht in schmalen Aekern. "Maulbeer-Bäume und Ulmen-Bäume sind, in allen Richtungen, auf die Aeker gepflanzt, von den Reben umschlungen, und zu einem Lusthayne ohne Ende verwoben." Die eigentlichen Aeker von Campi Lokarno, die zwischen dem Berge und dem Flusse liegen, werden, seit Jahrhunderten, in jedem Jahre zwei mal angesäet, und geben jedes Jahr das zehnte Korn Weizen, und, in demselben Jahre, eine Erndte Türkenkorn, Hirse, oder Flachs. Das zweite Korn wird, im Junius, in die reifende Saat gesäet, so, daß die Erndte den jungen Pflanzen nicht schade. Der Boden ist eine schwarze, lokere, elastische, fette Erde, die, bei der Bearbeitung, aufzuschwellen scheint. Die zweite Saat reifet im Anfange des Oktobers. Dann werden die Aeker gedünget: doch nicht mehr, als in der Nördlichen Schweiz. Der gewöhnliche Dünger wird aus zusammen gelesenem Stroh, aus Blättern und Holz bereitet, und mit wirklichem Dünger bedekt, woraus, in wenigen Monaten, eine vortreffliche Erde entsteht.

Ein schönes Gemählde, von der großeu Fruchtbarkeit dieser Gegenden, sei es erlaubt, aus dem an schönen Schilderungen so reichen, Tagebuche der Madame Brun, zu borgen. "In den Campi Lokarni, auf jener runden, vom Gebirge bis an den See zirkelnden, Ebene, an den Berggeländen und den See-Ufern, so wie bis nach Pedamonte und Intragno, sahen wir einzig die Weiber mit der Winzer- und Feld-Arbeit beschäfftigt. Theils lasen sie die Trauben ab, und trugen sie zur Kelter: Theils erndteten sie die reifen Bohnen, welche um die Rebstöke rankten, die, hin und wieder, mit den Maulbeer- und Ulmen-Bäumen vermählt sind. Dieser doppelten Erndte ward noch eine dritte zugesellt, die des Panikums und Türkischen Weizens, wovon jenes mit der Sichel abgeschnitten, dieser aber mit der Kolbe ausgezogen wird. In die Furchen des lezten waren schon, während die erste Hülsenfrucht reifte, wieder die Saamenkörner des Weizens, zur künftigjährigen Früh-Erndte, dem Schuze der reifenden Pflanzen, und dem willigen Schooße dieser unermüdlichen Erde anvertrauet. Also, Maulbeerblätter für die Seidenwürmer, oder Ulmenblätter für das Vieh; Trauben; Bohnen; Mays; und Panikum: eine fünffache Erndte! Und die Hoffnung der sechsten in den zarten Saatenspizen,

keimten, aus Einem Aker, über und mit einander, empor! Ich zweifle, daß Kampaniens Fluren ein volleres Bild der Fruchtbarkeit darbieten."

Wann, im Herbste, in den tief beschatteten Aekern, noch Panikum, Hirse und Türkenkorn, in langen Reihen stehen, ist schon wieder Weizen zwischen der reifenden Erndte, aufgekeimt. Diese Arbeit thun die Weiber. Sie streuen den Saamen des zweiten Kornes in die, noch reifenden, Weizen- oder Roggen-Aeker. Eben so streuen sie, zu Ende des Septembers, in das, noch reifende, zweite Korn, schon wieder die Wintersaat, während, über ihnen, die Trauben reifen, und die Bohnen an den Bäumen, oder Rebstöken, hangen. Prächtig ist diese Natur, in ihrer Fülle: aber desto elender diese Schweizer, im Glanze des schönen unumwölkten Himmels, der nur Sklaven beleuchtet!

Viel Eigenthümliches und Merkwürdiges hat das Thal Centovalli, oder das Zent-Thal. Der Nahme Centovalli klingt abenteuerlich: allein weit abenteuerlicher ist der Anblik dieses wunderbaren Thales. Unzählige Bergwinkel stehen da parallel, und passen, von beiden Seiten, so genau in einander, als ob sie zur Bestätigung von Büffons Hypothese da wären. Die Berge sind so steil, und stehen einander so nahe, daß man sich, von dem Einen zum andern, errufen zu können glaubt.

Unten

Unten im Thale strömt die Melezza, halb unsichtbar, wie im Abgrunde fließend. Nicht unschiklich vergleicht Bousterten die phantastische Bergreihe von Centovalli mit einem Romane, der voller Episoden wäre. Jede Vierthelstunde findet sich, im einwärts gehenden Winkel des Thales, ein Wasserfall, und auf dem auswärts gehenden Winkel eine Kapelle, an welcher eine gedekte Kolonade angebaut ist, wodurch die enge Straße durchgeht, die nur für Fußgänger und Esel, nicht einmal für Pferde, gangbar ist. Hier finden sich alle Jahreszeiten beisammen, nach der Lage jeder besonderen Stelle des Berges. Es gibt, unter diesem Italienischen Himmel, Stellen, die im Winter keine Sonne wärmet, und wo Alles, wie in Sibirien, von Eis starret, nicht fern von Rebengeländern, und dem wohlriechenden Pfriemkraute, welches, in der Nördlichen Schweiz, nur in warm gelegenen Gärten duftet. "In den Kastanienwäldern verbreiten der wilde Rosmarin und das blühende Pfriemkraut ihre angenehmen Gerüche, und die Lieblingssängerinn der Naturfreunde trillert ihr rührendes Abendlied, während ihre müden Gespielen, in den Wipfeln der Bäume, sie schweigend behorchen."

Soviel von dem dreifachen Klima der Schweiz. Zunächst ziehen nun die Bewohner desselben

ben unsere Aufmerksamkeit auf sich, die ebenfalls, nach dem verschiedenen Klima, welches sie bewohnen, sich in drei verschiedene Klassen theilen. Bevor wir von der Lebensart und den Sitten der Bewohner eines jeden Klimas einzeln handeln, wird es nöthig sein, den Ursprung der Bevölkerung der Schweiz überhaupt zu untersuchen, weil, wie in der Folge gezeigt werden soll, das abgesonderte, und mit den Fremden sich nicht vermischende, Schweizervolk, von seinem Ursprunge noch überall die deutlichsten Spuren zeigt.

Also zuerst von der Bevölkerung der Schweiz überhaupt.

Die Schweiz ist noch nicht seit langer Zeit bevölkert. Jahrhunderte nach Christi Geburt war der hohe und gebirgige Theil derselben, das kalte Klima, gar nicht bewohnt. Die hohen Gebirge waren mit Schnee und Eis, die niedrigen mit finstern Tannen-Waldungen bedekt. Sogar das zweite Klima, das gemäßigte, war noch nicht überall angebauet. Im Rheinthale, und um den Bodensee, sah es ungefähr so aus, wie jezt um die Seen im Inneren von Kanada, wo umherstreifende Wilde sich in Wäldern aufhalten. Alles war voll finsterer unzugänglicher Wälder und stinkender Sümpfe. An einigen Orten hatten die Römischen Kaiser Heerstraßen durchgebahnt. "Es erfüllten

hohe

hohe Bäume, von ungeheurem Umfange, die nahmenlose Wüste mit schwarzem Walde. Ueber den Wassern der Dammlosen Ströme, und hundert morastiger Seen, standen kalte giftige Nebel, und (welches gewöhnlich ist, in unbebautem Lande) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte. Aus ihnen zog das Gewürme sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe. Die Elemente kämpften um die unbeständigen Küsten. Außer dem Schreien des Lämmer-Geiers in einer Felsenkluft, und außer dem Gebrülle der Auerochsen, und dem Gebrumme großer Bären, war, viele hundert Jahre hindurch, traurige Stille, in dem lebenlosen Lande gegen Mitternacht." Es ist interessant, die Schrift des Ammianus Marzellinus und eine neuere Beschreibung der, noch unangebaueten, Theile des Nördlichen Amerikas, neben einander zu legen, und mit einander zu vergleichen. Möglich ist es, daß, nach tausend Jahren, im Nordwestlichen Amerika eine Schweiz, um den Bodensee hingegen eine unbewohnte Nordamerikanische Wildniß sich finde: denn die Kultur von Europa scheint eher rükwärts, als vorwärts zu gehen. Hiervon bei einer anderen Gelegenheit.

An einer einzigen Stelle der höheren Alpen finden sich Spuren, daß sie schon vor Alters bewohnt war, nämlich bei Ellrichsried, in der

Gegend von Schwarzenburg, an der Gränze des Kantons Freiburg. Es soll daselbst, in alten, vor-Römischen Zeiten, eine Stadt, Nahmens Helisee, gestanden haben. Nach dem Zimbrischen Kriege war das Land, für kaum vier mal hundert tausend Einwohner, die es enthielt, zu klein; so, daß diese sich zum Auswandern entschlossen. Hieraus erhellet, wie wenig es damals muß angebauet gewesen sein. Die Oestliche Schweiz lag beinahe ganz wüste. In den Kantonen Zürich, Bern, Basel, den dazwischen liegenden Ländern, und dem Waat-Lande, war noch die meiste Kultur. In das Innere der Schweiz sind die Römer niemals eingedrungen. Wohin sie kamen, lehren uns die, noch übrigen, obgleich verdorbenen, Nahmen der Berge und Flüsse, die ihre Lateinische Abstammung deutlich verrathen. Den Ursprung der Rhone haben die Römer eben so wenig gekannt, als den Ursprung des Nils.

Erst nach dem Zimbrischen Kriege kamen, zu verschiedenen Zeiten, und aus verschiedenen Gegenden, die jezigen Bewohner der Schweiz. Sie ließen sich in verschiedenen Theilen derselben nieder, welche damals nicht mit einander in Verbindung standen. Das Bergvolk ist ein ganz anderer Menschenschlag, als die Bewohner der Ebene; und selbst das Bergvolk ist von verschiedener Abstammung.

Eines der merkwürdigsten Schweizerischen Bergvölker, ist das Volk, welches das Ober-Hasli-Thal bewohnt. Sprechen wir von diesem zuerst: vorzüglich auch deßwegen, weil die Reisebeschreiber in demselben den alten Schweizerischen Ur-Stamm haben erkennen wollen a).

Das Ober-Hasli-Thal ist vielleicht das höchste bewohnte Thal in der Welt. Mehr als 3000 Fuß ist dasselbe über das Mittel-Meer erhaben. Rund umher ist dieses Thal eingeschlossen von den unzugänglichsten Gebirgen der Schweiz, dem Wetterhorne, dem Schrekhorne, und dem Jungfrauhorne; Berge, deren Gipfel Jahrtausend altes Eis verhüllt, und deren Abhänge mit dunkeln Tannen-Wäldern zum Theil besezt sind. Von welcher Seite man auch immer in dieses Thal kommen mag, jederzeit kommt man durch die traurigste, ödeste und unwegsamste, Wildniß dahin. "Es ziehen sich," sagt Meiners, "die Berge und Felsen näher zusammen, der Fußsteig wird immer rauher, und die Gegend öder, oder wilder; so, daß es zulezt scheint, als wenn alle Triebkraft der Natur ausgestorben wäre, oder aussterben wollte. Um desto mahlerischer und reizender ist der erste Blik auf Meyringen, und das fruchtbare Hasli-Thal, das, von der Anhöhe, wo die Berge sich öffnen, wie ein einziger, treff-

lich

a) *Ramond* traduction de Coxe. T. I. p. 310.

lich bereiteter, und in regelmäßige Beeten, oder Felder, abgetheilter Garten, erscheint. Der Anblik dieses Thales hat alle Reisenden bezaubert; und zwar nicht bloß durch seine Fruchtbarkeit, und die sorgfältige Kultur, die man durchgehends wahrnimmt, sondern auch durch eine Wirkung des Kontrastes, indem man immer aus traurigen, oder gar fürchterlichen, Wildnissen, in dasselbe hinabsteigt."
Das Ober-Hasli-Thal ist das herrliche Thal,

Wo, durch die schlanken Tannen,
Der Wind melodisch sauset;
Der wilde Bergstrom brauset;
Des Hirten Lied erschallt;
Mit Purpur noch bekränzet,
Des Gletschers Gipfel glänzet,
Wann schon herab, zum Thale,
Der Schatten-Schleier wallt.

"Wie fesselst du so ganz, o liebliches Hirten-Thal, meine entzükten Blike! Wie unschuldig liegst du da, in angebohrner Schönheit, mit schwellenden Hügeln dein weicher Schooß gefüllt, von denen eine Wolke balsamischer Alpendüfte zu mir aufsteigt! Wie hebt sich die stolze Tanne auf diesen Hügeln! Wie sanft gleiten die Aeste an den Rüken der Höhen hinab, oder füllen die tief eingesenkten, verschwiegenen Tiefen! Wie reizend

liegen

liegen die kleinen Hütten deiner, ach! ehmals so glüklichen, Bewohner, Lämmer-Heerden gleich, im weichen Grase umher gebreitet; hier vom Abendrothe beglänzt, dort vom finstern Walde halb verstekt! Die Spizen der Tannen sind golden im Abendlichte. Die satten, klingenden Heerden, stehen still im hohen Grase. Aus dem blauen Aether herab jubilirt noch die späte Alpen-Lerche, badet ihre zarten Flügel im Abend-Thaue, und trinkt den lezten Sonnenstrahl. Aus den dunkeln Tannen lokt, mit einzelnen melancholischen Tönen, die einsame Wald-Drossel."

Dieses Volk hat in seiner hohen Bergfestung, seit den ältesten Zeiten, ununterbrochen gewohnt. Niemals ward es von einer anderen Nation beunruhigt; niemals nahm es Antheil an dem, was unten in der Ebene vorfiel. Ob Länder verloren gingen, oder erobert wurden, ob hundert tausende im Kriege fielen, ob neue Welten entdekt wurden, kümmerte es wenig: wenig ob eine verheerende Pest in den Ländern und Städten der Menschen herrsche; denn diese kam doch nicht bis auf seine Gebirge. Es brauchte Nichts aus der Ebene, es war sich selbst genug. Es beunruhigte Niemand, und wurde von Niemand beunruhigt, bis die Franzosen, die Nichts verschonen, auch hier einfielen.

Der-

Derselbe Menschenschlag, welcher sich in diesem herrlichen Thale findet, bewohnt auch die übrigen Schweizerischen Alpen, von Appenzell bis nach Greyerz. Es ist dieses das eigentliche Schweizerische Hirtenvolk. Rein findet sich aber dieser Stamm nirgends, außer im Ober-Hasli. Wenig vermischt ist er im Entlibuch. Sehr vermischt scheint er im Kantone Appenzell zu sein.

In einigen Alpen-Thälern kann man recht deutlich einen doppelten Menschen-Schlag erkennen, wovon, außer der Vermischung, auch noch jeder einzeln vorhanden ist. Die Hirten in den unteren Bergthälern, welche eigentlich zu den Bewohnern der Ebene gehören, und freiwillig Hirten geworden sind, weichen recht auffallend von denjenigen Hirten ab, welche die höheren Alpen-Thäler bewohnen, und welche, seit den ältesten Zeiten, ein Nomadisches Hirten-Volk waren a).

Das eigentliche Hirten-Volk, so wie es sich, noch rein und unvermischt, in Ober-Hasli findet, ist ein starker, gesunder, schöner Schlag von Menschen; nicht ganz so groß, als das Volk der Ebene, aber weit verhältnißmäßiger und zierlicher gebauet. Ihr Gang hat etwas Eigenthümliches. Es sind abgemessene, schwankende, langsame Schritte. In ihrem ganzen Betragen herrscht Stolz. Sie haben eine

a) *Ramond* Band I. S. 311.

eine unaussprechliche Anhänglichkeit an ihr Vaterland, und sterben bald, aus Sehnsucht nach demselben, wann sie auswärtige Soldatendienste thun sollen. In Holland kommen sie noch am besten fort, weil sie doch Milchspeisen finden: indessen bleiben sie auch dort nicht lange gesund.

Sonderbar ist die Tracht der Weiber dieses Bergvolkes. Zwei lange geflochtene Haarzöpfe, welche, mit Bändern durchwunden, vom Kopfe bis zu den Fersen herabhangen; im Winter eine Pelzmüze von eigener Gestalt; Röke, welche beinahe unter den Schultern anfangen. Die Weiber sind von besonderer Schönheit.

Ihre Sprache unterscheidet, sie nicht nur von den Bewohnern der Ebene, sondern sogar von den Bewohnern der übrigen Gebirge. Es ist ein unverständliches, äußerst melodisches Deutsch, mit fremden Wörtern untermischt. Diese Sprache hat große Aehnlichkeit mit der Sprache des Liedes der Nibelungen.

Die Bewohner des Hasli-Thales haben einen ganz besonderen Stolz auf ihre Abkunft. Einst unterhielt ich mich lange mit dem Landammanne (dem vornehmsten Manne des Thales). Zufällig nannte ich die Bewohner dieses Thales Bauern. Dieß verwies er mir, zwar mit Güte, aber doch ernsthaft. Er belehrte mich: Bauern wären nur die,

Feld-

Feldbau treibenden, Bewohner der Ebene; die Bewohner des Hasli-Thales wären von einem ganz anderen, weit edleren und beßeren, Volksstamme, entsprungen, als die übrigen Bewohner des Berner-Gebietes. Sie wären aus Schweden, und alle Edelleute. Er gab mir diese Belehrung mit so viel Anstand, Würde, und Gefühl eigenen Werthes, daß ich den ehrwürdigen Mann, nachdem ich, wegen meiner Unwissenheit, mich entschuldigt hatte, nicht ohne Bewunderung verließ.

Die Sitten dieses Volkes sind, so wie seine Kleidertracht, seine Lebensart und seine Sprache, schon seit uralten Zeiten dieselben geblieben. Viele unter ihnen haben mündliche Ueberlieferungen, oder schriftliche Nachrichten von ihren Familien, seit Jahrhunderten. Man findet, wie Ramond sagt, in manchem Hause eines Hirten, geschriebene Jahrbücher, welche von Generation zu Generation übergehen, und beständig fortgesezt werden. Diese Nachrichten betreffen die Merkwürdigkeiten des Landes, vorzüglich aber die Genealogie ihrer Heerden. "Ich habe," sagt Ramond a), "Eine „von diesen Kroniken gesehen, welche eine fort„gesezte Geschichte aller Veränderungen enthielt, „die der benachbarte Gletscher erlitten hatte, so „wie auch die Jahre bemerkt waren, in denen „der

a) *Ramond* Band 1. S. 310.

„der Viehstand vorzüglich gut, oder vorzüglich „schlecht gewesen war. Das sind die einzigen „Ereignisse, welche Menschen angelegen sein kön„nen, die, außer ihren Bergen nnd ihren Heerden, „mit Allem unbekannt sind, und deren Leben so „einförmig dahin fließt, daß sich kaum irgend ein „Zeitpunkt desselben vor den übrigen auszeichnet. „In dergleichen Kroniken findet man oft dreißig „verschiedene, nach einander folgende, Handschrif„ten: dennoch ist es, von der ersten bis zur lezten, „durchaus dieselbe Sprache, dieselbe Schreibart. „Sogar die Nahmen dieser Bergbewohner zeugen „von dem Alterthume ihrer Geschlechter. Sie „führen den Nahmen des Ortes, wo ihre Woh„nung erbauet ist, oder in alten Zeiten erbauet „war. Der Eine heißt: Johann Am Fels; „der andere: Peter im Baumgarten; der „dritte: Jakob Unter Wald. Nun bedekt „aber, schon seit vielen Jahrhunderten, ein Glet„scher den Felsen, welcher dem Ersten seinen „Nahmen gab; an der Stelle, wo die Hütte des „Zweiten noch zu sehen ist, findet sich kein Baum„garten mehr; und der Wald, welcher die Woh„nung des Dritten überschattete, ist längst, durch „die Schnee-Lauinen, niedergerissen worden."

Der Ursprung dieses merkwürdigen Hirten-Volks verliert sich in der grauen Nacht des Alterthumes.

Eine Ueberlieferung sagt, es sei dasselbe aus Schweden nach der Schweiz gewandert. Die Ueberlieferung ist so alt, und so allgemein, daß die Gesandten Gustav Adolph's diese Sage als einen Grund anführten, welcher die Schweden und Schweizer bewegen sollte, mit gegenseitiger Freundschaft einander zugethan zu sein. Die Sage hat indessen schwerlich einen Grund, und scheint bloß aus Mißverständniß entstanden, weil im Mittel-Alter die Schweiz sowohl, als Schweden, Suecia hieß.

Bemerkenswerth aber scheint es, daß, in den Gebirgsländern der Schweiz, eine alte Sage vorhanden ist, welche, seit uralten Zeiten, von dem Vater auf den Sohn gekommen. Diese Sage wurde, im funfzehenten oder sechszehenten Jahrhunderte, in ein Lied gebracht, welches noch jezt in diesem Lande gesungen, und das Westfriesen-Lied genannt wird. Die Sage lautet folgendermaaßen: "Vor alten Zeiten war, im Lande gegen Mitternacht, im Lande der Friesen und Schweden, ein Königreich, in welchem eine große Theurung entstand. Die Noth ward groß, und das Land konnte seine Einwohner nicht mehr ernähren. Es wurde daher eine Versammlung des Volkes gehalten, und, in derselben, durch Mehrheit der Stimmen, beschlossen, daß je der zehente Mann das Land verlassen sollte. Es wurde geloset, und wen das Loos traf, der

mußte

mußte fort. So zogen denn die Vorältern der Schweizer aus jenem Mitternächtlichen Lande aus. Groß war das Wehklagen aller ihrer Verwandten und Freunde: weinend und schluchzend führten die Mütter an der Hand ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen zogen sie aus, deren jeder von einem Hauptmanne angeführt ward. Die Nahmen dieser drei Hauptleute waren: Suiter, Suey oder Sueno, und Hasius. Es waren ihrer sechstausend streitbare Männer, große Leute, gleich den Riesen. Sie zogen aus mit Haab und Gut, mit Weibern und Kindern, und schworen, daß sie niemals einander verlassen wollten. Sie waren schon für sich reich, an fahrendem Gute, und wurden noch reicher durch ihren sieghaften Arm, da sie, am Rheine, den Grafen Peter von Franken schlugen, der sich ihrem Zuge widersezen wollte. Sie baten Gott, daß Er ihnen doch möchte ein Land geben, wie das, welches sie verlassen hätten, wo sie könnten ihr Vieh weiden im Frieden, ohne Kränkung von böser Gewalt. Gott führte sie in die Gegend von Brochenburg. Daselbst bauten sie Schwytz. Das Volk mehrte sich, und hatte bald nicht Raum mehr in dem Thale. Sie aber ließen sich keine Mühe verdrießen, das Land urbar zu machen, und die Wälder auszuroden. Ein Theil des Volkes zog in das Land gegen den

schwarzen Berg (Brünig in Unterwalden) und bis in das weiße Land (Oberhasli zwischen den Schneebergen). Von Berg zu Berg zog das Volk, von Thal zu Thal, nach Frutigen, Ober-Sibenthal, Sanen, Afflentsch und Jaun. Jenseits Jaun wohnen andere Stämme."

Daß diese Sage der Geschichte gar nicht widerspreche, sondern vielmehr mit derselben übereinstimme, und durch dieselbe bestätigt werde, hat der Herr von Müller überzeugend dargethan. Wie die Gebirge der Schweiz bevölkert worden, wissen wir demnach ziemlich genau: wir wissen aber schlechterdings nicht, wann dieß geschah, und eben so wenig, was es für ein Volk war, welches in die Schweiz einwanderte. Waren es Zimbrer? waren es Sachsen? oder was war es für ein Volk? Die wahrscheinlichste Meinung bleibt immer noch, daß es Ost-Gothen gewesen a). Dann kamen sie aber nicht über den Gotthard, dessen Paß damals noch nicht geöffnet war, sondern, durch Graubündten und das Muotta-Thal, nach Schwytz.

Soviel von der Abstammung des Schweizerischen Gebirgs-Volkes.

Unab-

a) *Etterlin* Chronic. 1507. Müllers Geschichte der Schweiz. Bd. I. S. 401. Meiners Briefe über die Schweiz. Bd. 3. S. 242.

Unabhängig war dieses Volk, laut der Sage, in seinem Vaterlande; unabhängig als es in der Schweiz ankam; und unabhängig blieb es in der Schweiz: denn es suchte, und erhielt, wie aus dem Zeugnisse der Kaiser selbst erhellet, den Schirm des Reiches freiwillig a). Die Schweizer unternahmen Nichts (schon damals, wie heut zu Tage) was nicht zuvor, in einer allgemeinen Versammlung, durch Mehrheit der Stimmen, beschlossen worden war.

Alles dieses gilt indessen nur von dem ächten Stamme des Schweizerischen Gebirgs-Volkes. In der Ebene, am Fuße der Gebirge, lebte ein ganz anderes Volk. Es waren Leibeigene, pflichtig mit Leib und Gut, oder doch mit Güter-Zinsen, an Fürsten, Könige, Grafen, Edelleute, oder geistliche Stifter.

Die Landsgemeinde des Gebirgs-Volkes, oder die allgemeine Versammlung, wählte sich einen Anführer, welcher Landammann (Arimannus, Heermann, in den Kaiserlichen Briefen minister vallis) hieß, und ungefähr das war, was der Hetmann bei den Kosaken. Auch die Richter, die Vorgesezten, welche der Kaiser bestätigte, waren

a) Sponte nostrum et Imperii dominium elegistis. Kaiser Friederich II. 1240.

jederzeit freie Leute a). Mit solcher Achtung wurden diese Hirten, selbst von den Deutschen Kaisern, behandelt! Das ist aber auch der Stamm, welcher sich allein dem Einfalle der Franzosen in die Schweiz so mächtig widersezte (denn die Thal-Bewohner haben, wie wir unten sehen werden, sich, ohne einen Schuß zu thun, unterjochen lassen); das ist der tapfere Stamm, welcher sich, wie wir sehen werden, lieber, mit Weibern und Kindern, von dem Erdboden vertilgen ließ, als daß er die, ihm aufgedrungene, Verfassung angenommen hätte! "Es ist, bei den einsam lebenden Hirtenvölkern, eine überaus große Ehrfurcht für das Ansehen und Herkommen der Väter. Ihre Sitten beruhen viel darauf; ihr Muth für die Freiheit hat keine stärkere Grundfeste." b) In den Kriegen, welche sie im funfzehenten Jahrhunderte führten, gab es viele Beispiele von Kriegsgefangenen, die sich, nach Römischer Sitte, selbst entleibten c). "Von irgend einer Furcht wußten sie nichts; aber Schmach war ihnen unerträglicher, als der Tod."

In

a) Ineonveniens reputat noſtra ſerenitaa, quod aliquis, ſervilis conditionis exiſtens, pro iudice vobis detur. König Rudolf 1291. Bei Tſchudi.

b) Müller Bd. 1. S. 405.

c) Ebendaſ. Bd. 3. S. 696.

In diesen Gebirgen sind viele Geschlechter, deren Alterthum weit über das Alter berühmter Deutscher Geschlechter herausreicht, ob sie gleich kein von vor ihrem Nahmen schreiben, weil die Geseze dieser demokratischen Länder jede adeliche Auszeichnung nicht erlauben. Als Beispiel kann hier das Geschlecht der Tschudi, im Kantone Glaris, angeführt werden. Tschudi heißt, im Norden, ein Ausländer a). Der erste Tschudi wurde nach Salischen Gesezen frei. Der König folgte diesem Geseze, und nicht dem, zu Glaris geltenden, Alemannischen Rechte. Denn die Geschichte sagt, daß Ludwig (der Sohn Arnulphs) König der Deutschen, welcher zwischen 899 und 912 regierte, ihm den Pfenning aus der Hand schlug, und ihm dadurch seine Freiheit gab b). Hieraus schließt Müller: daß dieser Tschudi, welcher ein Ausländer gewesen, und dem Könige durch Kriegsgefangenschaft angehörte, wohl ein Madschare gewesen sein könnte, indem dieses Volk damals die Abendländischen Provinzen, aus Hungarn her, öfters verwüstete c). Dem sei wie ihm will, genug, wir wissen gewiß, daß dieser erste Tschudi die ehrenvolle Stelle eines Meyers erhalten;

a) Götting. Anzeigen. 1784. S. 2039.

b) *Du Cange* manumissio per denarium.

c) Müllers Geschichte der Schweiz. Bd. 1.

daß, von jener Zeit an, nun seit neunhundert Jahren, die Tschudi als freie Männer gelebt haben; daß sie, dreihundert Jahre lang, ihrem Vaterlande, in ununterbrochener Geschlechtsfolge, als Meyer gedient, und nachher, als Landammanne, siebenzehen mal an der Spize desselben gestanden haben. Es ist ein berühmtes Geschlecht, welches, außer vielen Offizieren, die mit Auszeichnung dienten, auch den beßten Geschichtschreiber der Schweiz, nächst Müller, erzeugt hat.

Alte Geschlechter solcher Art, welche ihren Ursprung, bis auf mehrere Jahrhunderte rükwärts, durch Urkunden erweisen können, ungeachtet sie kein adeliches von vor ihrem Nahmen schreiben, sind, in dem demokratischen Theile der Schweiz, nicht selten.

Ein ganz anderer, von dem, so eben erwähnten, Nordischen Stamme, ganz verschiedener Völkerstamm, bevölkerte die Südlichen Alpen, Graubündten und Tyrol. Jener Stamm kam aus Norden, dieser aus Süden; jener war ein Viehzuchttreibender, Nomadischer Völkerstamm, dieses ein, aus seiner Heimath verjagtes, angesessenes, Künste und Wissenschaften treibendes, Volk; jene sprachen Deutsch, oder Gothisch, diese Lateinisch; jenes waren Gothen, dieses Tuszier. Es hat

nämlich

nämlich mit der Bevölkerung des Süd = Oestlichen Alpengebirges die folgende Bewandtniß.

Die Graubündtner = Glarner = Walliser = und Tyroler = Gebirge erhielten, in den ältesten Zeiten, von der, in ihrem Mittelpunkte befindlichen, hohen Felsenspize, den gemeinschaftlichen Nahmen des Adula = Gebirges. Schon Plinius sagt: es sei Eine fortlaufende Alpenkette a). Auf dieser hohen Felsenspize, dem heutigen Gotthards = Berge beteten die alten Taurusker ihren Gott an; daher der uralte Nahme Gotthard b). Der Gotthards = Berg ist der merkwürdigste in der ganzen Schweiz. An ihn, als an einen Mittelpunkt, schließen sich alle übrigen Alpenketten an; links die Graubündtner = und die Glarner = Gebirge, rechts die Berner = Walliser = und Savoyer = Gebirge. Von diesen Hauptketten sind alle übrigen Schneegebirge der Schweiz und des Tyroles eine Fortsezung. Hier, an dem Gottharde, entstehen, innerhalb eines kleinen Bezirkes, und in geringer Entfernung von einander, zwei der größten Flüsse Europens, der Rhein und die Rhone, wovon der erste dem großen Weltmeere, die zweite aber dem Mittel = Meere zufließt. "Es liegt, hoch im Adula = Ge =

 birge,

a) Idem alpium tractus. *Plin.* hist. nat. lib. 3.

b) Müllers Geschichte der Schweiz. Band 1. S. 35.

birge, im Vogelberge, eine sehr wilde Gegend, genannt Paradis, weil sie von demselben so ganz das Gegentheil ist. Auf derselben liegt, im Umkreise von zweien Stunden, eine Eislast, welche jeder Winter thürmt. Aus derselben Schooß ergießt sich der Strom des Rheines, hundert Völkerschaften zur Erquikung und Gränze."

In den ältesten Zeiten, deren die Geschichte erwähnt, wohnten, von der Quelle der Rhone bis zur Quelle des Rheines, also von der Furka bis jenseits des heutigen Gotthards, die Tauriker und Lepontier. Die Rhätier wohnten damals in Italien. Diesen Nahmen erhielten sie von den Römern: sich selbst nannten sie Tusken, oder Hetrusken. Sie bewohnten das Land von den Alpen bis an die Tiber, hatten eine Art von demokratischer Verfassung, trieben Künste und Handlung, und waren berühmt, durch ihre beträchtliche Seemacht. Bei einem, in alten Zeiten geschehenen, Einfalle der Gallier, wanderten viele reiche und angesehene Rhätische Familien aus, und versteckten sich, in den unwegsamen Graubündtischen Bergthälern, im Tyrole und Rheinthale, und an den Ufern des Bodensees, den sie, (vermuthlich wegen einiger Aehnlichkeit mit dem Venetianischen Meerbusen) das Venetianische Wasser nannten. "Hierauf baueten sie, an vielen

hohen

hohen Orten, ſtarke Burgen a), und ein anderes Lavinium (Lavin) ein anderes Ardea (Ardez) und ein Faliszi (Fläſch) von welchem Kamillus nichts vernahm."

Dieſe ausgewanderten Rhätier verwilderten, in dem rauhen, gebirgigen Lande, verheerten die benachbarte Gegend, machten Einfälle in das ziſalpiniſche Gallien, oder die heutige Lombardei, und beunruhigten die dortigen Römiſchen Niederlaſſungen. Daß, mehrere Jahrhunderte ſpäter, zu der Zeit, als Hannibals Truppen Italien übergogen, eine zweite Einwanderung von Italieniſchen Völkern in Graubündten, vorzüglich aus Kampanien, geſchehen, wird äußerſt wahrſcheinlich; erſtens weil das Romaniſche, oder Lateiniſche, welches in Graubündten geſprochen wird, von zweierlei Art iſt, und zweitens, weil, in dem Engadine, ſo viele Oerter ſich finden, die von Kampaniſchen Städten, Fleken, Dörfern, Flüſſen und Bergen, den Nahmen führen.

Um ſich von den Rhätiern, welche das ziſalpiniſche Gallien unaufhörlich beunruhigten, zu befreien, und ſich Ruhe vor denſelben zu verſchaffen, ſahen die Römer ſich genöthigt, dieſes Volk zu bekriegen. Daß Cäſar in Graubündten eingefallen ſei; daß der Julier-Berg (einer der Haupt-

a) Arces, alpibus impoſitas tremendis. *Horat.*

Haupt = Päſſe aus Italien nach Deutſchland) von ihm den Nahmen habe; daß, unter den, auf der Spize dieſes Berges noch jezt vorhandenen, Denkſäulen, die Eine die Aufſchrift habe: Non plus ultra (Nicht weiter) und die andere: Relinquo Rhaetos indomitos (ich verlaſſe die Rhätier unbezwungen): dieß iſt ein Mährchen, welches zwar in ſehr vielen Schriftſtellern vorkommt, deſſen ungeachtet aber doch nur ein Mährchen bleibt. Man muß mit dem Karakter jenes großen und ehrgeizigen Römers nur wenig bekannt ſein, um annehmen zu können, daß er, auf der Spize der Alpen, in unauslöſchbarer Steinſchrift, ſeinen Niederlagen ein Denkmal geſezt habe. Eher möchte man glauben, daß der, nicht weniger ehrgeizige, Bonaparte, zu St. Jean d'Acre in Syrien, bevor er umkehrte, ein Denkmal habe ſezen laſſen, mit der doppelten Inſchrift: Nicht weiter, und: Ich verlaſſe die Türken unbezwungen. Cäſar verachtete die Rhätier wenigſtens eben ſo ſehr, als Bonaparte die Türken.

Unter der Regierung Auguſts wurden die Rhätier bekriegt, durch ſeine beiden Söhne Druſus und Tiberius. Die Rhätier zeigten den Karakter aller Gebirgs = Völker. Sie fochten mit wilder Wuth und tollkühner Tapferkeit. Die Weiber ſtritten in den Reihen der Männer, und ſchleuderten, als ſie

beſiegt

besiegt waren, den Römischen Soldaten ihre Säuglinge ins Angesicht. Ihre Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit war unbegränzt, ihr Abscheu vor der Unterjochung übertraf selbst ihre Anhänglichkeit an das Leben a). Allein was vermochte die bloße Liebe der Freiheit gegen die Kriegeskunst der tapferen und des Sieges gewohnten Römer, vor denen damals selbst die mächtigen Parther zitterten? Die Rhätier wurden überwunden, und gänzlich unterjocht. Ihre kraftvollsten Jünglinge wurden, in großer Anzahl, von den Römern zu Soldaten ausgehoben. Römische Besazungen erhielten, in Rhätien, Ordnung, Ruhe und Gehorsam, und zogen die Steuern ein.

Zu der Römer Zeiten hatte Graubündten vierlei Einwohner: die ursprünglichen Bewohner des Landes; die Taurusker; einige zimbrische Kolonien, die, im Durchzuge nach Italien, sich daselbst nieder gelassen hatten; und eingewanderte Italiener. Allein nachher, zu der Zeit der Völkerwanderung, zog eine große Anzahl verschiedener Völkerschaften, durch Graubündten, nach Italien. Alle diese Völkerschaften ließen, größere oder kleinere, Kolonien, in mehreren Gegenden Graubündtens zurük. Hierdurch geschah es (und dieß ist,

a) Devota morti pectora liberae sagt Horaz von ihnen. Od. IV. 14.

ist, zur Erklärung des Karakters der Graubündtner, von ungemeiner Wichtigkeit); hierdurch geschah es, daß das kleine Land der Graubündtner mit einer Mischung der verschiedensten Nationen angefüllt wurde, deren mannigfaltige, gute und böse Eigenschaften, körperliche sowohl, als geistige, an ihren Nachkommen, noch bis auf den heutigen Tag, sichtbare Spuren zurük gelassen haben.

Mancher solcher Völkerzüge durch Graubündten, und Einwanderungen verschiedener Völkerschaften in dieses Land, erwähnt die Geschichte kaum. Kaum gedenkt sie der Einfälle der Katten, Markomannen und Thuger. Zuverlässiger aber wissen wir, daß, im dritten Jahrhunderte, unter der Regierung des Nahmen-Kaisers Gallienus, die Allemannen Hadrians Mauer in Deutschland durchbrachen, und in die Oestliche Schweiz sowohl, als in Graubündten, einfielen. Eine ungeheure streitbare Schaar von Allemannen, angeführt von Croch, zog, über die Graubündtner-Gebirge, nach Italien, an den Po, bis nach Bologna und Ravenna. Die Allemannen, waren, so viel wir von ihnen wissen, ein Hirten-Volk. Es läßt sich daher mit Grund annehmen, daß mancher von ihnen, mit seinem Viehe, in den Gebirgen von Graubündten sich werde nieder gelassen haben.

Im

Im sechsten Jahrhunderte waren die Ost-Gothen, ein Nordisches Volk, im Besize von Graubündten. Sie kamen dahin, unter Anführung ihres Königs Dieterich, des grösten aller Eroberer. Auch diese waren ein Hirten-Volk, und zwar von sanfteren Sitten, als die Allemannen. Den Ost-Gothen wurde die Herrschaft über Graubündten, im Jahre 549, durch die Franken entrissen.

Außerdem flüchteten sich, in der damaligen Verwirrung, viele reiche und vornehme Römer in die Graubündtner-Gebirge, um daselbst ihre Familien, nebst ihren Reichthümern, in Sicherheit zu bringen. Vermuthlich blieben auch von den Hungarn, welche, im Jahre 671, durch Graubündten nach Italien ziehen wollten, aber in Graubündten erschlagen wurden a), einige zurük, die sich im Lande niederließen; vermuthlich auch von den, im Jahre 924, durchziehenden, Madscharen, und den, im Jahre 954 Graubündten verwüstenden, Sarazenen.

Viele Jahrhunderte später ließ der Kaiser Friederich der Erste einige wilde, und bis dahin noch unbewohnte, jezt aber fruchtbare Bergthäler Graubündtens, durch eine Kolonie von Schwaben bevölkern, die, noch heut zu Tage, sich durch besondere

a) Müllers Geschichte der Schweiz. Bd. 1. S. 169.

sondere körperliche Stärke auszeichnet, und das alte Schwäbische Deutsch spricht a).

Aus dem Gesagten erhellet, daß zuerst, vor dritthalb tausend Jahren, eine Italienische Kolonie in Graubündten einwanderte, nachher, sechshundert Jahre später, eine Zimbrische sich daselbst niederließ, dann Allemannen, Ost-Gothen und Schwaben, nach und nach verschiedene Theile des Landes einnahmen. Die Graubündtner sind, dem zu folge, ein, aus den verschiedensten Völkerschaften gemischtes, Volk, und es ist heut zu Tage schwer, wo nicht ganz unmöglich, auszumachen, was unter ihnen ursprünglich Tauruskisch, Rhätisch, Zimbrisch, Allemannisch, Gothisch, Fränkisch, Hungarisch, Madscharisch, Sarazenisch, oder Deutsch war.

Eben so gemischt, und von mancherlei verschiedenen Völkerschaften entsprungen, sind die Bewohner der Schweizerischen Ebenen, am Fuße der Gebirge, die Bewohner des gemäßigten Klimas. Sie sind eine Mischung von Nachkömmlingen der alten ursprünglichen Helvetier, der Zimbern, der Römer, der Burgunder, der Allemannen, der Ost-Gothen, der Franken und Longobarden. Das Waat-Land war der Hauptsiz des alten Römisch-Helvetischen Volkes, von dessen Spra-

a) Salis Staats-Geschichte des Veltlins. Band 1. S. 121.

Sprache, noch heut zu Tage, das Platt-Franzö-
sische dieses Landes die Spuren zeigt. Die Bur-
gunder ließen sich nieder in dem Kantone Frei-
burg, im Wallis, im Waat-Lande und in der
Grafschaft Neuschatel. Hier leben noch ihre Nach-
kommen. In dem Deutschen Theile des Kantones
Bern, und im Kantone Zürich, bis an den Bodensee,
waren Niederlassungen der Allemannen. Sie
nährten sich von der Viehzucht; die Burgunder
hingegen trieben Akerbau. Diese waren ein kulti-
virtes, in Städten wohnendes Volk; jene eine
wilde, räuberische, kriegerische Nation, welche, ohne
feste Wohnungen, mit ihrem Vieh, in der Ebene
und in den Wäldern, herum zog. Daher war die
Oestliche Schweiz noch eine völlige Wildniß, gleich
den inneren Theilen von Nord-Amerika, während
die Westliche schon schöne Städte und gut ange-
baueres Land hatte.

Wir sehen hieraus, von was für verschiedenen
Völkerschaften die jezigen Bewohner der verschie-
denen Theile der Schweiz entsprungen sind, und
daß sie weit davon entfernt sind, Ein Volk aus-
zumachen. Da nun die Schweiz, seit der Ein-
wanderung aller dieser Völkerschaften, niemals einen
gemeinschaftlichen Mittelpunkt hatte, niemals unter
Einem Herren stand; da jede dieser Völkerschaf-
ten sich nur unter sich selbst verheirathete, ihre

eigenen Geseze und Gebräuche, ja sogar ihre eigene Sprache, beibehielt; da sich die Abkömmlinge der verschiedenen Völker, und der verschiedenen Stämme desselben Volkes, unter einander haßten, und sich mehr und mehr von einander entfernten, statt sich einander zu nähern: so läßt sich leicht erklären, wie es zugeht, daß die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen, hier auf Einem Fleken zusammen gekommenen, Völkerschaften und Stämme, noch bis auf den heutigen Tag so auffallend sichtbar sind.

Eben dieser Zusammenfluß so vieler verschiedenen Völkerschaften, in einem so kleinen Ländchen, hat auch Veranlassung gegeben, daß, bis auf den heutigen Tag, vier Haupt-Sprachen in der Schweiz gesprochen werden, nämlich: Deutsch, in zwanzig verschiedenen, von einander abweichenden, Dialekten; Französisch, im Waatlande, Neuschatel, dem Wallis, und einem Theile von Freiburg; Italienisch, im Veltline, Chiavenna, Bormio, und den Italienischen Landvogteien; Romanisch, oder Alt-Lateinisch, in einigen Theilen von Graubündten, deren Einwohner diese Sprache ihrer Vorältern, der, vor dritthalb tausend Jahren, in das Land eingewanderten, Tuszier, oder Rhätier, noch bis jezt beibehalten haben; denn das Ladin, welches im Engadine, und in anderen Gegenden von Graubündten, gesprochen wird,

wird, ist noch eben so, wie Livius dasselbe beschreibt a).

Die Vermischung so verschiedener Völker in der Schweiz gibt öfters Gelegenheit zu den sonderbarsten und auffallendsten Erscheinungen. Bei dem Dorfe Rougemont z. B. im Kantone Freiburg, macht ein wilder, vom hohen Berge herab stürzender, Bach, die Gränze zwischen zweien ganz verschiedenen Völkerschaften, die dennoch beide zur Schweiz gehören. Auf der Einen Seite des Baches wird Deutsch gesprochen, auf der anderen Französisch. Aber nicht die Sprache allein; Sitten, Gewohnheiten, Lebensart, Gebräuche, Gestalt, Alles ist verschieden. In dem wildesten Theile der Graubündtner-Gebirge finden sich, mitten unter den Romanisch redenden Völkern, einige Dörfer, welche Deutsch sprechen: Nachkömmlinge der Schwaben, die der Kaiser Friederich der Erste nach Graubündten versezt hat. Der Kanton Freiburg ist von dem Bernerischen Saanen-Lande bloß durch eine hohe und steile Felsenwand getrennt: dennoch sind die Bewohner der Südlichen Seite dieser Wand eine, von den Bewohnern der Nördlichen Seite offenbar ganz verschiedene Nation. Die Freiburger, auf der Nordseite, sind ein schönes, starkes, schlankes, wohl gewachsenes

 Volk,

a) *Livius* lib. 5. c. 33.

Volk, und ihre Weiber sind reizend, mit rothen, runden, derben Wangen. Die Berner, auf der Südseite, sind häßlich, vorzüglich die Weiber. Ihre Muskeln sind schlapp, die Gesichrsfarbe ist gelblich, die Züge sind widrig, und der Hals wird, durch einen vorstehenden Kropf, abschrekend verunstaltet.

Man möchte glauben, daß, durch Jahrhunderte langes Zusammenleben und mit einander Umgehen der verschiedenen Völkerschaften Helvetiens, die Eigenthümlichkeiten einer jeden verwischt sein müßten. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Die Stadt Freiburg ist hiervon ein merkwürdiges Beispiel. Im Jahre 1178 wurde diese Stadt, an der Gränze des Romanischen und Allemannischen Gebietes, zu bauen angefangen. Sie sollte beide Völker vermischt enthalten, doch sollte die Hauptsprache Deutsch sein. Seither sind nun über sechs hundert Jahre verflossen, Freiburg ist eine der ansehnlichsten Städte der Schweiz: und dennoch sind der Romanische Stamm und der Allemannische noch eben so abgesondert, als sie es zu den Zeiten Berchtolds von Zäringen nur immer sein mochten. Noch wird, unten am Flusse, in der Altstadt, Deutsch gesprochen, oben aber, auf dem Felsen, in der Neustadt, Französisch, und die meisten Bürger (Bürger derselben Stadt) verstehen nur Eine dieser Sprachen. Da die Altstadt

Deutsch

Deutsch war, und die Stadt von Berchtold zu einer Deutschen Stadt bestimmt ward: so wurden auch, von ihrem ersten Ursprunge an, alle Regierungs-Geschäffte in Deutscher Sprache verwaltet. Diese Gewohnheit ward, bis auf unsere Zeiten, beibehalten; und dennoch verstand ein großer Theil der Magistrats-Personen nur Französisch. So unauslöschlich kennbar bleibt, durch Jahrhunderte, und Jahrtausende, der Ursprung eines Volkes!

Der obere Theil des Genfer-Sees, da, wo Freiburg, Bern, Wallis und Savoyen, an einander gränzen, ist Einer der Bezirke, in welchem sich, im Laufe der Zeiten, von den verschiedensten Völkern Kolonien angesiedelt haben. Von allen diesen tragen die Nachkommen deutlich die Spuren ihres vormaligen Ursprunges. Ich machte mir öffters das Vergnügen, zu Vevay, an den Markt-Tagen, meine Betrachtungen hierüber anzustellen, und finde, daß Sulzer dieselbe Bemerkung gemacht hat. "Ein besonders angenehmes Schauspiel für mich war es," sagt er, "viel gemeines Landvolk, aus den umliegenden Gegenden, hier zu sehen, jedes in seiner eigenen Kleidungstracht, und seiner, von andern verschiedenen, Bildung und Gestalt: Savoyarden und Walliser, Dentsche und Welsche Berner, und Freiburger; alle nahe Nachbarn, aber in allen Stüken

so von einander verschieden, als wenn es Menschen aus verschiedenen, weit von einander entlegenen, Ländern wären." a)

Einige Theile der Schweiz sind, wegen der auffallenden Schönheit ihrer Bewohner, besonders berühmt. Darunter gehört das Hasli-Thal, im Kantone Bern. Ferner die Stadt Bern, von welcher Sulzer sagt: "Ich zweifle, daß irgend eine Stadt in Europa sei, wo man so viele schöne, und dabei einen, weit über ihren Stand und ihre Geburt erhabenen Anstand besizende, Dienstmädchen sieht, als in Bern. Ein Fremder möchte in Versuchung gerathen, sie für verkleidete Damen von Stande zu halten." b) In Graubündten liegt ein, von hohen Bergen umgebenes, mit vielen zerstörten Burgen romantisch geziertes, durch tiefe Felsenklüfte von der übrigen Welt beinahe ganz getrenntes, einsames Bergthal, das Prettigäu genannt, dessen Einwohnerinnen von außerordentlicher Schönheit sind. Sogar von ihrem eigenen Geschlechte werden diese Ansprüche der Prettigäuerinnen, auf ausgezeichnete Schönheit, anerkannt. Madame Brun sagt: "Nie habe ich schönere Landmädchen gesehen. Die Form der Köpfe ist oft Ideal. Augen und Haar sind durchgehends schön, erste dunkel-

a) Sulzers Reise S. 47.
b) Ebendaselbst S. 27.

dunkelblau, leztes kastanienbraun. Die Körper sind voll, ohne schwer zu sein, und reizend gewandt. Die Tracht der Prettigäuerinnen ist äußerst anmuthig. Das Haar wird, um den Kopf, leicht in Kränze geflochten, und eine schwarze feine Spize, wie eine Glorie, zwischen die Kränze und das kurzgelokte Vorderhaar gelegt. Hinten sind die Haare mit einer silbernen Nadel befestigt. Ein Faltenreicher langer Rok schließt sich an ein kurzes, knapp anliegendes, dunkles Leibchen, welches ohne Aermel, und forn mit Gold- oder Silberschnüren zusammen gehalten ist. Das schneeweiße Hemd bedekt sittsam den Busen, und steigt, mit einem feinen Kragen, bis an den Naken. Die Hand-Aermel sind weit, fein und schneeweiß, oft mit bunten Bändern, öffter mit niedlichen Pferdehaar-Flechten, um den Oberarm geschlossen. Dieser freien, schönen und vernünftigen Tracht, danken die Prettigäuerinnen ihre edleren Formen, ihren leichten Gang, und ihre freien Bewegungen." — So weit Madame Brun.

Ich lobe mir, im Prettigäu,
Die schönen Bündtnerinnen.
In diesem Thale, ganz versteckt
Von hohen Felsenwänden,
Erzieht Natur sie unbefleckt,
Mit eig'nen Mutterhänden.

Sie wohnen unter'm braunen Dach
Mit kleinem hellen Fenster,
Sind weiß und roth, und flink und wach,
Und fürchten nicht Gespenster.
Ihr Aug' und Haar kastanienbraun,
Ihr Mund gemacht zum Küssen.
Und alles das gewinnet, Traun!
Weil sie es selbst nicht wissen.

So fröhlich, wie ein Bräutchen, hüpft
Die Prettigäuer = Dirne.
Ihr Haar, zu einem Kranz geknüpft,
Umschlingt die runde Stirne.
Ein Armband, schwarz, aus Pferde-Haar,
Umringt das weiße Händchen;
Den Hals umwindet immerdar
Ein Kettchen, oder Bändchen.

Durch die Verschiedenheit der Bauart ihrer Häuser unterscheiden sich die verschiedenen Nationen, von denen die Schweiz ursprünglich bevölkert worden, noch heut zu Tage merklich von einander. Ueberall, wo, in den Alpen, die Deutschen, Allemannischen und Gothischen, Nationen sich niedergelassen haben, finden sich hölzerne, aus über einander gelegten Balken, auf einer Unterlage von Stein erbauete, äußerst reinliche Häuser, mit Schornsteinen. Jederzeit ist das Haus, welches

den Stall und die Heu-Scheune enthält, von dem eigentlichen Wohngebäude getrennt. Da, wo die Italienischen Völkerschaften sich niedergelassen haben, sind die Häuser elend, aus über einander gelegten Steinen, ohne Mörtel erbauet, so, daß die Luft überall durchstreicht: auch sind die Küchen ohne Schornsteine, und die Ställe unter dem nämlichen Dache. Da, wo beiderlei Nationen zusammen kamen, wie an der Südseite des Gotthardes, trifft man beiderlei Bauart zugleich an. Ja, es ist sogar, an der Gränze zwischen Wallis und Piemont, am Simplon, daraus eine Art von mittlerer Bauart, aus beiden zusammengesezt, entstanden. Es sind nämlich hier die Häuser gleichsam doppelt; außen ganz von Stein, inwendig ganz von Holz, und die hölzernen Fenster stehen in tiefen steinernen Einfassungen.

Da, wo die Burgunder sich angesiedelt haben, findet man Häuser ohne Schornsteine. Die Küche ist gewölbt, und der Feuerheerd in der Mitte derselben. Dort wird auch der Ofen eingeheizt. Es versammelt sich daher in der Küche der Rauch aus dem ganzen Hause, und zieht durch die Scheune, welche hart an der Küche angebauet ist, heraus. Zunächst an der Küche wird, in der Scheune, diejenige Frucht verwahrt, welche zum Säen bestimmt ist, damit sie recht durchgeräuchert werde. Dessen

ungeachtet sind die Beispiele von abgebrannten Häusern und Scheunen selten. Auch macht der herum ziehende Rauch eben keine sehr große Unbequemlichkeit. In dem Hausgange, welcher zugleich der Eingang zur Scheune ist, kommen Menschen und Vieh öffters zusammen.

Ein anderer auffallender Unterschied, zwischen den Deutschen Alpen-Bewohnern und den Französischen, ist der, daß in denjenigen Alpen, welche die Deutschen bewohnen, die Häuser einzeln stehen, meistens in der, dazu gehörigen, Wiese: in den Französischen Alpen stehen die Häuser niemals einzeln, sondern sind jederzeit, in Gestalt von Dörfern, neben einander gebauet.

Eine besondere Bauart der Häuser, welche von den übrigen, in der Schweiz vorkommenden, Bauarten, gänzlich abweicht, haben die, zunächst an die Schweiz gränzenden, Savoyschen Hirten, welche den Mole-Berg bewohnen. Diese Hütten sind, gleich denen der übrigen Italienischen Aelpler, aus über einandergelegten Steinen, ohne Mörtel, errichtet. In der Hausflur wohnen Menschen und Vieh gemeinschaftlich. Eine, anderthalb Fuß hohe, Krippe, sondert die Kühe von ihren Herren. An die Krippe sind sie fest gebunden, und steken, über derselben, ihre Köpfe in die Küche, wo die Hirten sich aufhalten. Die Küche hat keinen Rauchfang.

In

In derselben brennt das Feuer an der Mauer, und der Rauch dringt, durch die unausgefüllten Rizen der Steine sowohl, als durch das Dach hinaus. An einem hölzernen Schnabelgalgen, der sich herum drehen läßt, hangen, über dem Heerde, die Töpfe und Kessel, in denen für die Haushaltung gekocht, und auch der Käs bereitet wird. Die Krippe dient der Hirtinn (nach Saussüre's Ausdruk) statt eines Sopha. Sie liegt in derselben, den ganzen Tag, zwischen den Köpfen ihrer Kühe, dem Feuer gegen über. Mit den Kühen spielt sie, schmeichelt denselben, und schlägt ihren Arm, in mahlerischer Stellung, um den Hals des geliebten Viehes.

Die Häuser der Deutschen Aelpler sind, ungeachtet sie bloß aus Holz zusammengesezt werden, dennoch äußerst dauerhaft. Häuser, die seit einem Jahrhunderte stehen, unterscheiden sich von den neu gebaueten bloß durch die dunklere Farbe. De Lüc fand, zu Unterseen, ein, im Jahre 1530 aufgerichtetes Haus, welches noch sehr gut aussah; nur hatte das Tannenholz, woraus es gebauet war, die Farbe von Nußbaumholz angenommen.

Noch erzeugt die Alpen = Region, in den, zwischen hohen Bergen eingeschlossenen, Thälern, eine besondere Art von Blödsinnigen, die Kretinen.

Die

Die Kretinen sind ausgeartete, Verstandlose Menschen, die nicht sprechen, nicht hören, und auch die Schläge wenig empfinden. Ihr Gesicht ist breit und platt; ihre Muskeln sind angeschwollen, aufgeblasen, schlapp, hangend und kraftlos. Ihre Nase ist eingedrukt; die Lippen sind dik und blau; der Kopf ist groß; die Gesichtsfarbe gelbblaß; die Augen starr, matt, klein. Ihr Gang ist schwankend und unsicher. Ihre Sinnen sind stumpf, und an Verstandeskräften fehlt es ihnen gänzlich. Einige kriechen nur herum, andere sind nicht im Stande, sich von der Stelle zu bewegen, wo man sie hingelegt hat. Größer, als vier Fuß, werden sie selten; viele erreichen diese Höhe nicht.

Boshaft sind die Kretinen nicht. Redet man sie an; so sperren sie den Mund weit auf, und lachen, auf eine unbeschreiblich dumme Art. Sie sind "eine Klasse von Geschöpfen, die, in ihrer niedrigsten Abstufung, tief unter der Thierheit stehen, ob sie gleich mit dem Menschen die Gestalt, wiewohl zur häßlichsten Karrikatur verzerrt, gemein haben." Die Kretinen der niedrigsten Stufe können sich gar nicht rühren, werden gefüttert, und, bei schönem Wetter, an die Sonne gelegt, wo sie unbeweglich liegen bleiben. Ihre Stimme ist ein dumpfes, unartikulirtes Heulen. Diese

stehen,

stehen, an Verstandeskräften, noch tief unter der Auster und dem Polypen.

Die meisten Kretinen sind aber nicht ganz so sehr von der Natur vernachlässigt. Sie können herum gehen, Holz und Wasser tragen, Kinder wiegen, und dergleichen. "Das starre Grinsen des Blödsinnes aber, und die Häßlichkeit der Baschkiren und Pescherähs, haben sie sämmtlich mit einander gemein." Wenige Familien gibt es im Wallis, selbst unter den Vornehmsten, unter denen sich nicht Kretinen befänden.

Alle Kretinen haben Kröpfe; einige ganz ungeheure, auch wohl zwei, drei über einander: aber nicht alle, die Kröpfe haben, sind blödsinnig. Man findet, in den Schweizerischen Thälern des Wallis und Graubündtens, Kröpfe von jeder Größe, von dem Umfange einer Haselnuß, bis zu dem Umfange eines Brodtes. Gemeiniglich sind die Kröpfe (so wie die Brüche) eine erbliche Krankheit. Ob nun aber gleich die Kröpfigen und Blödsinnigen meistens von Eltern gezeugt werden, die selbst Kröpfe haben: so zeugen doch, nicht selten, auch ganz gesunde Eltern, in diesem Lande, unter mehreren gesunden Kindern, einen blödsinnigen kröpfigen Kretin. Dergleichen Kinder bringen meistens den Kropf mit auf die Welt, der dann nachher mehr und mehr anwächst.

Doch ich verlasse diesen unangenehmen Gegenstand, dessen ausführlichere Behandlung dem Zweke meines Buches nicht angemessen ist. Einige sonderbare, und ganz neue Bemerkungen, die ich, auf meinen Alpen-Reisen, über den Ursprung dieser unglüklichen Blödsinnigen, welche der Schweiz eigen sind, zu machen Gelegenheit hatte, werde ich vielleicht dereinst, an einem anderen Orte, vortragen.

Soviel von der Bevölkerung der Schweiz, im Allgemeinen.

Lebensart und Sitten der Einwohner der Schweiz sind, nach dem verschiedenen Klima, ebenfalls gänzlich von einander verschieden. Drei oder vier völlig verschiedene Völker sind in der Schweiz vorhanden, nämlich: Erstens, die Bewohner des kalten Klimas, welche sich mit der Viehzucht beschäfftigen. Zweitens, die Bewohner des gemäßigten Klimas, welche Akerbau, Weinbau, Wiesenbau, oder Handlung treiben. Diese theilen sich abermals in die Deutsch sprechenden Schweizer, und in die Französisch sprechenden. Drittens, die Bewohner des heissen, oder Italienischen Klimas, die sich mit Nichtsthun beschäfftigen, und jährlich auswandern. Eine genauere Beschreibung der Sitten und Eigenthümlichkeiten dieser, so gänzlich verschiedenen, Völker,

wird

wird zeigen, wie thöricht das Unternehmen ist, alle diese Menschen denselben Gesezen unterwerfen, nach einerlei Weise behandeln, und, in der Einen und untheilbaren Republik, mit einander vereinigen zu wollen. Unter einer Monarchie ließen sie sich noch vereinigen: aber gewiß nicht in einer Republik, die den frommen, unschuldigen, ehrlichen Alpenbewohner, dem verschmizten Italienischen Banditen von Chiavenna und Centovalli gleich stellt. Gesezе, die für so unendlich verschiedene Menschen-Arten zugleich passend sein sollen, passen natürlich für keine dieser Arten. Die Schweiz ist schlechterdings zu einer Föderativ-Regierung von der Natur bestimmt. Nur unter einer Föderativ-Regierung, oder unter einer Monarchie, kann sie bestehen. Es würde ihr daher schlecht bekommen, wenn sie die lächerliche Mode der Einen und untheilbaren Republiken im Ernste mit machen wollte. Die Schweizer sind aber viel zu klug, und kennen ihr eigenes Interesse viel zu genau, um so eine Thorheit im Ernste zu wollen. Sie sind viel zu vernünftig, um gegen die Natur streiten zu wollen; sie wissen zu gut, daß sich dieselbe an den Verächtern ihrer Gesezе bitter zu rächen pflegt.

Ich fange meine Schilderung der Schweizer mit den Bewohnern des kalten Klimas an.

So

So verschieden das Klima, die Natur-Erzeugnisse, die Einwohner durch Sprache und Abstammung sind: so verschieden ist auch ihre Art sich zu nähren. In den Gebirgen, unter den Bewohnern des kalten Klimas, macht die Viehzucht die Haupt-Beschäfftigung, an vielen Orten die einzige Beschäfftigung aus. Da diese Beschäfftigung auf die Sitten, die Denkungsart und die Regierungsform des Volkes, den größten und auffallendsten Einfluß hat; so muß davon etwas ausführlicher gehandelt werden: um so mehr, da sich gerade das Hirtenvolk während der Revolution besonders ausgezeichnet hat.

Spuren von Viehzucht in den Schweizer-Alpen kommen schon in älteren Zeiten vor. Wir finden, daß, zu den Zeiten der Römer, die Alpen-Kühe zwar noch klein waren, daß sie aber sehr viel Milch gaben a). Kolumella hat sogar schon das Deutsche Wort Kühe b) Es standen, damals schon, die, auf den Alpen bereiteten, Käse, in großem Ansehen c). Auch unter der Herrschaft der Gothen wurde, in Graubündten, für Verbes-

serung

a) *Plin.* hist. nat. lib VIII. c. 45.

b) *Columella* lib. VI. c. 24. Er nennt die Kühe cevae.

c) *Varro* de re rustica lib. II. c. 4. *Julius Capitolinus* in Anton. Pio.

ferung der Viehzucht gesorgt. Wir finden, daß der, vom Könige Dieterich über Graubündten gesezte, Befehlshaber Servatus, Erlaubniß erhielt, das große Vieh der Allemannen, mit einer anderen, auf den Bergen des Landes Norikum (oder Salzburgs) befindlichen, starken Art zu gatten a).

Die Viehzucht wird getrieben, in den, mit hohen Bergen umringten, fruchtbaren Thälern der Alpen. Der Augenschein lehrt, daß vormals, in alten Zeiten, viele dieser Thäler Seen gewesen sind. Der, auf den Gipfeln der Gebirge schmelzende, Schnee, floß an den Seiten derselben herab, und füllte das Thal aus. Hier stand nun das Wasser ruhig. Endlich, nach langer Zeit, bahnte sich das Wasser, welches immer mehr unter sich fraß, und das Erdreich untergrub, einen Durchgang (und zwar, was merkwürdig ist, jederzeit am niedrigsten Theile des Thales) der See floß aus, überschwemmte die tiefer liegende Gegend, und ließ ein, mit Schlamm bedektes, Thal zurük, in dessen Mitte ein Bach floß. Allmählich troknete der Schlamm aus, und brachte das herrlichste Gras hervor. So sind die Alpen-Thäler zum Theil entstanden. Von manchen weiß man, durch Ueberlieferung, noch die Zeit ihrer Entstehung;

a) *Cassiodorus* lib. III. c. 50.

hung; bei anderen lernt man sie aus Urkunden. Deutlich sieht man noch, an den Seiten der umliegenden Berge, "die Furchenzüge der Gewässer, die, vor undenkbaren Jahrhunderten, die Thäler gehöhlt haben, in welche sie nun herab stürzen." Alle Alpen-Thäler haben eine Oeffnung, einen Eingang; und jederzeit am niedrigsten Orte des Thales. Von dergleichen Ereignissen, da, aus hohen Bergthälern, ein See durchgebrochen, sich eine Oeffnung gemacht, und tiefer wohnende Völker vertilgt hat, finden sich noch Spuren in den Alten a). Ein solches Bergthal ist gemeiniglich von geringer Breite, hat nur einen einzigen engen Eingang, durch welchen vormals der See ausfloß, und welcher nicht viel breiter ist, als der Fluß, oder Waldstrom, der jezt noch, durch denselben, in die tiefer liegende Gegend herab fließt. Die, das Thal umgebenden, Berge, sind so hoch, daß, im Winter, niemals alle Theile desselben von der Sonne beschienen werden können. Die Schatten-Seite mancher Alpen-Thäler wird, im Winter, sechszehen Wochen, und länger, durch die Sonnenstrahlen nicht beleuchtet.

Auf den niedrigen Alpen, unter den Gipfeln der Schneeberge, findet das Vieh, während des kurzen Alpen-Sommers, eine vortreffliche Nahrung

a) *Herod.* lib. VII. *Diod. Sicul.* lib. V.

rung, an dem feinen und zarten Grase, welches, mit vielen Gewürzreichen Kräutern vermischt, auf einer dünnen Erdschicht die steilen Felsen bedekt. Sobald, nach einem langen Winter, der Schnee wegschmilzt, kommt unmittelbar dieser Rasen zum Vorschein, überzieht mit dem angenehmsten Grüne die Berge, und erfüllt die Luft mit Wohlgerüchen. "Von so vielen Alpenkräutern wird die Luft auf das Lieblichste durchduftet." "Nichts Entzükenderes," sagt Ramond, "läßt sich denken, als der Rasen, auf welchem wir fort gingen. Kaum war noch von demselben der Schnee weggeschmolzen, und schon erschien er mit einer unzählbaren Menge der mannigfaltigsten Blumen durchflochten, die, an Lebhaftigkeit der Farben, alle Blumen der Ebene weit übertrafen, und den angenehmsten Wohlgeruch verbreiteten. Alle, das Hieracium sogar, welches hier zu Hause ist, dusten weit in die Ferne; die eigentlichen Gewürz-Pflanzen aber, z. B. Thymian und Quendel, sind mit Gewürzreichen Säften so durchdrungen, daß, bei jedem Schritte, den wir thaten, sich ein Strom der köstlichsten Wohlgerüche in die Luft ergoß."

Auffallend ist die, von dem fruchtbaren Thale bis an den Fuß des unfruchtbaren ewigen Schnees Stufenweise abnehmende, Vegetationskraft. Unten

im Thale gedeiht der Weinstok vortrefflich, unten sind Kornfelder und Obstgärten. Wo kein Wein mehr wächst, da wachsen noch Pflaumenbäume. Wo diese aufhören, da kommt immer noch der Kirschbaum fort. Wo die Kirsche nicht mehr gedeiht, da fangen die Tannen-Wälder an. "Bald verschwinden die Tannen. Wir wandeln zwischen Myrthengeblätterten Weiden, in dem allerliebsten Gesträuche, die Alpenrose genannt, mit Lorbeerblättern und schönen trichterförmigen Blumen geziert, ölicht, rosenroth. Hier ist auch der kleine Myrtill (die Heidelbeere) mit jener Wachholder ähnlichen Frucht, welche uns unter den Erdbeeren erquikt. Höher kommen Fadenartige Gewächse, dünne Blumen, so troken als Tuch: bald aber die Geschlechter der weissen und niedrigen, Lappländischen und Kamtschadalischen Gewächse, auf dem kurzen diken Rasen, den kaum Schaafe und Gemse ersteigen. Zulezt werden die Felsen von Moos tausendfältig befarbet, worauf die Natur, im blauen Grönländischen Eise, erstirbt."

Höher streb' ich empor. Mit jedem Schritte
Beut die schimmernde Blumenwelt, voll neuer
Wunderformen, im reichsten Schmelz, ein schönes
Zaubergemählde.

Alle

Alle Häuser in den Alpen sind durchaus von Holz gebauet, meistens von Lerchen-Holz, oder von anderen Tannen. Ein solches Gebäude hat kein Mauerwerk, außer auf der Erde, ein paar Schuh hoch. Solche Häuser sind äußerst reinlich. Das Dach ist meistens mit großen Steinen belegt, damit es dem Stoße der Winde Widerstand leiste. Sind diese Häuser einige Jahre dem Winde und Wetter ausgesezt, so sehen sie ganz schwarz aus. In denjenigen Bergthälern, welche öfteren Ueberschwemmungen ausgesezt sind, findet sich die Einrichtung, daß die Häuser gänzlich können aus einander genommen werden, daher auch alle Balken und Bretter mit Ziffern versehen sind. Kommt das Wasser, so wird das Haus aus einander gelegt, fort getragen, aber an seine vorige Stelle wieder hingesezt, sobald die Ueberschwemmung verlaufen ist.

"Wann die Winter-Vorraths-Kammern leer sind, begeben sich die Familien auf den Vorberg. Sind Heu und Gras hier verzehrt, so reisen sie, mit größeren Heerden, auf das Gebirg. Alsdann wird, von der schönsten Kuh, geziert mit einem gestikten Halsbande und einer hell klingenden Gloke, der Marsch eröffnet. Neben ihr geht auch der Hirt. Ihnen folgt Alles. Heerde und Hirten sind mit Blumen bekränzt. Alles ertönt von dem

Geklingel der Gloken, dem Muhen der Kühe und dem Gesange der Führer. Das kleine Vieh folget nach. Weib und Kinder beschließen den Marsch. Am Ende des August-Monats ziehen sie von dem Gebirge in den Vorberg. Nachher wird, im Thale, das lezte Gras abgeweidet. Bisweilen ziehen sie abermals nach dem Vorberge, und verzehren den Winter-Vorrath. Endlich begeben sie sich in das Thal, und erwarten den Frühling, und gleichen Kreis von Vergnügen."

In den meisten Alpen-Gegenden bleiben Weiber und Kinder in dem Thale zurük, und der Hirt zieht allein, mit seinen Kühen, auf die Alpen. Auch dieß geschieht mit großer Feierlichkeit, jedoch in etwas anderer Ordnung. Es wird, in solchen Fällen, das große Geläut hervor gesucht. Dieses besteht in zwei bis drei großen, aber leicht gearbeiteten, Goken, welche an ledernen Riemen befestigt sind, an denen sie den Kühen um den Hals gehängt werden können. Jeder Hirt hat ein solches Geläut, welches bisweilen hundert Reichsthaler, auch mehr, kostet: und doch sind es nur zwei oder drei Gloken, die unter sich im Wohlklange stehen. Der schöne, weisse, lederne Rieme, an welchem jede Gloke befestigt ist, wird, mit aufgenäheten Blumen von farbigem Leder, sehr schön geziert. Der Rieme wird alsdann, vermittelst

mittelst einer großen Schnalle, an dem Halse der Kuh befestigt. Die größte Gloke, deren Bauch über Einen Fuß im Durchmesser hat, wird der schönsten schwarzen Kuh umgehängt, die beiden kleineren Gloken aber den beiden nächst schönsten Kühen. Dann geht der Zug vor sich. "Der Senn (so wird der Hirt genannt) welcher den ganzen Zug anführt, erscheint im feinen weissen Hemde, die Aermel bis über den Ellenbogen aufgerollt. Ein rother, schön ausgenäheter, Hosenträger, hält die gelblichen, bis zu den Schuhen herab reichenden, Zwillich-Beinkleider. Eine kleine lederne Kappe, oder ein Hut, dekt den Kopf, und ein neuer, schön geschnizter, Melk-Napf, hangt über der linken Schulter. So angethan, schreitet der Senn, den Kuhreihen singend, voraus. Hinter ihm folgen drei bis vier schöne Ziegen; dann die schönste Kuh; hinter dieser die beiden anderen Schellen-Kühe; hernach alle übrigen, Eine hinter der anderen; endlich der Stier, mit dem Einfüssigen Melk-Stuhle auf seinen Hörnern; und ganz zulezt ein Schlitten, auf welchen die nöthigen Milch-Geräthschaften liegen. Es ist auffallend, wie voll Stolz und Selbstgefühl die, mit den Gloken gezierten, Kühe, einher treten." a)

a) Ebel Schilderung von Appenzell. S. 151.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüßen,
Und uns das Licht der Welt die ersten Blike gibt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch nicht verschiebt.
Er treibt den trägen Schwarm von schwerbeleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll', durch den bethauten Steg.
Sie irren langsam um, wo Klee und Kräuter blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit scharfen Zungen weg.
Er aber sezet sich, bei einem Wasserfalle,
Und ruft, mit seinem Horn, dem lauten Wiederhalle.

Seit dem Amerikanischen Kriege hat, für die Schweizerischen Hirten-Länder, eine ganz neue Epoche angefangen. Seit dieser Zeit sind die Schweizerkäse außerordentlich gesucht, und von den Franzosen und Amerikanern aufgekauft worden. Dadurch wurden die Hirten reich, zum Theil sehr reich; der Preis der Güter, der Alpen und der Käse, stieg außerordentlich; Luxus und Uebermuth droh-

drohten den unschuldigen Natur-Sitten den Untergang. "Das Gras auf dem Schweizerischen Felsengebirge wurde Nahrung für die Bewohner der Kannibalischen Küsten, und kam auf die Tafeln der Nabobs." Dadurch ist der Reichthum, und sein beständiger Begleiter, der Luxus, in einigen Alpen-Thälern, besonders in denen, welche die beßten Schweizerkäse verfertigen (wie z. B. das Emmenthal und das Saanenthal) bis zu einem Grade gestiegen, der die alte Einfalt der Sitten aus diesen glüklichen Bergthälern vollends verdrängen muß. Die Preise der Alpen, der Kühe, der Käse, haben sich, innerhalb der lezten dreißig Jahre, verdoppelt. Die Hirten begnügen sich jezt nicht mehr mit den einfachen Milchspeisen, mit denen ihre Vorältern, durch so viele Jahrhunderte, sich nährten. Kaffee, Wein, Thee, werden getrunken; Zuker und Zimmt kommen als Gewürze an die Speisen der Hirten: und seitdem ihre Käse nach Ostindien und Westindien ausgeführt werden, führen sie auch Ostindische und Westindische Lekereien bei sich ein. So weislich sorgt die Vorsehung dafür, daß Thätigkeit die Menschheit belebe, indem sie eingebildete Bedürfnisse schafft, wodurch die entferntesten Völker mit einander in Verbindung bleiben! Allein von dem, in dem Kantone Freiburg verfertigten, sogenannten Gruyere-Käs, wird jährlich

lich für die Summe von drei Millionen Livres nach Frankreich ausgeführt.

"Nicht alle Landleute, welche Matten (Wiesen) Weiden und Alpen besizen, treiben selbst die Alpen- und Senn-Wirthschaft. Sie verpachten jeden Sommer ihre Alpen und Weiden, bewahren das, auf ihren Wiesen geerndtete, Heu auf, und verkaufen es, zur theuersten Zeit. Der Heu-Besizer, und der Senn, welcher Heu braucht, suchen sich, gegen das Ende des Winters, da das Futter am meisten gilt, zu überlisten, und jeder seinen Vortheil zu erringen. Der erste pelzt sich ein, wann der Frühling naht, und zeigt, auf alle Art, noch den Winter, und das späte Frühjahr: der Andere geht in bloßem Hemde, mit offener Brust, aufgerollten Hemdärmeln, wundert sich über Wärme der Luft, und kündigt ein frühes Jahr an."

Einige Aelpler gewinnen, des Winters, durch ihre Betriebsamkeit, ansehnliche Summen; vorzüglich die Einwohner der Kantone Appenzell und Glaris, und der Bergthäler des Fürstenthumes Neufchatel. Die lezten hat Rousseau meisterhaft geschildert. "Ich erinnere mich," sagt er, "in meiner Jugend, in der Gegend von Neufchatel, einen sehr angenehmen, und vielleicht auf der Erde einzigen, Anblik, gesehen zu haben. Ein ganzer Berg war mit Häusern bedekt, und jedes

lag

lag in dem Mittelpunkte des, dazu gehörigen, Landes. Es genießen also die zahlreichen Bewohner dieses Berges, deren Wohnungen genau so weit von einander entfernt sind, als ihre Vermögens-Umstände es sind, zu gleicher Zeit der stillen Einsamkeit, und des Vergnügens der Gesellschaft. Diese glüklichen Bauern, die alle wohlhabend, und von Auflagen, Abgaben, Auffehern, Frohndiensten, Militair-Inskriptionen, frei sind, bauen, mit möglichstem Fleiße, das Gut, dessen Ertrag bloß für sie ist, und wenden die Zeit, welche der Anbau desselben ihnen übrig läßt, dazu an, daß sie tausendfältige Handarbeiten verfertigen, und das Erfindungs-Genie benuzen, womit die Natur sie begabt hat. Im Winter besonders, zur Zeit da der hohe Schnee die Verbindung zwischen ihnen erschwert, hält sich ein jeder, mit seiner zahlreichen Familie, in seinem artigen und reinlichen, von ihm selbst gebaueten, hölzernen Hause, recht warm eingeschlossen. Dann beschäfftigt er sich mit tausenderlei Zeit vertreibenden Arbeiten, welche aus seinem Zufluchts-Orte die lange Weile verscheuchen, und sein Glük befördern. Nie ist ein gelernter Tischler, Schlösser, Glaser, Drechsler, in dieses Land gekommen. Alle treiben diese Handwerker für sich, keiner für jemand anders. Unter den vielen bequemen, und sogar zierlichen, Mobilien, aus denen

ihr Hauswesen besteht, und die ihre Wohnung schmüken, ist nicht Ein Stük, was nicht der Hausherr selbst verfertigt hätte. Es bleibt ihnen noch Zeit genug übrig, um, aus Stahl, aus Holz, aus Pappe, tausend verschiedene Werkzeuge zu erfinden, und zu verfertigen, die sie den Ausländern verkaufen, und deren viele sogar bis nach Paris kommen, z B. die kleinen hölzernen Wanduhren. Sie verfertigen dergleichen auch von Eisen. Sie verfertigen auch Uhren; und, was unglaublich scheint, Jeder versteht allein die verschiedenen Handwerker, die zu der Uhrmacherkunst gehören; jeder verfertigt sein ganzes Handwerkszeug selbst. Doch, das ist noch nicht Alles. Sie haben nüzliche Bücher, und sind nicht übel unterrichtet. Ueber Alles sprechen sie vernünftig, und einige unter ihnen verständig. Sie verfertigen Heber, Magnete, Brillen, Pumpen, Barometer, Gukkasten. Mit einer Menge verschiedener Werkzeuge von jeder Art sind die Wände ihrer Wohnungen tapezirt. Man sollte hier eine Bauern-Stube für eine mechanische Werkstätte, oder für ein physikalisches Kabinett halten. Alle verstehen etwas vom Zeichnen, Mahlen, Rechnen; die meisten spielen auf der Flöte, und einige darunter, die etwas Musik können, singen sehr richtig. Sie lernen diese Künste von keinem Lehrer, sondern erhalten dieselben gleich-

sam durch Ueberlieferung. Unter denen, die Musik verstanden, sagte mir der Eine, er hätte sie von seinem Vater gelernt, ein Anderer von seiner Tante, ein Dritter von seinem Vetter; Einige meinten gar, sie hätten sie von Jugend auf gekonnt. Eine ihrer allgemeinsten Vergnügungen besteht darin, daß sie, mit Weibern und Kindern, vierstimmige Psalmen singen. Man ist ganz erstaunt, wenn man, aus diesen ländlichen Hütten, den starken und männlichen Wohlklang eines Goudimel erschallen hört, den unsere gelehrten Musiker schon seit so langer Zeit vergessen haben. Ich bewunderte unaufhörlich, bei diesen sonderbaren Menschen, eine Erstaunenswürdige Mischung von Feinheit und Einfalt, die man für unvereinbar halten sollte."

Das Schweizer-Vieh ist ein Vieh von einer ganz eigenen Rasse. Es ist größten Theils von schwarzer, oder brauner Farbe. Der Alpenhirt liebt aber Mannigfaltigkeit unter seiner Heerde, und sezt daher dieselbe aus schwarzen, braunen und fuchsgelben, Kühen zusammen. Will er eine vollständige Heerde, so gehört dazu noch eine schwarze Kuh, mit weißem Bauche und Rüken. Der Bau dieses Viehes ist groß und stark, "und es tritt stattlich und stolz, mit seinen fetten, hangenden Halswampen, im würdigen Selbstbehagen, daher."

"Das

"Das Verhältniß des Bergbewohners zu seinen Kühen ist ein wahrer gegenseitiger Tausch von Erkenntlichkeit. Die Ställe des Hirten sind sein liebstes Wohnzimmer. Er puzt lieber sein Vieh, als sich selbst. Er schmükt es mit theuern Schellen und Gloken. Er hat nur Festtag, wann das Vieh in die Alpen geht, und von da zurük kommt; wann es sich vermehrt, oder zum Verkaufe getrieben wird. Alle seine Lustbarkeiten beziehen sich auf seine Heerden. Er ergözt sich an hundertjährigen Käsen, und diese sind oft sein Zeitmaaß. Pflege und Wanderungen seiner Heerde sind die Quellen seiner reinsten Freuden, und beim Gesange erfüllt nur seine Kuh und Liebe sein Lied. Die Kuh gibt ihm Alles, was er bedarf. Der Hirte sorgt, pflegt und liebt sie dafür; bisweilen mehr, als seine Kinder. Nie führt er Stok, oder Peitsche; nie wird sein Vieh mit Schlägen gemißhandelt. Es herrscht wahre Umgangs-Vertraulichkeit zwischen beiden, und die Stimme des Hirten allein leitet und regiert die ganze Heerde. Die Anhänglichkeit der Hirten an ihr Vieh, ihre einzige Gesellschaft, mit der sie alle Freude und Leid theilen, ist außerordentlich, und beinahe rührend. Sie leben und schlafen mit ihnen zusammen. Oft hörte ich, wie sie, mit wahrer Zärtlichkeit, von einer Kuh sprachen, wie man

sonst

sonst nur von einem geliebten Freunde, oder einer Freundinn spricht. Das Gespräch wurde dann interessant, und warm, und nicht der kleinste Umstand aus ihrer Lebensgeschichte wurde vergessen."

Durch diese gute Behandlung, die das Vieh von den Menschen erhält, und die niemals durch Schläge, oder andere Mißhandlung, unterbrochen wird, entsteht eine gewisse Zuneigung des Viehes zu dem Menschen, welche sich öffters auf eine äußerst rührende Art äußert. Als ich einst, von Engelberg nach Altdorf, über die, so wenig besuchten und ganz unbewohnten, Surenen = Alpen, ging, kam, in der Einöde, eine ganze Heerde des schönsten Viehes auf mich und meinen Führer zu, um uns zu begrüßen und sich über unsere Ankunft zu freuen. Die Kühe umringten uns gänzlich, und konnten nur mit Mühe wieder weggetrieben werden. Sie bezeugten ihre Freude, über die Ankunft zweier Menschen in ihrer Einöde, durch lautes Blöken und durch die sonderbarsten Sprünge.

Diese Kühe, welche einer so lebhaften Freude fähig sind, sind eines nicht weniger lebhaften Schrekens fähig. Befindet sich eine solche Heerde auf einer höheren Alp, über den Wolken; so geschieht es öffters, daß der Wind die Wolken zusammen treibt. Dann fängt es an zu blizen

und

und zu donnern; es entsteht ein heftiges Gewitter, die Luft kühlt sich ab, und es fällt Schnee. Sobald die Wolken sich verzogen haben, erbliken die Kühe den Schnee, welcher sie von der Unterwelt absondert, und ihnen die gewohnten Pfade verbirgt. Unbeschreiblich ist ihr Schreken über diesen Anblik. Mit dem traurigsten Blöken springen sie, wie rasend, umher; stürzen sich, über die Felsen hinunter, in Abgründe, oder versammeln sich, bei hunderten, und steigen, ohne Anführer, ohne Hirt, in das Thal hinab, wo sie, um die Wohnungen der Aelpler, mit klagendem Geblöke, sich versammeln. Ein solcher Vorfall ist ein großes Unglük im Alpen-Lande: denn der Aelpler ist darauf gar nicht gefaßt. Er hat kein Heu, womit er die Heerde so lange nähren könnte, bis dieselbe wieder auf die Alpen geführt werden kann. In solchem Falle werden die Kühe mit ihrer eigenen Milch ernährt.

Auch andere Leidenschaften haben die Alpen-Kühe mit den Menschen gemein. Stolz zeigen, ganz auffallend, diejenigen Kühe, die mit den Gloken geziert werden. So lange sie mit diesem Orden geschmükt sind, welcher sie, vor der übrigen Heerde, als die schönsten auszeichnet, gehen sie mit weit abgemessenereu Schritten einher, und tragen den Kopf weit höher, als sonst. Man

sieht,

sieht, daß sie ihren Rang fühlen. Ja (wer sollte es glauben?) selbst von Eifersucht, Neid und Eitelkeit, sind die Kuh-Seelen nicht frei. "Wird der großen Gloken-Trägerinn, welche die Heerde anführt, ihr Schmuk genommen; so zeigt sich ihr Schmerz, über die erlittene Kränkung, sehr deutlich. Sie schreiet beständig, frißt nicht, und fällt ab. Ja sie läßt, an der glükklichen Nebenbuhlerinn, welche ihr die Ehre des Vorzuges geraubt hat, ihre volle Rache aus, indem sie dieselbe mit den Hörnern stößt, sticht, und so lange verfolgt, bis sie entweder die Gloke wieder erhält, oder weggeschaft wird. Wie sonderbar auch diese Thatsache scheinen mag; so wahr ist sie dennoch, und, durch eine Erfahrung von Jahrhunderten, außer allen Zweifel gesezt." Man hat bemerkt, daß eine solche Kuh, wann sie die Gloke nicht wieder erhält, die Milch verliert, abmagert, und vor Gram stirbt.

Nicht weniger auffallend ist, in dem Karakter der Alpen-Kühe, die Herrschsucht. Wann die Hirten mit allen Kühen auf den Alpen angekommen sind, so ist öfters eine Heerde von zwei hundert, bis drei hundert, Kühen versammelt. Die ersten Tage sind alsdann Tage eines anhaltenden, beinahe ununterbrochenen, Krieges. Die Kühe

kämpfen mit einander, und versuchen ihre Stärke. Diejenige, welche alle übrigen überwindet, heißt die Königinn. An einem gewissen feierlichen Tage des Jahres wird sie mit Blumenkränzen geschmükt, mit der größten Gloke und dem schönsten Halsbande geziert. Der Hirt, dem sie gehört, erhält eine kleine Belohnung.

In Graubündten wird diejenige Kuh, welche die anderen überwunden hat, die Heerkuh genannt. Sie wird, bei der Rükkunft aus den Alpen, mit Blumen und Bändern geziert, führt, bei dem feierlichen Einzuge, die Heerde an, und Alles richtet sich nach ihrem Schritte. Der Eigenthümer der Heerkuh nimmt Theil an der Ehre, die seine Kuh sich erworben hat, und der Hirt erhält, von seinem Herren, ein gutes Trinkgeld. Dadurch gereizt, haben die Hirten Künste gelernt, ihren Kühen einen ungerechten, Verdienstlosen Sieg zu verschaffen. Sie geben denselben Wein zu trinken, oder sie bestreichen ihnen die Hörner stark mit Knoblauch, welcher Geruch die übrigen Kühe verscheucht, so, daß es den Schein hat, als flöhen sie die überwiegende Kraft und Tapferkeit einer solchen Kuh, da es doch weiter nichts, als der Knoblauch auf den Hörnern ist, der sie von ihr entfernt hält.

Sogar mit den feineren Gefühlen sind diese Thiere nicht unbekannt. Sie kennen den Werth der Freundschaft, welche, wie bei dem Menschen, in der Einsamkeit stärker wird. Wenige Tage, nachdem eine solche große Heerde, von zwei bis drei hundert Kühen, sich auf einer Alp versammelt hat, werden dergleichen Freundschaften gestiftet, welche nachher, die ganze Zeit über, da die Kühe beisammen bleiben, unzertrennlich sind. Die ganze Heerde vertheilt sich in eine Menge kleiner abgesonderten Gesellschaften. Dergleichen Gesellschaften bestehen aus zwei, drei, sechs, zwölf, bis funfzehen Kühen. Diese bleiben dann beisammen; weiden, im Schatten des Waldes; lagern sich in die Sonne, am Felsen; gehen gesellschaftlich zur Tränke; kommen mit einander nach Hause, um sich melken zu lassen; verlassen mit einander den Stall; und ruhen neben einander, in demselben. Wo die Eine ist, da finden sich immer auch die anderen. Die schon Gemolkenen gehen nicht sogleich wieder auf die Weide, sondern warten geduldig, bis auch ihre Freundinnen gemolken sind: dann gehen sie mit einander, blökend, als sprächen sie zusammen. Zuweilen, obgleich selten, lebt auch eine Kuh einsam und ungesellig: entweder freiwillig, indem sie sich allen Kuh-Gesellschaften entzieht, oder ge-

zwungen, indem sie von allen Gesellschaften ausgestoßen wird.

Je auf funfzig Kühe wird ein Stier gerechnet. Dieß sind gefährliche Thiere. "Sein Streit, worin er sich mit seines Gleichen einläßt, ist fürchterlich. Fürchterlich erschallet von ihm der dike Tannenwald, in dessen Dunkel er hinein stürzt und ruhet, wann er zuvor, voll Gefühl seiner Kraft, in Brunst oder in Wuth, mit Füssen und Hörnern, tief den Grund gewühlt, und Gras, Blumen, Staub und Steine, weit und breit umher geschleudert hat."

Die Alpen-Kühe haben ein feines Ohr für Musik. Sie mögen auf den Alpen noch so sehr in der ganzen Gegend zerstreut sein; so kommen sie doch herbei, wann der Hirt mit seinem langen Alpen-Horne ruft, oder den Kuhreihen singt, oder sie lokt. Der Hirt hat einen anderen Lokgesang für die Schweine, einen anderen für die Ziegen, und noch einen anderen für die Kühe. Sobald er nur anfängt zu loken, oder den Kuhreihen zu singen, eilen alle Kühe, selbst aus der weitesten Entfernung, herbei. Auf den Alpen hängt der Hirt denjenigen Kühen, die sich am weitesten zu verlaufen pflegen, Gloken an: Theils damit er immer hören könne, wo sie sich befinden, Theils auch darum, damit er, bei ihrer Ankunft, wissen könne, daß nun alle Kühe da sind; denn seine

Heerde jedesmal zu zählen, würde eine gänzliche Unmöglichkeit sein. Dergleichen Gloken, die den Kühen umgehangen werden, so lange sie sich auf den Alpen befinden, sind aber bloß gewöhnliche Gloken: die großen und kostbaren, um deren Besiz die Eitelkeit der Kühe sich streitet, werden nur selten, nur bei feierlichen Gelegenheiten, angelegt.

Ueber den Ursprung des Kuhreihens hat man mancherlei Hypothesen ausgedacht. Ramond meint: es möchte dieser Gesang eine Tanz-Arie sein, deren Tanzschritte, aus zu hohem Alterthume, verloren gegangen wären. Andere haben andere Vermuthungen vorgebracht. Am wahrscheinlichsten, und mit meinen eigenen Beobachtungen und Bemerkungen am meisten übereinstimmend, ist Dasjenige, was Herr Ebel über diesen Gegenstand sagt. "Dieser Gesang ist so alt, wie die Hirten selbst, welche zuerst die Thäler der Schweiz bevölkerten, und, mit ihren Heerden, auf die Weidgänge zwischen den hohen Gebirgen zogen. Hier, wo das Vieh keine anderen Schranken, als Abgründe und steile Felsenwände, fand, zerstreute es sich natürlich nach allen Seiten, so weit die Alpenkräuter grünten und blühten. Unmöglich war es, zur Melkzeit, jeden Tag zwei und drei mal, aus allen Eken die Heerde zusammen zu treiben. Die Nothwendigkeit zwang den Hirten, ein Mittel zu

suchen, wodurch er sein Vieh um sich her versammeln konnte, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Und dieses Mittel fand er in seiner Stimme, in den einfachen Tönen seines Sprach-Organes. Die Erfahrung zeigte ihm bald, daß eine fortgesezte Verbindung der Töne, und ein schnelles Wechseln derselben, weiter und stärker schallte, als einzelne Schreie. Das Vergnügen des Gesanges gesellte sich dazu: und so entstanden die Pastoral-Gesänge, damit einzig und allein die Kühe zu loken, und, auf dem Punkte, wo sich der Hirt befindet, zu versammeln. So wie die Kuhhirten, in manchen Gegenden Deutschlands, auf dem Kuh-Horne, des Morgens, hübsche Stükchen blasen, um die Kühe aus dem ganzen Dorfe zusammen zu rufen; eben so sind diese Alpen-Gesänge zu nichts anderem, als die Kühe zu versammeln, bestimmt. Hieraus erklärt sich, warum das Thema des Kuhreihens nicht ganz bestimmt, sondern, fast nach der Methode eines jeden Sängers, verschieden ist. Hieraus erklären sich sowohl alle Sonderbarkeiten dieses Gesanges, und seiner Abweichungen von allen übrigen bekannten Melodien, als auch die Eigenthümlichkeit seiner Endigungs-Töne. Denn, da es der Zweck des Hirten ist, die Kühe aus der weitesten Ferne zu rufen: so muß er, um in den Gebirgen am stärksten gehört zu werden, von Zeit zu Zeit,

und

und besonders am Ende, einen tiefen Ton lang aushalten, und schnell, durch einen hohen scharfen Ton, abbrechen. Wann die Kühe, auf den Gesang des Hirten, herbei eilen, kommen alle, welche zusammen weideten, oder sich begegneten, gewöhnlich so an, daß Eine hinter der anderen folgt, und sie daher in Reihen gehen. Ich vermuthe, daß dieß die Ursache geworden ist, dem Gesange, welcher die Kühe herbei ruft, oder sie zusammen reihet, den Nahmen Kuhreihen zu geben. Um diesen Pastoral-Gesang zu beurtheilen, muß man ihn in den Gebirgen, an seinem wahren Geburts-Orte, hören. Er hat mir immer ein unbeschreibliches Vergnügen verursacht. Es ist aber unmöglich auszudruken, welchen Reiz, für das Ohr und für das Gefühl, dessen einfache Töne, und die, unter sich harmonischen, Gloken, in den hohen Gebirgen haben, wo die Luft so rein und elastisch ist; wo die Natur in ihrer Größe und Erhabenheit thront; und eine allgemeine tiefe Stille herrscht." Sehr richtig scheint mir auch die feine Bemerkung der Madame Brun über den Kuhreihen. "Dieser originelle Hirten-Gesang," sagt sie, "ist eine melodische Modulation der Viehstimmen; und die, kurz abgebrochenen, erwartenden Töne, sind auf die Antwort des schallenden Echos berechnet." Aus dem Innersten meines Herzens stimme ich mit ein,

wenn diese vortreffliche Dichterinn ausruft: "O! möge die Zeit ferne sein, wo der Kuhreihen auf Appenzells Alpungen verstummt!" — Jezt ist er leider! verstummt.

Von dem außerordentlichen Eindruke, den die Töne des Kuhreihens auf den Schweizer hervor bringen, wann er dieselben, in großer Entfernung von seinem Vaterlande, hört, findet sich vieles, in zahlreichen Büchern. Neu ist aber vielleicht die Bemerkung, daß diese Töne dieselben Empfindungen auch bei den Kühen veranlassen. Werden Kühe, die auf den Alpen aufgezogen worden, in die Ebene verkauft: so darf, in der Nähe derselben, der Kuhreihen nicht gesungen werden. Geschieht es, so erwachen in ihnen, auf das lebhafteste, alle Bilder der Vergangenheit. Sehnsucht, nach der reinen Alpen-Luft und nach der fetten Alpen-Weide, ergreift sie; sie empfinden das Heimweh; augenbliklich werfen sie den Schwanz krumm in die Höhe, springen, wie rasend, über Zäune und Heken, und stoßen Alles nieder, was ihnen vorkommt. Daher es auch, in der Ebene, verboten ist, den Kuhreihen zu singen, oder zu spielen.

Gegen die Viehseuche sind, in allen Gebirgen der Schweiz, Graubündten ausgenommen, die vortrefflichsten Anstalten getroffen, daher auch niemals eine solche Seuche dort eingerissen ist, oder, so

lange

lange die Vorschriften befolgt werden, künftig einreissen kann. "So schlecht die Polizei für die Gesundheit der Einwohner ist, so vortrefflich sorgt sie für das Vieh. In allen Ställen herrscht die genaueste Reinlichkeit. Mancher Senn (Hirt) hält seine Kühe sauberer, als sich selbst, und ist, bei Auswahl der Arzneien, für sein Vieh besorgter und behutsamer, als für seine kranke Frau."

Während die Kühe auf den Alpen sich befinden, wird im Thale, auf den Wiesen, der Winter-Vorrath eingesammelt. Die Wiesen werden des Jahres zwei mal gemähet, und das Heu wird, auf einem, mit Ochsen bespannten, Wagen, in die Scheune gefahren, wobei die Hirten ein fröhliches Erndte-Lied singen.

Ein lieblicher Geruch, aus tausenden vermenget,
Steigt, von der bunten Reih' gehäufter Kräuter, auf.
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winter-Speise,
Und ein frohlokend Lied begleitet ihre Reise.

Das Heu, welches, im Thale, während des Sommers, eingesammelt wird, ist bei weitem nicht hinreichend, um, über den Winter, alle die Kühe zu erhalten, die den Sommer über auf den Alpen

Nahrung finden. Jeden Herbst wird daher ein Theil des Viehes in das Ausland verkauft. Der große Viehmarkt für Italien ist, im Oktober, zu Lugano. Gegen das Ende des Septembers werden, jährlich, 1,500 bis 3000 Stük Hornvieh, und 300 Pferde, über den Gotthard nach Lugano getrieben. Eben so viel kommt dahin aus Graubündten, durch das Misoxer-Thal, und, aus Chiavenna und Veltlin, durch das Marobier-Thal. In der großen Ebene, zwischen der Stadt Bellinzona und dem Lago Maggiore, sammeln sich diese Heerden. Da das Vieh von den Alpen kommt, und des frischen Grases gewohnt ist: so vermiethen die Besizer der Wiesen in dieser Ebene dieselben sehr theuer. Die Hirten, oder Sennen, welche das Vieh nach Italien treiben, führen alle Geräthschaften mit sich, um, auf der Reise, überall, wo sie sich aufhalten, Käse verfertigen zu können. Die Kuh-Heerden sind, wie auf den Alpen, Sentenweise eingetheilt. Je auf zehen Kühe wird ein Zuchtstier mit verkauft.

Sind die Hirten der verschiedenen Kantone auf der schönen Ebene angekommen, und haben sie sich, gleich den Kalmükischen Horden, mit ihrem Viehe gelagert: so entsteht, zwischen ihnen, wie zwischen den Horden der Kalmüken, ein

Rang-

Rangstreit, über die Weide. Die Urner behaupten vor allen anderen den Vorzug, die Schwyzer vor den Unterwaldnern, diese aber vor den Luzernern und Zürchern. Berner-Hirten kommen nicht auf diesen Markt: sie verkaufen ihr Vieh an die Unterwaldner. Haben sich nun endlich die Hirten, nach manchen Kämpfen und harten Schlägen, über das Stük Weide verglichen, welches jeder von ihnen ausschließend miethen und beziehen soll: so sezt sich die ganze ungeheure Schaar von Menschen und Thieren in Bewegung, und trennt sich in einzelne Theile, deren jeder das ihm angewiesene Stük Wiesenland bezieht. Vor jeder Schaar geht der Knecht des Hirten voraus; dann folgen die Kühe. Die erste ist mit der großen Gloke geziert; der zweiten ist der Einfüßige Melkstuhl an die Hörner gebunden; der dritten der Milchkübel; der vierten das Salbhorn; der fünften ein Gefäß mit Salz. Nach den Kühen kommen die Stiere; dann der Senn, oder der Käsebereiter; endlich der Eigenthümer. Da läuten die Gloken, jubeln die Hirten, ertönet der Kuhreihen, muhen die Kühe, blöken die Kälber, daß das Freudengeschrei von den benachbarten Bergen wiederschallet.

Alles Geräth, zum Melken sowohl, als zur Käs-Bereitung, wird den Italienern, zugleich mit den Kühen, verkauft. Die Italiener kaufen kein

anderes

anderes Schweizer-Vieh, als das eine braune Farbe hat.

Ungeachtet nun die Kühe, von dem mageren und kurzen Grase der Alpen, in die, gut gewässerten, fetten Mayländischen Wiesen, um Lodi und Pavia, kommen, welche viermal des Jahres gemähet werden können, und wo die, unter dem Nahmen Parmesan-Käse bekannten, vortrefflichen Käse verfertigt werden, arten diese Schweizerkühe dennoch bald aus. Die braunen werden bald aschgrau. Sie verlieren Fleisch und Milch, bekommen lange Hörner, schlanke Füße, "und arten beinahe zu einem eleganten Thiere aus." Im Jahre 1786 wurden 11,829 Stük Hornvieh nach Italien verkauft.

Der größte Theil der Schweizer-Alpen sind Gemein-Alpen. Diese bringen aber nur den Wohlhabenden und Reichen, nicht den Armen, Nuzen. Die Regel ist, daß Jeder so viele Kühe des Sommers nach der Gemein-Alp senden darf, als er des Winters zu überwintern vermag. Derjenige also, der die meisten Güter im Thale besizt, zieht auch den größten Nuzen von den Gemein-Alpen. Ein Aelpler, der Kühe auf die Alpen treiben will, muß so viel an Gütern im Thale besizen, daß er diese Kühe überwintern kann: sonst hat er kein Kuhrecht. Daher werden die

Kuh-

Kuhrechte auf den Alpen immer mit den Gütern im Thale zugleich verkauft. Eben so können auch die Gemein-Wälder nur von den Reichen benuzt werden. Jedem Mitgliede der Gemeinde, welches ein Haus bauen will, wird das Holz dazu, aus dem Gemein-Walde, umsonst verabfolgt: wer aber kein Haus zu bauen vermag, der erhält auch kein Holz.

"In diesem Lande," sagt Ramond, "scheint Alles, der Boden sowohl, als die Menschen, bloß um des Viehes willen vorhanden. Den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Viehes muß alles Uebrige nachstehen. Ueberall erblikt man weitläuftige Weiden, selten einmal ein Akerfeld; überall große, bequeme Ställe, und kleine enge Häuser. Man sieht durchaus, daß hier die Menschen dem Viehe untergeordnet sind. Um das Eigenthum der verschiedenen Heerden von einander abzusondern, werden dicke Heken gepflanzt, welche, ohne alle Rükficht, auch über den Fußsteig fortlaufen, und über welche der arme Reisende zu steigen sich genöthigt sieht. Man hat indessen, aus einigem Mitleiden mit dem Menschengeschlechte, auf beiden Seiten der Heke, große Steine hingelegt, die das Ueberschreiten erleichtern sollen. Dergleichen Ueberschreitungen sind jeden Augenblik nöthig, und vermehren sehr das Beschwerliche der Bergreisen."

In

In den Alpen hauset, hier und da, unter den Hirten, ein Einsiedler, welcher sich der menschlichen Gesellschaft entzieht, und, bei wenigen Bedürfnissen, ganz abgesondert, in völliger Unabhängigkeit und Zufriedenheit, lebt. Dergleichen finden sich vorzüglich in Appenzell Inner-Roden. "Einst," erzählt der ehrliche Walser, welcher über achtzig Jahre in den Alpen und deren Nachbarschaft gelebt hat, "einst ging ich, mit einem Gemsen-Jäger, in die Alpen von Inner-Roden. Wir kletterten einen hohen, steilen Berg hinauf. Da sah ich, an den Felsen, ein kleines Hüttchen hangen. Ich fragte den Jäger: was das bedeute? Er sagte: "Hier wohnet ein junger Mensch, mit sechs Ziegen, den ganzen Sommer über. Er kauft Nichts, als Salz, und lebt bloß von der Milch, welche ihm die sechs Ziegen liefern." Ich war neugierig, den Mann zu sehen. Wir gingen, durch einen gefährlichen Fußsteig, zu seiner Hütte. Der Mann war schön von Angesicht, stark und fett von Körper, und eines freudigen, aufgewekten Geistes, mit rothen Baken und schneeweißen Zähnen. Er lebte in völliger Zufriedenheit." a)

Die außerordentlich große Durchsichtigkeit der Luft, die in diesen Alpen-Regionen herrscht, verursacht, daß die entferntesten Gegenstände sich mit einer

a) Walser's Schweizer-Geographie S. 159.

einer Deutlichkeit dem Auge darstellen, die der betrogene Sinn des Gesichtes ihrer großen Nähe zuschreibt. Der Reisende, welcher aus der Ebene kommt, täuscht sich daher unzählige mal. So erzählt Ramond: "In dem tiefen Abgrunde, an dessen Rande wir fortgingen, erblikten wir, nach einander, zwei Seen, den Trübli-See und den Engstler-See. Der Durchmesser derselben schien uns äußerst klein. Endlich aber erkannten wir, daß derselbe weit größer wäre, als er uns vorgekommen war: denn wir sahen jetzt, daß das, was wir für Farrenkräuter am Ufer des Sees gehalten hatten, einzeln stehende Tannen wären. Wir konnten uns kaum vorstellen, daß es Bäume sein sollten. So sehr irrt man sich, über die Größe und Entfernung der Gegenstände, wann man der, auf den hohen Alpen verhandenen, Durchsichtigkeit der Luft nicht gewohnt ist!"

Die Weiden auf den höheren Alpen sind, durch alte Tannenwälder und große Wüsteneien, von einander getrennt. Ueberall trifft man, in diesen Wäldern, auf Spuren eines hohen Alters und mannigfaltiger Zerstörung. Eine unzählbare Menge von Bäumen liegt auf der Erde, durch Winde, Schneelavinen und Waldwasser, entwurzelt, oder unter dem Gewichte ihrer Jahre erliegend. Granitblöke, die von den benachbarten Gebirgen sich

los

los trennten, liegen in der Einöde zerstreut. Im Schatten des Einen wächst ein Strauch, aus dem anderen erhebt sich eine Tanne. Dieser Blok macht eine Insel in dem Waldstrome; jener liegt so lose an dem steilen Abhange des Berges, daß sein Sturz unaufhörlich den benachbarten Bäumen den Untergang droht a).

Auf den Alpen wächst eine kleine Anzahl äußerst giftiger Pflanzen. Das Vieh lernt sie bald kennen, und meidet sie. Doch gibt es, unter dem jüngeren Theile der Heerde, noch viele Unerfahrne, die dergleichen zuweilen fressen, und krank darnach werden, oder umkommen. So wie alle Pflanzen auf den Alpen die Eigenschaften ihrer Gattung und Art in erhöhtem Grade besizen: so ist auch das Akonitum, oder das Giftkraut, nicht nur dem Viehe, sondern dem Menschen selbst gefährlich. Der Hr. von Pfyffer, zu Luzern, kannte ein Braut-Paar, welches, mit einem Strauße von den Blumen dieses Krautes in der Hand, den ganzen Abend tanzte, und in der darauf folgenden Nacht starb. Man fühlt den Arm eingeschlafen und betäubt, wann man einige Stauden dieser tödtlichen Pflanze auch nur kurze Zeit in der Hand hält.

Hier

a) *Ramond* Band 1. S. 266.

Hier und da findet sich, auch auf den höheren Alpen, besonders in Graubündten und Wallis, noch eine Spur von der Herrschaft, welche das mächtigste Volk der alten Welt, das Volk der Römer, über dieses Land ausübte. In Trümmern liegende Thürme, oder verfallene Mauern, die mit Gesträuch und Buschwerk überwachsen sind, und von Schaafen, oder Ziegen, abgenagt werden. Nichts erinnert so erschütternd an die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der menschlichen Dinge, als ein solcher Anblik "Hier, am Fuße des Berges, auf dem ich wohne, sieht man einen ärmlichen Ueberrest von einem alten Gemäuer, der noch jezt die Cäsars-Mauer genannt wird. Eine Ziege nagte an den Dornen, die diese Mauer halb verstekten, und war sehr geschäfftig, den zerbrökelten Mörtel mit den Füßen zur Seite zu werfen, als ich erfuhr, daß Julius Cäsar gebauet habe, was diese Ziege zerstörte." a)

Die Alpen haben ihre eigene Mythologie, die sich, unter den abergläubigen Hirten, von Einer Generation zur anderen fortpflanzt, und auf die sonderbaren Natur- und Kunst-Erscheinungen in diesen hohen Gebirgen sich gründet. Auch durch diese

a) Schweizer-Briefe an Cäcilien. Bd. 2. S. 16.

diese Natur-Mythologie unterscheidet sich die Schweiz von allen anderen Ländern Europens.

Reiset man von Geschinen nach dem Urseren-Thale, durch die Schöllinen, so kommt man durch eine der merkwürdigsten Gegenden, die der bewohnte Erdboden dem Erstaunen des Wanderers darbietet. Die Schweizer haben hier unglaubliche Schwierigkeiten überwunden. Neben den schreklichsten Abgründen geht der Weg anhaltend fort, und zwar immer gerade zu, ohne irgend einem vorkommenden Hindernisse auszuweichen. Wo der senkrechte Fels keinen Vorsprung gewährt, der breit genug wäre, sind künstliche Gewölber und Dämme an den Felsen angebauet, über die der Weg sich hinzieht; wo ein Abgrund die Felsen trennt, sind dieselben, durch die künstlichsten und dreistesten, über den Abgrund hingeworfenen, Brüken, die jemals erbauet worden, mit einander vereinigt; wo senkrechte Felsen den Weg gänzlich verschließen, und eine, dem Menschen undurchdringlich scheinende, Felsenwand sich darstellt, ist, mitten durch den Granitfelsen, eine, achtzig Schritt lange, Oeffnung gegraben worden. Vergeblich erkundigt sich der Reisende, bei den Anwohnern, nach dem Urheber dieser Erstaunenswürdigen Werke: vergeblich frägt er nach dem großen Manne, der zu dieser Straße den Plan entwarf, und die fünf

kunstreichen Brüken bauete, welche die verschiedenen Theile des Weges mit einander vereinigen. Das Volk hat seinen Wohlthäter vergessen, und schreibt das, übermenschlich scheinende, Werk, dem Teufel zu. Es schreibt dem Teufel die bewundernswürdige Arbeit zu, die es, in der Ungewißheit ihres Ursprunges, einem Engel zuschreiben sollte a). Die Alpen-Mythologie sagt, der Teufel habe, durch einen hingeworfenen Felsenblok, den man noch zeigt, sein eigenes Werk wieder zerstören, und die oberste Brüke einstürzen wollen.

Das Urseren-Thal, eines der höchsten bewohnten Thäler in der Welt, ist außerordentlich fruchtbar. Nur fehlt es demselben an Holz, weil die Schnee-Lauinen die alten Wälder zerstört haben, und neu angesäete Tannen, aus Mangel an Schatten, und an Schuz vor den Winden, den ihnen vormals die alten Tannen gewährten, nunmehr nicht fortkommen. Dieser natürlichen Ursache schreiben aber die Einwohner des Urseren-Thales ihren Holzmangel nicht zu, sondern sie behaupten: ein Zauberer, eifersüchtig darüber, daß ihr Thal ein irdisches Paradies gewesen, hätte, durch den Bliz, ihre Wälder angezündet und abgebrannt, nachher aber das Thal bezaubert, so, das jezt kein Holz mehr in demselben wachsen könne.

a) Ramond Band 1. S. 208.

Außer der Teufelsbrüke am Gotthарde, gibt es noch einige andere künstliche Brüken in den Alpen, deren Erbauung die Legende dem Teufel zuschreibt. Ramond macht hierbei eine treffliche Bemerkung. "Alle diese Brüken," sagt er, "sind vor ungefähr zwei Jahrhunderten erbauet worden. Sie fallen in die Zeit, welche auf die, im Freiheits-Kriege erfochtenen, Siege folgte. Nachdem die Schweizer unabhängig geworden waren, richteten sie die Kraft, mit welcher sie bisher gegen die Tyrannei gestritten hatten, gegen die Natur. Keine Nation geht plözlich von der Thätigkeit zur Ruhe über, und das Jahrhundert, welches auf eine unruhige Zeit folgt, ist öfters das Jahrhundert des Genies." a)

In der Engstler-Alp, im Kantone Bern, ist ein Brunn, welcher im Frühjahre anfängt zu fließen, und im Herbste wiederum aufhört, welcher auch nur des Tages, niemals des Nachts fließt. Er fließt nämlich nur dann, wann die Sonne heiß genug scheint, um den benachbarten Schnee zu schmelzen; also nur im Sommer, und nur bei Tage. Die Hirten aber nennen diesen Brunn den Engstler-Wunderbrunn. Sie erzählen, es fange derselbe zu der Zeit zu fließen an, da das Vieh nach den Alpen komme, und seines Wassers bedür-

a) Ebendaselbst S. 211.

bedürfe, zu der Zeit aber, da das Vieh die Alpen verlasse, höre derselbe zu fließen auf, so wie auch des Nachts, da das Vieh des Saufens nicht bedürfe. Diese Legende macht den Hirten den sonderbaren Brunnen heilig und ehrwürdig. Wären sie Heiden, so würden sie die Nymphe desselben, durch Gebete und Opfer, sich günstig zu erhalten suchen.

Die guten ehrlichen Hirtenvölker der Alpen haben auch, wie vormals die Griechen, eine Ueberlieferung von einem goldenen Zeitalter. Damals war, wie sie versichern, noch überall, auf den Alpen, fruchtbare Weide, und ewiges Eis bedekte noch nicht den schönsten Theil derselben. Damals waren die, jezt so häufig hier vorkommenden, Gift-Pflanzen, das Akonitum und andere, dem Viehe gesund, und dem Menschen nicht schädlich. Damals fraßen die Kühe, ohne Schaden, die giftige Wolfsmilch, welche einige Alpen beinahe ganz überzieht, und gaben desto mehr Milch. Drei mal des Tages wurden damals die Kühe gemolken. Allein die Laster der Menschen machten den Zorn des Himmels rege, und das ewige Eis der Gletscher überzog, zur Strafe, den grünen Teppich des Alpen-Rasens a).

a) Ebendaselbst S. 281.

Mitten in den, so fruchtbaren, Klarider-Alpen, welche zwischen den Kantonen Glaris und Uri liegen, ist ein Gletscher entstanden. Schnee, welcher niemals schmilzt, bedekt eine Streke, wo, noch vor zweihundert Jahren, zahlreiche Heerden weideten. Die Mythologie der Aelpler hat auch diese Begebenheit mit einer Erzählung verknüpft, welche den Grund einer so großen Veränderung erklären soll. Die Alp gehörte, sagen sie, vor zweihundert Jahren, einem reichen Hirten, welcher ein Mädchen unterhielt, das er mit auf die Alpen zu nehmen pflegte. Ihr zu lieb lebte er äußerst verschwenderisch; so sehr, daß er einst, als sie sich, bei einem starken Regen, in dem Stalle befand, den ganzen Weg, von da bis zu dem Wohnhause, mit großen Käsen belegte, damit sie trokenes Fußes herüber gehen möchte. Eines Tages kam die arme Mutter dieses Hirten, der es am Nothwendigsten fehlte, zu ihrem Sohne auf diese Alpen, und bat um Milch, zur Stillung ihres Hungers. Der unnatürliche Sohn verweigerte ihr die Bitte, mit harten Worten. Da rief sie Gott an, daß er ein so abscheuliches Betragen nicht ungestraft möchte hingehen lassen. Das Gebet ward erhört; die Erde that sich auf, verschlang den Hirten, nebst seiner Lustdirne, und von ewigem Eise erstarrte die Gegend umher.

Die

Die wunderbaren Geschichten von Drachen und Lindwürmern in den Alpen, die man noch bei Scheuchzer und Wagner findet, und die mit der Geschichte der Lernäischen Schlange in der Griechischen Mythologie eine auffallende Aehnlichkeit haben, sind jezt vergessen, und kommen in der Alpen-Mythologie nicht mehr vor.

Auf den höchsten Gebirgen finden sich Löcher von unergründlicher Tiefe. In diese verbietet die Fabel-Lehre der Aelpler, Steine zu werfen, weil sonst ein Gewitter entstehe.

Auch die Naturgeschichte der Alpen haben diese Hirten, durch die sonderbarsten Fabeln, verunstaltet. Von den Murmelthieren erzählen sie: "Mitten „im Sommer, im Ausgange des Heumonats, ge„hen die Murmelthiere, gerade ob ihren Löchern, „auf den Berg, beissen dann die beßten Alpen„kräuter ab, und lassen sie an der Sonne, wie „das Heu, dürr werden. Hernach tragen sie das „gedörrte Heu an einen Haufen, gerade über ihrer „Höhle. Da muß denn das Weibchen auf den „Rüken liegen, und seine vier Füsse in die Höhe „streken. Das Männchen nimmt das Heu, und „legt es dem Weibchen zwischen die ausgestrekten „Beine, auf den Bauch. Das Weibchen pakt das „Heu an, bis mehr kommt; und wenn es genug „mit Heu beladen ist, so nimmt das Männchen

„des Weibchens Schwanz in das Maul, zwischen „die Zähne, und zieht es den Berg hinunter, bis vor „die Höhle. Alsdann tragen sie beide das Heu „in die Höhle, und lassen es, bis auf den Früh„ling, als einen Vorrath liegen." a)

Von den Igeln dichtet der Aelpler: "Im „Herbste steigen sie auf die Bäume, und schütteln „die zeitigen Aepfel herab. Nachher streken sie „ihre spizigen Stacheln aus, und wälzen sich auf „den Aepfeln herum. Da stekt dann der Igel „voller Aepfel. Er trägt sie in die Höhle. Das „Weibchen löset die Aepfel von den Stacheln ab, „und beide bewahren nachher dieselben in ihrer „Höhle, zur Nahrung, den Winter über." b)

Diese Dichtungen der Aelpler sind äußerst karakteristisch. Sie lassen die Thiere eben so, mit Heu und Früchten, auf den Winter sich versorgen, wie sie selbst zu thun pflegen.

Das Hirtenvolk der Alpen ist ein halb Nomadisches Volk, welches mehrmals des Jahres seine Wohnung ändert. Wer im Sommer die Alpen bereiset, der trifft zuverläßig hier oder da auf Eine, oder mehr, wandernde Familien, welche, mit ihrer Heerde, ihren hölzernen Milchgeräthschaften, und ihren kupfernen Kesseln zum Kochen des Käses, von einer Alp auf die andere ziehen.

Daher

a) Walser's Schweizer-Geographie S. 516.
b) Ebendaselbst. S. 517.

Daher kommt es, daß auf den Alpen weit mehr Häuser vorhanden sind, als die Bevölkerung erfordert. Dieselbe Familie bedarf, auf jedem neuen Wohnplaze, den sie bezieht, auch einer neuen Wohnung; und, da der Alpen-Hirt äußerst reinlich ist, und niemals mit seinem Viehe unter Einem Dache wohnt, einer doppelten Wohnung. Jeder bemittelte Mann hat daher mehrere Häuser. In den Bergen sind wenig Dörfer. Die Häuser stehen alle einzeln. Jede Wiese hat ihr eigenes hölzernes Haus, welches aus einer Scheune für das Heu, und aus einem Stalle für das Vieh besteht. Auf großen Wiesen stehen große Häuser; auf kleineren kleine. "So weit das Auge reicht, erblikt man, am Fuße schroffer Felsen, Wiesen ohne Zahl, und in jeder Wiese eine hölzerne Hütte." Diese Hütten kleben an dem Rüken steiler Berge, auf guten Weiden, zwischen dem Walde, und sind mit zahlreichen blökenden Heerden umringt. "Die Gipfel dieser Berge werden durch die Wolken fast unaufhörlich umhüllet, und von Luft und Regen verwittert. Neben den herunter gestürzten Trümmern, ruhen, im fetten Grase, die Heerden. Indessen fliehen, zwischen den hohen Klippen, schüchterne Gemsen, und in den Lüften bemerkt man, einer Wolke gleich, den schwarzen Adler der Alpen."

Die Alpen bringen ein feines und zartes Gras hervor, welches dem Viehe eine vortreffliche Nahrung gewährt. Daher die, so außerordentliche, Fettigkeit der Milch. Nachdem diese abgerahmet worden, ist sie doch immer noch beßer, als, in der Ebene, die Milch mit dem Rahme. Alle Alpen-Pflanzen haben einen eigenen, mehr oder weniger gewürzhaften, Geruch. Ja, sogar die Blumen aus der Ebene erhalten einen weit stärkeren und durchdringenderen Geruch, wann sie auf die Alpen verpflanzt werden. "Die Rosen, die man uns schenkte," sagt Meiners, "hatten einen so ungewöhnlichen und eigenthümlichen Wohlgeruch, daß ich jedesmal, wenn ich ihre süßen Düfte einsog, nießen mußte, als wenn ich Tabak genommen hätte." a) Sogar Pflanzen, die in der Ebene keinen Geruch haben, wie die gemeine Ranunkel, dufren Wohlgeruch in der reinen Bergluft b).

Allein

a) Briefe. Band 2.

b) Haller's kleine Schriften Bd. 3. S. 148. Ein schwärmerischer Deutscher Schriftsteller, dem es nicht an Stoßkraft fehlt, und der in der Holländischen Revolution sowohl, als in der Schweizerischen, eine untergeordnete, aber nur zu thätige, Rolle gespielt hat, Herr Affsprung, drukt sein Entzüken, über die herrlichen Alpenweiden, auf folgende abenteuerliche Weise aus: "Wir kamen

in

Allein diese zarten, süß duftenden und wohlriechenden Alpen-Kräuter, sind es nicht, die Wohlstand und Zufriedenheit, vermöge der Viehzucht, über die Einwohner verbreiten. Die Pyrenäen haben eben so hohe Berge, eben so Grasreiche und süß duftende Alpen-Thäler, eben so zarten und feinen Rasen, welcher aber nur den Gemsen und Berghasen zur Speise dient. Es fehlt dort an Menschen und an Viehzucht, weil es an Freiheit fehlt. Diese bevölkert die Schweizer-Gebirge; ihr Mangel entvölkert die Pyrenäen. "Holland, welches an Landes-Früchten so arm ist, handelt eben so stark mit Butter, als mit Käse. Die Spanier, das Volk, dem die Pyrenäischen Thäler, die Ebenen Estremadurens und das Elysium Andalusien, die schönsten Wiesen vergeblich darbieten: dieses Volk, welchem die Araber mit Viehzucht, Wiesenbau und allem Arbeits-Fleiße, neunhundert Jahre hindurch vergeblich vorgeleuchtet haben — kaufen Butter von den Holländern."

Groß ist die Genügsamkeit des Hirten-Volkes. Unter diesen Hirten sind viele, selbst wohlhabende, die

in ein liebliches Thal, welches so schöne, köstliche Futterkräuter hat, daß man fast in die Versuchung kommt, sich Stiers Natur und Wesen zu wünschen, um an dieser ungemein anmuthigen Weide Theil nehmen zu können." (Reise S. 178.) Welch ein Wunsch!

die niemals Wein gekostet haben, und die mehrere Monate des Jahres, so lang sie sich nämlich auf den höheren Alpen aufhalten, kein Brot zu sehen bekommen. Milch und Käs sind alsdann ihre einzige Nahrung. Noch gibt es, im Wallis, ganze Thäler, die weder Schrift, noch Brot kennen a).

"Hier dehnt sich, eine halbe Meile lang, ein altes Dorf, dessen Häuser von Lerchenholz, durch den Lauf der Zeiten, schwarz geworden sind. Um und um, tief am Ufer, und oben auf den Hügeln, sieht man zahllose Hütten. Hier genießen die zufriedensten und gütigsten der Menschen eine unveränderliche Glükseligkeit: als wäre der Mensch gut und glüklich durch die Natur, das Gegentheil durch sich .... Ich liebe jene Hütten über den Wolken, jene Weiden, welche aufgehangen scheinen in der halbätherischen Luft. Ich liebe diese fetten Wiesen des Thales, diese Dörfer von Holz, bei denen, am Ufer klarer Bäche, auf der großen Tapete vom lebhaftesten Grüne und von wollustathmenden Blumen, die schönsten Schweizer-Mädchen wohnen. Ich liebe dieses Volk. Voll der Unschuld alter Sitten, hält es Blutsfreundschaft in hohen Ehren. Da umfasset Eine Hütte den Aeltervater, die Aeltermutter, und ihre zahlreiche Abkunft.

a) Müllers Geschichte der Schweiz. Bd. 1. S. 113.

kunft. Bruder und Schwester, Schwiegersohn, Schwiegertochter, und ihre Kinder, haben Ein Herz und Einen Beutel."

Hier, wo die Heerde, läutend,
Im Blumengrase geht;
Und, Wohlgeruch verbreitend,
Die Bergluft milder weht;
Wo, von der Enziane
Und Anemon' umblüht,
Auf seidnem Rasenplane
Die Alpenrose glüht.

Sehr richtig ist die Bemerkung des Herrn von Müller a): es sei darum mehr Freiheit, und überhaupt mehr Wohlstand, in dem Hirten-Lande der Schweizer, als auf den Feldern eben dieses Volkes, weil die Viehzucht wenig erfordere, weil ihr Gewinn fast nie fehle, und weil der Hirt bei seiner Heerde und Hütte bleibe, und niemals in die Stadt ziehe. Auch die folgende Schilderung desselben berühmten Schriftstellers ist, bis auf den kleinsten Zug, der Natur gemäß.

"Das Volk lebt in vielen Dorfschaften, deren Häuser meistens, wie bei den alten Deutschen, auf Wiesen, schönen Hügeln, und an Quellen, einzeln lie-

a) Geschichte der Schweiz Band 1. S. 155.

liegen. Es hat gewisse, alt hergebrachte, eingepflanzte Grundsäze. Wenn Fremde dawider unauflösliche Einwürfe machen, so werden sie selbst verdächtig, und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil, in dem einförmigen Gange des Lebens der Hirten, jeder Tag demselben Tage des vorigen und folgenden Jahres gleich ist. Man spricht nicht viel, und bemerkt für immer. Denn sie haben, in den einsamen Hütten, zum Nachdenken ruhige Muße. Die Gedanken theilen sie einander mit, wann, an Festtagen, das ganze Volk vom Gebirge bei der Kirche zusammen fließt. Wer den eigentlichen Landmann betrachtet, findet, bis auf diesen Tag, ein Freiheitstolzes Volk zu Schwyz; ein frommes, altgesittetes, im Lande Unterwalden; und zu Uri ein gar biederes, Eidgenößischgesinntes Volk . . . . So hoch in das Gebirg, als das Gras fortkommen kann, wohnen Hirten und Heerden, indessen Asien wüste liegt, weil das einzige Glük des Oberlandes, die Freiheit, ihm fehlt." a)

Was für einen verschiedenen Einfluß Sklaverei und Freiheit auch auf das Physische des Menschen haben, davon sieht man im Waatlande und zu Genf den auffallendsten Beweis. Zu Vevay z. B. trennt

a) Geschichte der Schweiz Band 1. S. 426 und 604.

trennt nur ein schmaler Arm des Sees die freien Schweizer von den, unter harter Knechtschaft schmachtenden, Savoyern. Alle Markt-Tage kommen diese über den See gefahren, um die Erzeugnisse ihres Landes zu verkaufen. Aber welch ein trauriger Anblik! "Diese elenden Geschöpfe," sagt Sulzer, "besonders die Weiber, sind mit so schmuzigen, so gar keine bestimmte Form an sich habenden, Lappen behangen, an Gestalt und Gesicht so häßlich, daß man in der That Mühe hat, die edle menschliche Gestalt an ihnen zu entdeken." Genau dieselbe Bemerkung machte Meiners zu Genf: "Von den Savoyarden," sagt er, "kommen fast täglich viele hunderte in die Stadt, um ihre Produkte abzusezen, und das Benöthigte wieder einzukaufen. Die elenden schwarzen Lumpen und Kleidungsstüke, womit sie kaum bedekt sind, und die ihren, ohne das traurigen Anblik, noch trauriger machen; ihre Zigeunermässige Farbe; ihre schlaffe Lederhafte Haut; ihre entfleischten Gesichter und Hände; ihre schwarzen, starken, ins Gesicht hangenden Haare; ihr starrer Blik, erinnerten mich an die Beschreibungen und Zeichnungen, die ich von den Feuerländern, Neu-Holländern, und anderen Halbmenschen, so oft, mit Bedauern und Erstaunen, gesehen und gelesen hatte."

O Freiheit! großer Nahme!
Hier darf ich noch dich nennen!
Hier darf die Wange brennen,
In ächter Freuden Glut!
Dich kannten arme Hirten:
Doch stolze Weise irrten
Weit von dir ab, und schänden
Dich mit des Lasters Wuth!

Der Alpen-Hirt hat in Allem etwas Eigenes und Originelles, sogar in seiner Unmäßigkeit. Es ist noch eben nicht lange, seitdem der Hirt den Kaffee kennen gelernt hat. Seit er ihn aber kennt, trinkt er denselben in unglaublicher Menge. In einigen Bergthälern werden ordentliche Kaffee-Gelage gehalten, z. B. im Saanen-Thale. Ein solches Gelag dauert zwei bis drei Tage. Männer, Weiber und Mädchen, versammeln sich, bei einer Hütte, auf dem Gipfel eines der nächsten Berge. Die Jünglinge schaffen Musik und Wein herbei, die Mädchen Zuker, Milch und Kaffee. Alsdann wird der große kupferne Käse-Kessel über das Feuer gesezt, und eine ungeheure Menge Kaffee-Pulver wird, mit Wasser und vielem Rahme, in demselben gekocht. Ganze Zukerhüte werden hinein gestürzt. Indessen lagert sich die zahlreiche Kaffee-Gesellschaft, um die Hütte her, auf das Gras.

In

In großen Schüsseln wird der Kaffee aufgetragen, und, mit hölzernen Löffeln, aus denselben eingeschlukt. Bonstetten, der diese Nachricht bestätigt, erzählt noch folgende karakteristische Anekdote. "Ein Mann aus der Ebene bat einen Freund von Saanen auf Sonntags Morgens zum Kaffee. Dieser kam, als zur Kirche geläutet wurde, trank acht Tassen, stand eilfertig auf, und entschuldigte sich, daß er nicht Muße habe, heute Kaffee bei ihm zu trinken."

Das Kaffee-Trinken ist leider! an vielen Orten in den Gebirgen, schon so allgemein, daß manche Familie denselben regelmäßig zweimal des Tages trinkt. Arme, die den Zuker nicht zu bezahlen vermögen, würzen den Kaffee mit Salz.

Thee trinkt der Alpen-Hirt selten: wann er ihn aber trinkt, dann niemals anders, als mit Zimmt und Safran.

Hingegen wird Wein in den Alpen im Ganzen nur selten getrunken; starke Getränke noch seltener. Ich erinnere mich nicht, daß mir, auf allen meinen Alpen-Reisen, ein einziger Betrunkener vorgekommen wäre. Der Trunkenheit und Völlerei wird das Hirten-Volk der Alpen gewiß mit Unrecht beschuldigt.

Herr Hofrath Meiners hatte gehört, daß, im Kantone Appenzell, die Mädchen sich schmink-

ten, und daß sogar die venerische Krankheit in jene Gebirge eingedrungen wäre. Nach sorgfältigst eingezogener Erkundigung, kann versichert werden, daß dieses Gerücht nicht gegründet ist. Die, von Natur hochrothen, Wangen der derben Appenzellerinnen, werden bloß aus dem krystallhellen Bache geschminkt, welcher vor der väterlichen Hütte vorbei fließt; und von jener scheußlichen Krankheit wissen die Appenzeller, wie ihre Aerzte bezeugen, bis jezt noch nichts. Auch sind die Sitten so streng, daß Ausschweifungen des Geschlechtstriebes von der öffentlichen Meinung auf das Strengste geahndet, und von den Gesezen auf das Härteste bestraft werden, daher sie äußerst selten vorkommen. Die Toilette der Appenzellerinnen wird, wie die aller übrigen Bewohnerinnen der Alpen, öffentlich besorgt. Mehrmals habe ich das Glük gehabt, ein Zeuge derselben zu sein, und dieselbe jederzeit völlig so gefunden, wie sie von Hrn. De Lüc beschrieben wird. "Wir hatten das Vergnügen," sagt er, "auf dem Wege der Toilette verschiedener jungen Mädchen beizuwohnen, die sie neben dem Brunnen aufgeschlagen. Ihre Gesichtsfarbe, welche selbst die Sonne nicht braun zu färben vermochte, war vom höchsten Grade der Schönheit. Ihre Haare, die in derselben Quelle gewaschen wurden, schmükten sie ohne alle Kunst, außer zweien langen Flechs-

Flechten. Darauf wurde dann ein kleiner Strohhut gefezt, der den Puz vollständig machte.

Neugierig sind die Aelpler außerordentlich. Sie leben so weit von der Unterwelt, und von aller Gemeinschaft mit den übrigen Menschen entfernt, daß Jeder, welcher daher kommt, gleichsam eine lebendige Zeitung für sie ist. Daher ist dann auch des Fragens kein Ende: gerade wie bei den Nord-Amerikanern, die, von der menschlichen Gesellschaft entfernt, in den inneren Theilen der neuen Welt leben, wohin sich nur selten ein Reisender verirrt.

Betriebsamkeit und Thätigkeit sind seltene Tugenden in dem Hirten-Lande. Das Hirten-Leben begünstigt dieselben nicht. Der Aelpler hat Alles, dessen er bedarf. Er empfindet keine Noth; er hat keinen Wunsch, den er nicht befriedigen könnte: wofür sollte er denn arbeiten? Wozu könnte Reichthum ihm nüzen? und warum sollte er sich Mühe geben, sich solchen zu erwerben?

So einsam der Aelpler, den Sommer über, seine Zeit, auf den hohen Alpen, zubringt; so gesellschaftlich lebt er des Winters. In den langen Winter-Abenden besuchen sich die benachbarten Familien. "In diesen nächtlichen Versammlungen, an welchen das andere Geschlecht gleichfalls Theil nimmt, wird jede Triebfeder des Genies in Bewegung gesezt, und die Gaben der natürlichen Be-

redtsamkeit, der guten Laune und der Satyre, aufgeboten. Alle Geschäffte, die, in den Augen des Volkes, einigen Grad von Wichtigkeit haben, werden daselbst abgehandelt. Der Greis erzählt der aufmerksamen Jugend die Begebenheiten der Vorwelt, und steigt, von seiner eigenen Geschichte, bis zu den fabelhaften Erzählungen des Alterthumes hinauf. Er nennt die Stammväter des Volkes, und bemerkt die Stätte ihrer ersten Wohnsize. Oft hält er sich bei dem Lobe seiner Väter, bei der Beschreibung ihrer ungekünstelten Lebensart und ihrer Sitten auf, und sucht alles das dem Jünglinge tief in das Gedächtniß einzuprägen, der keinen Umstand vergißt, welcher die Erzählung dereinst, auch in seinem Munde, anziehend machen könnte."

Ungeachtet, durch häufige Auswanderungen in fremde Kriegesdienste sowohl, als durch eine genauere Bekanntschaft mit Fremden, verschiedene karakteristische National-Züge verloren gegangen sind; ungeachtet die Wirksamkeit des Geldes, seit einigen Jahren, große Veränderungen in der Denkungsart der Aelpler hervorgebracht hat: sind dennoch verschiedene Laster, und auch jene Krankheit, welche die erste Quelle des menschlichen Daseins vergiftet, in den höheren Alpen-Thälern bisher unbekannt geblieben a).

" Einer

a) Schweizerisches Museum. 1785. S. 786.

"Einer der ersten Vorzüge des Schweizer-Käses ist seine Haltbarkeit gegen die Fäulniß, und seine Härte, die ihn zur Versendung in fremde Länder geschikt macht. Er läßt sich ein ganzes Jahrhundert hindurch aufbehalten, wann er von Zeit zu Zeit gereinigt, und mit Spek geschmiert wird. Ehemals verwahrten die reicheren Oberländer eine ganze Sammlung solcher Käse, als Familienschäze, auf. Fast jeder derselben war dem Andenken irgend einer, in dem Schooße der Familie vorgefallenen, Begebenheit gewidmet. Und wann dem Fremden die seltene Ehre wiederfuhr, dieselben besehen zu dürfen, so wurde bei jedem, im Vorbeigange, eine kleine Geschichte erzählt. Seitdem aber die Käse so gut bezahlt werden (seit dem Amerikanischen Kriege) sind solche Sammlungen etwas seltener geworden."

Der Bevölkerung ist die Lebensart der Alpen-Hirten nicht günstig. Denn wann ein Wein-Bauer acht Knechte braucht, und ein Land-Bauer vier: so bedarf der reichste Hirt deren nur zwei. Es sind, dem zu folge, bei dieser Lebensart, die Reichen nicht gezwungen die Armen zu erhalten, indem sie sich von denselben Dienste leisten lassen: daher ist derjenige Hirt, der keine eigenen Kühe anzuschaffen vermag, meistens ein Bettler.

Von Verbesserungen weiß der Hirt auf den Alpen Nichts, und wendet sie nicht an, wann er sie auch kennt. Die Wiesen werden zwar gedüngt, aber nach keiner bestimmten Vorschrift; und von dem Wässern der Wiesen ist wenig bekannt.

Daß die Alpenbewohner, seit einigen Jahrhunderten, durch veränderte Lebensart und anhaltende Ruhe, mehr oder weniger ausgeartet sind, und nicht mehr die körperliche Stärke ihrer Vorfahren besizen; dieß kann wohl kaum geleugnet werden. Eine Bemerkung dringt sich indessen hier auf. Seitdem sie ausgeartet sind, sind sie weit größer und länger geworden. Wahre Stärke und körperliche Kraft findet sich nur bei einer mittleren Größe; mit der Ausartung des Menschen, mit seiner Abnahme an Kraft und Stärke, ist entweder Verlängerung des Körpers, oder Verkürzung desselben, verbunden. Je mehr sich der Körper dem Einen der beiden Extremen, dem Riesenthume oder dem Zwergthume, nähert, um so schwächer wird er. Die Alpenbewohner arten, wie die übrigen Bewohner kalter Nördlichen Länder, durch Zunahme der Größe aus; die Schweizer in der Ebene arten hingegen, gleich anderen Bewohnern Südlicher Länder, durch Abnahme der Größe aus. Die starke Rasse von mittlerer Größe ist heut zu Tage äußerst selten in der Schweiz. Selbst die derben

und

und starken, aber kleinen, Appenzeller, sind, seitdem Reichthum und Luxus sich bei ihnen eingeschlichen haben, schon merklich grösser geworden, und man findet schon unter ihnen lange, gestrekte, magere Schwächlinge, wie in manchen Provinzen Deutschlands. Die geringste körperliche Anstrengung ermüdet diese hoch aufgeschossenen Treibhaus-Pflanzen. In dem Zeughause zu Bern hat man längst die Bemerkung gemacht, daß die, daselbst in großer Anzahl aufbewahrten, Harnische der tapferen alten Schweizer, für die jezigen Berner viel zu klein sind. Dagegen sind die Schwerter und Keulen, welche diese kleinen kraftvollen Schweizer so siegreich zu führen wußten, so schwer, daß ihre langen schmächtigen Nachkommen dieselben kaum aus der Stelle zu rüken vermögen a). Auch die tapferen Römer waren bekanntlich ein kleines Volk.

Weil das Hirtenleben so wenige Menschen beschäfftigt, und doch, unter diesem Volke, so viele Menschen gezeugt werden: darum ist von jeher, unter demselben, die Auswanderung so auffallend groß gewesen. Der Ueberfluß von Menschen, den die Alpen hervorbringen, ging in auswärtige Kriegsdienste, nach Frankreich, Holland, Spanien, Sardinien, Piemont, Neapel. Die vierzigtausend Mann

a) *Ramond* T. 2. S. 246 in der Note.

Schweizer, welche in auswärtigen Diensten standen, waren lauter Söhne der Alpen, Ausgewanderte aus dem Hirten-Volke: die ebene Schweiz lieferte wenig, oder keine Rekruten; denn, bei ihren vielen Manufakturen, konnte sie alle Eingebohrnen zu Hause beschäfftigen. "Das Vaterland hat aber die Undankbarkeit seiner Kinder schrecklich gerächt; denn wie mancher kräftige Alpensohn ist, an dem Heimwehe, in das Grab gesunken!"

Vor allen körperlichen Arbeiten haben die Alpen-Hirten einen unüberwindlichen Abscheu, weil sie derselben gänzlich ungewohnt sind. Wenn man dem Alpen-Hirten erzählt, wie mühsam, und doch wie kümmerlich, der Deutsche Bauer sich nährt; so findet er die Erzählung kaum glaublich. Ueber den Unterschied zwischen dem Deutschen Feldbauenden Bauer und dem Schweizerischen Viehzucht treibenden, hat ein Deutscher Schriftsteller, der beide kannte, sehr treffende Bemerkungen gemacht, die ich hier einrüken will: "Die Schweiz," sagt er, "gibt jedem Beobachter hinlänglichen Stoff zu der Bemerkung, über den Unterschied, zwischen den Akerbauenden und Viehzucht treibenden Völkern. Wer sich auch nur ganz wenig in diesen Gegenden umgesehen hat, der wird sich leicht überzeugen, daß die Viehzucht weit einträglicher sein müße, und daß sie ihren Mann weit beßer nähre, als

der

der Akerbau; da die Hirten-Völker, mit ungleich weniger Arbeit, eben so viel, und weit mehr erwerben, und dabei viel besser leben, als die Akerbauenden. In diesem Falle befinden sich die Aelpler, die immer wohlhabend, oft sehr reich sind, sehr gut leben, und dabei nur einen kleinen Theil der Arbeiten verrichten, die den Getreidebauern beständig zu thun obliegen: daher man ihnen einige Trägheit, nicht mit Unrecht, zur Last legt. Wie oft habe ich nicht Gelegenheit gehabt, den Vergleich, zwischen diesen und unsern Deutschen Bauern, anzustellen, die, wenn jene sich gütlich thun, im sauren Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot verdienen; Tag und Nacht, so zu sagen, arbeiten; dem beständigen Wechsel der Witterung, der Hize und Kälte, ausgesezt sind; und, dessen ungeachtet, höchstens eben so gut, und nie beßer, als die Schweizerischen Hirten, leben. Wüßten die Landleute, in den Getreidereichen Gegenden Deutschlands, wo wir die Mittel kennen, Akerbau mit Viehzucht zu verbinden, und die lezte auf eine, den ersten begünstigende, Art zu betreiben, welch eine gemächliche Sache es um die Viehzucht ist: so würden sie derselben weniger abgeneigt sein, und man würde weniger Mühe haben, sie zur Vermehrung derselben, bis auf den Grad, den die Vollkommenheit des Akerbaues erheischet, zu bringen.

Unser Bauer glaubt, daß er verhungern müsse, wenn er nicht eben so viel Getreid, und andere Produkte, selbst bauet, als er verzehrt. Die Gebirgs-Schweizer hingegen bauen meistens gar kein Getreid! nicht weil ihr Land dazu völlig unfähig wäre, da dasselbe in allen Thälern vortrefflich gedeihen würde, sondern weil dazu zu viele Arbeit erfordert wird, und ihnen dieses zu mühselig ist. Sie kaufen lieber ihre Brotfrucht aus Schwaben, oder aus Italien, und treiben dagegen ihre Viehzucht, die ihnen mehr als hinlänglichen Gewinn abwirft, um sich Brot, und andere Bedürfnisse, anschaffen zu können." a)

Der Aberglaube des Alpen-Bewohners ist eben so groß, als seine Unwissenheit. Beide stehen jederzeit mit einander in dem genauesten Verhältnisse. "Auf den Alpen im Gsteig haben die Hirten jene Römische Gewohnheit, welche Plinius aufgezeichnet hat, nämlich, wenn sie von einem Unfalle sprechen, durch die Worte: Montag vorbehalten (wann es Montag ist) böser Vorbedeutung auszuweichen." Eine, noch vor wenigen Jahren, zu Glarus hingerichtete Hexe, gibt den Maaßstab der Aufklärung dieses Kantones. Die Sache wird erzählt werden, wann

von

a) Medicus über die Alpen-Wirthschaft S. 16.

von der Regierungs-Verfassung des genannten Kantones die Rede sein wird.

Vorzüglich abergläubig sind aber die katholischen Kantone. Das Volk wird von den Pfaffen, besonders von den Kapuzinern, gänzlich geleitet. Von ihnen erhält der Hirt den einzigen Unterricht, da ordentlich eingerichtete Schulen gar nicht vorhanden sind, und der katholische Hirt selten lesen oder schreiben lernt. "In einem Lande, wo die Menschen so zerstreut wohnen, wo alle Anläße und Gelegenheiten mangeln, Ideen zu berichtigen, Irrthümer zu zerstören, und Wahrheiten kennen zu lernen, hat der Pfaff das freieste Spiel. Er läuft überall umher, bemächtigt sich der Meinungen der Weiber und Männer; flößt, durch seine Grimaßen, den gutmüthigen und redlichen Menschen eine heilige Achtung für seine Person ein, und macht aus ihnen ein Werkzeug, welches er, nach seinen Absichten, stimmen und leiten kann." Am auffallendsten sieht man, wie sehr die Pfaffen den Aberglauben unterhalten, im Kantone Appenzell. Hier wohnen vier und zwanzig Kapuziner, lauter Ausländer. "Diese vier und zwanzig fremden Pfaffen erbetteln, von den Landleuten, nicht nur Alles, was sie bedürfen, sondern sie pumpen sogar den Ueberfluß dieser Hirten, ja selbst den lezten Kreuzer aus den Hän-

den der Armen, an sich. In dem Messe-Lesen findet die geistliche List ein heiliges Mittel, ungestraft die Taschen der Gläubigen zu leeren. Jede Messe kostet einen halben Gulden. Unter vier und zwanzig Kreuzern lieset sie kein Geistlicher. Jeder bemittelte Mann vermacht, vor seinem Tode, Summen Geldes, zu Hunderten von Messen. Für alle Kranken und Sechswöchnerinnen, für die Gesundheit der kranken Kuh und Ziege, für den guten Preis des Baumwollen-Garnes, für tausenderlei Dinge läßt der Inner-Röder (Appenzeller) Messe lesen. Die ärmste Frau bringt den lezten Gulden, um für die Seele ihres verstorbenen Mannes beten zu lassen. Die Weltgeistlichen erhalten oft acht, zehen, zwanzig Gulden, die Kapuziner aber dreißig, achtzig, bis hundert und zwanzig Gulden, auf Ein mal, für zu lesende Messen. Auch die Schulkinder bekommen bisweilen sechs bis acht Gulden, wofür sie, auf den Gräbern von Verstorbenen, eine gewisse Anzahl Gebete plappern müssen. Die Pfaffen und Geistlichen, mit dieser ansehnlichen Einnahme noch nicht zufrieden, treiben sogar Wucher mit dieser geistlichen Waare, um desto mehr übernehmen zu können. Nicht mehr als Eine Messe darf täglich gelesen werden. Jeder Pfarrer muß, vermöge seines Amtes, wöchentlich drei Messen lesen.

Es bleiben ihm daher nur vier Tage zu Lohnmessen. Um nicht drei Tage ohne Gewinn zu verlieren, schikt er seine drei Pflicht-Messen in ein armes Kloster, z. B. nach Frauenfeld im Thurgau, wo er für die Messe vierzehen Kreuzer bezahlt, während er drei, jede für einen halben Gulden, lieset. Eben so schiken die Kapuziner Summen, welche für dieses Land beträchtlich sind, nach anderen Orten, wo arme Mönche sehr wohlfeil die Messen abplappern, und gewinnen, auf diese Art, bei jeder die Hälfte, und noch mehr. Man sieht, daß dieser geistliche Handel nach christlichen Interessen betrieben wird! Mäkler und Zwischenhändler, die den Kours der verschiedenen Pfaffen-Pläze kennen, sind alte Weiber. Diese laufen umher, kaufen da Messen auf, wo sie hoch stehen, und verkaufen sie wieder dort, wo, für geringeren Lohn, diese Gaukelei verrichtet wird. Dergleichen schändliche Mißbräuche haben ihre festeste Stüze in abgeschmakten religiösen Vorurtheilen, welche der Mönch, mit allem Eifer des niedrigsten Eigennuzes, unter dem Volke aufrecht zu erhalten, und, vermittelst des Teufels und der Hölle, in die Gemüther fest zu wurzeln sucht .... Wenn Kinder krank werden, suchen die Eltern selten Hülfe, sondern laßen Messen und Passionen lesen, damit sie bald sterben mögen. Auf

diese Art kommen eine Menge Kinder um, welche leicht hätten erhalten werden können. Der Grund dieses unnatürlichen Wunsches liegt in dem Glauben, daß die Kinder, als unschuldige Wesen, gerade in den Himmel steigen. Dieses Vorurtheil ist, von den Pfaffen, in die Gemüther so fest gesezt, daß es Mütter gegeben hat, welche den Mord ihres Kindes für eine verdienstliche Handlung hielten, und denselben begangen haben würden, wenn sie sich nicht vor der bürgerlichen Strafe gefürchtet hätten, wie dieß die Beichten gezeigt haben. Die Weiber sind untröstlich, wenn sie ein todtes Kind gebähren, weil sie glauben, daß dasselbe ungetauft gerade in die Hölle fährt. Bei dem Tode kleiner Kinder sieht man daher äußerst selten Thränen fließen. Im Gegentheile, man freuet sich; alle Welt gratulirt; und es heißt: "Du hast nun einen Engel im Himmel." An dem Tage der Beerdigung des Kindes gehen die Eltern mit den Pathen in das Wirthshaus, und thun sich gütlich a). Alles, was hier gesagt wird, ist, wie ich aus eigener Beobachtung versichern kann, pünktlich und wörtlich wahr, so unglaublich es auch scheinen mag.

Um Weihnachten verkleiden sich, in Appenzell Inner-Roden, erwachsene Bursche als Bischöfe. Dann

a) Ebel Schilderung von Appenzell S. 166.

Dann ziehen sie, als heilige Nikolause, mit einem Gefolge von anderen Vermummten, welche allerlei Teufels-Gestalten vorstellen, umher. Sie gehen in die Häuser, schreken die Kinder, und examiniren dieselben aus dem katholischen Glauben. Die armen Kinder beten, den ganzen Tag vorher, Rosenkränze, und machen, für jeden, den sie gebetet haben, Einschnitte in Stöke, und daran dem heiligen Nikolaus ihre Frömmigkeit zu zeigen.

"Man spielt (in Appenzell Inner-Roden) häufig Karten, und andere Spiele. Die Münze, um welche gewöhnlich gespielt wird, sind Vater unser und Rosenkränze. Derjenige, welcher verliert, muß die verlorne Summe dieser Münze beten, oder von einem Armen beten lassen, dem er einige Kreuzer dafür gibt. Dieß geschieht nicht nur unter Kindern, sondern unter Erwachsenen, Angesehenen und Geistlichen. An gewissen festlichen Tagen geben die Kapuziner große Gastereien, wozu alle angesehenen Personen eingeladen werden. Hier wird um Skapulire gespielt. Wer zwölfe gewinnt, erhält eine Messe. Dieses Spiel ist für Welt-Geistliche besonders anziehend; denn je mehr Skapulire sie den Kapuzinern abgewinnen, desto mehr Messen übergeben sie ihnen, und desto mehr streichen sie Geld ohne Arbeit ein. An ver-

schiede-

schiedenen Tagen des Jahres wird nach der Scheibe geschoßen. Es ist Landes-Sitte, daß alle Landleute, welche sich verheirathen, oder ein Amt erhalten, etwas Geld in die Büchse der Scheiben-Schützen geben. Der Einkassirer derselben geht auch zu den Geistlichen, von denen jeder drei, vier, oder fünf Messen gibt; so viel jeder will. Diese Messen werden genau aufgeschrieben, und bei den verschiedenen Preisen vertheilt: z. B. der Schuß Numero sechs erhält, zwei Thaler und vier Messen."

Doch sind die katholischen Aelpler nicht allein abergläubig: die reformirten sind es nicht weniger, weil es ihnen an Unterricht mangelt; was ihrer Regierung und ihren Geistlichen wenig Ehre bringt. Die Alpen-Mythologie, von welcher oben (S. 177.) ausführlich gehandelt worden, ist unter ihnen nicht weniger allgemein, als unter den Katholiken, und gibt zuweilen zu den sonderbarsten Vorfällen Veranlaßung. Das folgende Beispiel wird von dem Aberglauben der reformirten Aelpler den vollständigsten Begriff geben. Ich erzähle dasselbe mit den eigenen Worten eines vortrefflichen Beobachters.

"Der Glaube an außerordentliche Wirkungen der Geister ist in diesen Gebirgen allgemein. Man trägt sogar kein Bedenken, die, bei den Gletschern vorgehenden, Veränderungen, dem Einflusse der-

selben

selben zuzuschreiben. Deßwegen haben die Bewohner des Grindelwald-Thales schon verschiedene mal ihre Zuflucht zu Beschwörungen genommen, wann die Gletscher sich ihren Besitzungen näherten. Gruner erwähnt eines solchen Versuches, der zu Anfange des achtzehenten Jahrhundertes gemacht worden. Allein noch in unseren Zeiten, im Jahre 1778, ereignete sich der folgende Vorfall. Die zwei Gletscher im Grindelwalde hatten, vom Jahre 1768 an, mit starken Schritten zugenommen, und lagen, im Jahre 1777, schon ganz unten im Thale. Ihre außerordentliche Höhe ließ eine noch weitere Ausbreitung befürchten, die den Untergang verschiedener, nahe gelegenen, Wiesen, zur Folge haben mußte. Das Andenken an die strengen Winter von 1768, 1769 und 1770, (die wahre Ursache dieser ungewöhnlichen Vergrößerung) mag, damals schon, dem Gedächtnisse der Anwohner entfallen gewesen sein. Desto beßer aber schienen sie sich der, oben erwähnten, Gletscher-Beschwörung zu Anfange des Jahrhundertes, und ihrer heilsamen Wirkungen zu erinnern. Die klügsten Köpfe des Ortes riethen die Wiederhohlung dieses Hülfsmittels. Ihr Ausspruch trug sich, mit vielem Beifalle, von Einem Ohre zum anderen. Jedermann fand ächte grauköpfige Weisheit darin, und wer sich heraus

nahm, darüber zu lachen, der wurde des Atheismus bezüchtigt. Es that sich, des herrschenden Geldmangels ungeachtet, eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammen, um die Kosten dieses gemeinnüzigen Unternehmens zu tragen. Man schikte einen angesehenen Mann, als Abgesandten, nach Solothurn, (denn der Aberglaube der Reformirten legt nur katholischen Priestern die Kraft bei, zu entzaubern und zu beschwören!) zu einem, durch verschiedene Meisterstreiche berühmten, Exorzisten, um ihm das Beschwörungswerk aufzutragen. Der Pater, welchem dieses Zutrauen (der Protestanten) so sehr es übrigens seinen Talenten schmeichelte, dennoch, gewisser Ursachen halber, ein wenig lästig fiel, schüzte anfänglich sein hohes Alter und die Beschwerlichkeiten der Reise vor, um diesen verfänglichen Auftrag von sich abzulehnen. Dagegen versprach er: einen anderen Mann mit seiner Wunderkraft auszurüsten, und durch ihn das große Werk verrichten zu lassen. "Der würde es," sezte er hinzu, "hoffentlich auch thun können." Die etwas zweideutige Miene, mit welcher der Pater die lezten Worte begleitete, fiel dem Bauern auf, und brachten ihn auf die Betrachtung: "Daß es doch ziemlich unbegreiflich sei, wie sich solche Wunderkräfte so ganz auf Einmal mittheilen ließen, da doch selbst Künste von

gerin-

geringem Belange, wie z. B. das Kuhmelken, nicht ohne Mühe erlernt würden." Zufolge dieses Vernunftschlusses, bestand er darauf, daß der gute Pater selbst kommen müßte. Als derselbe sah, daß auf diesem Wege nicht auszuweichen wäre, gab er der Sache eine Wendung, die in der That nur einem Teufels-Beschwörer in den Sinn kommen konnte. "Nachbar" sprach er, "Euer „Zutrauen rührt mich. Es verdient ein kleines „Opfer von meiner Seite. Ich gehe mit Euch. „Vorher aber muß ich wissen, ob Eure Gletscher „bloß durch Gottes unmittelbare Fügung, oder „vielmehr durch Gewalt des Teufels, so sehr an„gewachsen sind. Beide Fälle erfordern ganz ver„schiedene Maaßregeln, und es würde gefährlich „sein, sich hierin durch ein blindes Ungefähr lei„ten zu lassen. Wenn Ihr selbst in dieser Sache „keinen Bescheid wißt, so legt die Frage Eu„ren „Landsleuten vor. Indessen thue ich mein Mög„lichstes, um die, Euch drohende, Plage, wenig„stens in etwas aufzuhalten." Der Bauer wunderte sich sehr, über die feine Unterscheidungsgabe des Paters. Er kehrte zurük, und legte seinen Mitbürgern dieses theologische Räthsel vor. Sie erklärten, wie natürlich, beide Fälle für gleich möglich. Da nun die Aufklärung unseres Jahrhundertes wenigstens in so fern eine wohlthätige

Wirkung auf diese Hirten hervor gebracht hat, daß sie es nicht mehr wagen, in einer Glaubenssache durch Mehrheit der Stimmen zu entscheiden: so scheiterte die so große Unternehmung, den Teufel aus den Gletschern zu jagen, gänzlich."

In Graubündten herrscht besonders viel Aberglauben, unter den Reformirten sowohl, als unter den Katholiken, weil hier Unwissenheit und Mangel an Unterricht ganz allgemein sind. "An einem Freitage darf man kein Haar und keine Nägel abschneiden, nicht Aderlassen, oder Schröpfen. Im Skorpione darf man nicht mähen, kein Obst abnehmen, nicht pfropfen, nicht okuliren: sonst wird das Heu bitter, und dem Viehe schädlich; das Obst hält sich nicht; die Pfropfreiser wachsen krumm, wie die Schwänze der Krebse. Im Stiere muß man kein Kalb entwöhnen, sonst wird es ein Brüller; aber im Löwen gedeihet es gut. Im Vollmonde muß man säen, im abnehmenden Monde kastriren, im Fische entwöhnen, im Zwillinge sich paaren, im Schüzen Aderlaßen. Wenn man Eier zum Brüten unterlegt, so muß die Zahl ja ungerad sein." a)

"An gewissen Festtagen pflegen die Katholiken die Bilder ihrer Heiligen in Prozession auf das Feld spazieren zu führen, und daselbst, bei

großer

a) Lehmann über Graubündten Bd. 2. S. 284.

großer Dürre, oder auch bei lang anhaltendem Regenwetter, kniend den Segen Gottes für ihre Felder zu erflehen. Der Kapuziner weigert sich, und zögert damit so lange, bis ihm seine Barometer, oder andere Dinge im Reiche der Natur, eine baldige Veränderung der Witterung ankündigen. Da hilft denn das Betten allemal." a)

Die meisten Kapuziner kommen, nach Graubündten, aus dem Venetianischen und Mailändischen: denn das grobe Italienische, was sie sprechen, versteht der Graubündtner leicht. Diese verschmizten Italiener sind zum Theil schändliche Heuchler, die, um ihres Vortheiles willen, bei dem Volke einen Aberglauben zu unterhalten suchen, von dessen Richtigkeit sie selbst überzeugt sind. In dem Dorfe Obervaz zog Einer dieser Kapuziner eine Wolfshaut an, ging, in derselben, bei der Nacht, als Wärwolf umher, und sezte das ganze Dorf in Schreken. Niemand getrauete sich, auf diesen Teufel in Wolfsgestalt zu schießen. Einst übernachtete, in dem Wirthshause dieses Dorfes, ein protestantischer Jäger, ohne daß die Kapuziner es wußten. Der Wirth zeigte dem Jäger von ferne das schrekliche Thier. Er ergriff seine Büchse, und schoß dasselbe todt. Das erschossene Thier wurde in die Wohnung der Ka-

a) Ebendaselbst S. 271.

puziner geschleppt, und heimlich begraben. Nur Wenige muthmaaßten den wahren Zusammenhang der Sache a).

Da, wo das Volk am abergläubigsten ist, im Inner-Roden des Kantones Appenzell, beträgt es sich, bei dem Gottesdienste am ungezogensten. Da sizen die Männer, in der Kirche, mit dem Hute auf dem Kopfe, und rauchen auch wohl Tabak. Diejenigen, welche auf der Emporkirche sizen, speien ganz unbefangen herunter in die Kirche, gleichsam als wüßten sie nicht, daß Jemand unten säße.

Unter den Protestanten ist, im Ganzen genommen, mehr Aufklärung (doch waren die Hexen-Richter zu Glarus Protestanten) und mehr wahre Andacht. Rührend ist es, zu sehen, wie, an Sonntagen und Feiertagen, wann in den Dörfern zur Kirche geläutet wird, das Volk, in festlicher Tracht, von allen benachbarten Bergen herab kommt, um dem Gottesdienste beizuwohnen. "Feierlich tönt dann die Gloke der Kirche, im Thale. Die braven Männer, die ehrbaren Matronen, die sittsamen Weiber und die schöne Jugend des Dorfes, wallen still in die Kirche. . . . Nach der Predigt werden die Befehle der Obrigkeit vorgelesen; oft auch, wie in den Hebriden zu geschehen pflegt, ob ein Wunds-

a) Ebendaselbst S. 306.

Wundarzt angekommen sei.“ In solchem Falle wird der ganzen Gemeinde zur Ader gelassen.

Allein das, was auf mich den tiefsten Eindruk gemacht hat, war die Abend-Andacht dieser Hirten, die auch Rousseau beschreibt. Wann die Sonne im Thale untergegangen ist, und nur noch die Gipfel der Schneegebirge mit gelbrothem Purpur überzieht,

Wann, nach gesunkenem Tage, die Rose
Heiligen Alpen das Haupt kränzt, mit Himmlischem Lichte:

dann ergreift derjenige Hirt, welcher am höchsten wohnt, sein, vier bis zwölf Fuß langes, Alpenhorn, und ruft, durch dieses Sprachrohr: “Lobet Gott den Herrn!” Alle Hirten, in der ganzen Nachbarschaft, so wie sie den Schall vernehmen, kommen aus ihren Hütten, und wiederhohlen, auf ihren Alpenhörnern, dieselben Worte. Länger als eine Viertelstunde dauert dieses Rufen; länger als eine Viertelstunde ruft ein hundertfacher Wiederhall den Nahmen Gottes, aus den Gebirgen und von den Felsenwänden, zurük. Nachher entsteht eine feierliche Stille. Alle beten, kniend und mit unbedektem Haupte. Indessen wird die Gegend völlig finster. Nunmehr ergreift der höchste Hirt nochmals sein Sprachrohr, und ruft: “Gute Nacht!” und gute Nacht! wiederhohlen die Hirten, und die

Berge, und die Felsen. Dann legt sich Jeder zur Ruhe.

Der Karakter des Alpen-Hirten ist, im Allgemeinen, wie die Luft, in welcher er sein Leben zubringt: ruhig, kalt, rein und heiter. Er hat wenige Wünsche, und kann alle seine Wünsche befriedigen Seine Heerde verschafft ihm hinlänglichen Unterhalt. Im beständigen Kampfe mit den Elementen, seinen einzigen Feinden, lebt der Alpen-Bewohner dennoch froh und vergnügt. Die Freuden des häuslichen Lebens (die einzigen wahren Freuden auf Erden), sind die einzigen Freuden, die er sucht, die einzigen die er kennt: und diese fehlen ihm selten. Die Freiheit würzt seine einfache Mahlzeit. Auf einen kurzen und heißen Sommer folgt unmittelbar ein harter, langer und anhaltender, Winter. Dann sind die einzeln stehenden, ganz von Holz und ohne alles Mauerwerk gebauten, Wohnungen der Alpen-Bewohner, in tiefem Schnee, zuweilen bis über die Dächer, vergraben. Alle Gemeinschaft, aller Umgang zwischen ihnen, ist alsdann unterbrochen. Ein Jeder versieht sich daher, zu Ende des Augusts, mit so vielen Lebensmitteln, und anderen Nothwendigkeiten, als er, für sich und seine Familie, während eines, acht Monate lang dauernden, Winters (während welches er in seiner Hütte eingesperrt bleiben muß) bedarf.

Eine

Eine Familie von sieben Personen braucht: sieben Käse, jeden zu fünf und zwanzig Pfund; hundert und acht Pfund Zwiebak; fünf und zwanzig Körbe voll Kartoffeln, jeden zu vierzig Pfund; sieben Ziegen und drei Kühe, wovon Eine geschlachtet wird. Die Kühe werden mit Heu gefüttert, die Ziegen aber mit jungen Tannensprossen, die den ganzen Winter über zu haben sind. Dauert der Winter lang, so müssen auch die Kühe an dergleichen Sprossen sich gewöhnen. Während die Familie eingeschneiet, und von der ganzen bewohnten Erde abgesondert ist, bleibt sie nicht müßig, sondern sie spinnt, und webt, und strikt, und näht, vom Morgen bis zum Abende. "Gar oft," sagt Hacquet, "erfährt ein solches Haus das Schikksal, ganz verschneiet zu werden, so, daß die Einwohner genöthigt sind, Tag und Nacht Licht zu brennen, wie z. B. in den Savoyschen Alpen, wo einige der Einwohner drei bis vier Monate unter dem Schnee in ihren Häusern begraben liegen, nachdem die Männer, im Spätjahre, ihre Weiber und Kinder in den Wohnungen zurük lassen, um in der Ebene ihr Brot sich zu verdienen, bis das Frühjahr heran rükt, und der Schnee vergeht. Dann kommen sie, wie die Schwalben, zurük, und öffnen die geschlossenen Häuser, wo sie gar oft Jemand von ihrer Familie todt finden, den sie dann ordents-

lich zur Erde bestatten. Die Häuser dieser Alpen-leute sind meistens zu zwei und drei zusammen gehängt, damit sie unter dem Schnee eine Zusammenkunft halten können." a)

Die Südliche Seite der Alpen, welche gegen Italien zu gekehrt ist, hat ebenfalls Weiden. Dergleichen finden sich z B. im Livíner-Thale und in der Grafschaft Bellinzona. Allein jene Südlichen Alpen sind sehr verschieden von den Nördlich gelegenen. Sie sind bei weitem nicht so fruchtbar. Das Gras vertroknet, von der starken, anhaltenden Hize. Ueberall fehlt es daselbst, auf den Gebirgen, an Quellen und Bächen.

Einige besondere Gebräuche der Aelpler zeigen viel Gefühl, und feine Empfindung. So z. B. wird, im Ober-Wallis, jederzeit, bei der Geburt eines Kindes, ein Käs besonders aufbewahrt. Am Hochzeitsmahle des Gebohrnen wird derselbe angeschnitten und vertheilt. An demselben Tage wird aber ein anderer gekocht, und hingesezt, der dann bei der Leichenmahlzeit derselben Person verzehrt wird.

Das Kaffe-Trinken ist, erst seit ungefähr dreißig Jahren, unter dem Hirten-Volke allgemein. In einige Gegenden kam diese ungesunde und kostbare Gewohnheit auf eine besondere Weise. So

im

a) Hacquet's Reise 1785. Bd. 2. S. 5.

im Kantone Unterwalden. Es herrschte, in diesem Kantone, im Jahr 1766, eine ansteckende Krankheit. Verwandte, Bekannte, Freunde, besuchten sich, und warteten der Kranken. Den Besuchenden wurde Kaffee vorgesezt. So ward dieses schädliche Getränk bald allgemein. Die epidemische Seuche verlor sich: dagegen grassirte der Kaffee-Durst, und grassirt noch.

Ein wahres Vergnügen ist es, die Alpen-Hirten essen zu sehen. Molkenwerk, Gartengewächse, Käs, Milch, frische und getroknete Früchte, schwarzes Brot und krystallhelles Wasser: dieß sind ihre täglichen und gewöhnlichen Nahrungsmittel. Wein und Bier sind nur in der Schenke zu finden, und werden nur des Sonntages genossen. Auch Fleisch wird nur des Sonntages gegessen. Bei so einfachen Speisen findet keine erkünstelte Eßluß Statt; daher genießt Niemand mehr, als der natürliche Hunger erheischt. Nur am Sonntage, oder bei besonderen Veranlassungen, wird dem Magen mehr aufgedrungen, als derselbe fordert.

"Welches Vergnügen ist es," ruft De Luc aus, "diese Menschen essen zu sehen! Sie haben keine erkünstelten Manieren bei Tische. Die Stunde der Mahlzeit ist auch zugleich eine Ruhestunde für sie. Ein jeder sezt sich, auf seine Weise, bequem. Hierdurch erhält die Tischgesellschaft in der Strohhütte

hütte von selbst etwas Mahlerisches: da hingegen die Mahler, mit Anstrengung aller ihrer Einbildungskraft, unseren Tischgesellschaften beinahe nur damit ein Interesse geben können, daß sie uns durch die Zeichen der Unmäßigkeit herab würdigen. Vorzüglich aber ist es ein großes Vergnügen, die zärtliche Sorgfalt der Vorsehung für diejenigen unter ihren Kindern zu sehen, welche gleichsam unmittelbarer, als andere, unter ihrer Hand zu stehen scheinen. Man liest auf ihren Gesichtern: es sei eine Mahlzeit der Lohn für ihre Arbeit; das, was sie essen, sei durch ihre eigene Anstrengung erzeugt, und bloß derselben zu verdanken. So bedürfen sie keinesweges unserer Mannigfaltigkeit von Gerichten: denn sie nähren sich ja köstlich, von eben denselben Natur-Produkten, die täglich auch auf unsere Tafeln kommen, und zu denen wir, nach Allem, was Ueppigkeit und Langeweile hinzugefügt haben, dennoch immer wieder mit Vergnügen zurük kehren. Der Aelpler arbeitet aber hier auch wirklich für sich selbst, und braucht sich nicht in Schulden zu sezen, um seine Abgaben bestreiten zu können. So gelangen die Grundstüke, weit sicherer, als anderswo, vom Vater auf den Sohn, der fortfährt, sie eben so zu bauen, wie er es von seinem Vater gesehen hat, und es eben so auch wieder seine Kinder lehrt."

Der

Der Anblik der Alpen-Wirthschaft und der Umgang mit diesem guten Hirten-Volke, hat, für den Bewohner der Ebene, etwas Herzerhebendes. Er findet sich hier in einer Welt, die er sonst nur aus Dichtern kennt, die Theokrit und Geßner geschildert haben. Hier ist Alles wirklich, was Jene dichteten. Denkungsart und Sitten dieser Hirten sind weit verschieden von der Denkungsart und den Sitten derjenigen Menschen, mit denen wir gewöhnlich umgeben zu sein pflegen.

Vorzüglich zeichnen den Alpen-Hirten die folgenden guten Eigenschaften aus:

Die größte Reinlichkeit. Diese lehrt ihn sein Gewerb. Die Milch gerinnt sogleich, wann sie unreinlich behandelt wird. Nicht nur ist er daher reinlich angezogen, sein hölzernes Milchgeschirr ist rein gescheuert, und sein Haus ist rein; sondern auch der Stall seines Viehes, und das Vieh selbst, wird äußerst rein gehalten. "Selbst in den Puz-Zimmern der reinlichsten Holländer," sagt Meiners, "kann man keine größere Sauberkeit, als in allen Gefäßen, oder Werkzeugen finden, die in Sennhütten, und bei der Verarbeitung der Käse, gebraucht werden." Auf den Alpen schleppen die Kühe nicht, wie in Deutschland, zolldiken verhärteten Mist mit sich herum: denn sie werden täglich gepuzt, und gestriegelt,

und

und gewaschen; daher ist ihre ganze Haut glatt, und rein, und glänzend. Reinlichkeit kann man, wie Hirschfeld sehr richtig sagt, als einen Theil des Nationalkarakters der Schweizer (vorzüglich der reformirten Schweizer) ansehen. Wie groß aber der Einfluß dieser Tugend auf den ganzen moralischen Karakter überhaupt ist, darüber hat Marcard (in seiner vortrefflichen Reisebeschreibung) scharfsinnige und höchst lesenswürdige Bemerkungen mitgetheilt.

Eine zweite Tugend, durch welche der Aelpler sich auszeichnet, ist Sanftmuth. "Sanfte Sitten und Wohlthätigkeit werden, bei der Heerde, dem Hirten zur Gewohnheit. Von seinem Viehe lernt er die Pflichten der Menschlichkeit." Die Hirten = Familien erfreuen sich unter einander, durch kleine Geschenke. An einem Tage im Jahre bäkt Jedermann Kuchen: da gehen die Kinder, mit kleinen Körbchen, von Hause zu Hause, und bringen von dem Gebakenen. "Diebe hatten eine Hütte geleert," so erzählt Bonstetten, "und wurden über der That ergriffen. Die Hausmutter und ein Verwandter blieben bei ihnen; der Mann hohlte die Gerichtsdiener. Als diese kamen, saßen die Diebe bei Tische, und wurden von der Frau bedient. "Die guten Leute," sagte sie, "hungerten gar zu sehr."

Ein

Einen Beweis des gutmüthigen und sanften Karakters dieser Hirten gibt auch die bekannte Geschichte, welche mehrere Schriftsteller erzählt haben. Im Kantone Schwyz kommt, zur Zeit der Heu-Erndte, der Landmann Franz zum Landmanne Kaspar, den er, auf der Wiese, mit dem Umwenden des Heues beschäfftigt, antraf. "Höre Freund," sagte Franz, "Du weißt, daß wir wegen dieser Wiese im Streite mit einander sind. Jezt ist die Zeit der Heu-Erndte, jezt soll der Streit entschieden werden. Ich habe die Richter aufgeboten. Morgen versammeln sie sich zu Schwyz: dann sollen sie entscheiden, wer von uns beiden Recht hat. Komm also Morgen mit mir vor die Richter." — "Unmöglich kann ich kommen," erwiderte Kaspar, "Du siehst, daß die ganze Wiese gemähet ist, daß Morgen das Heu eingebracht werden muß, und daß ich nicht davon kann." — "Ich kann aber auch die Richter nicht wieder abbestellen. Sie haben nun einmal diesen Tag gewählt. Und warum mähest Du die Wiese, bevor Du gewiß bist, daß sie dein gehört?" Sie stritten sich eine Weile. Endlich sagte Kaspar zu Franz: "Höre, ich will Dir einen Vorschlag thun. Gehe Morgen nach Schwyz, und stelle den Richtern deine und meine Gründe vor; so brauche ich nicht hin zu gehen."

So

So geschah es. Franz ging nach Schwyz, zählte den Richtern, so gut er konnte, die beiderseitigen Gründe her, hörte die Entscheidung, kam dann zu Kaspar, und sagte: "Kaspar, die Wiese ist dein. Die Richter haben sie Dir zuerkannt, und ich wünsche Dir Glük dazu."

Die Gastfreiheit der Alpen = Hirten ist, mit Recht, von allen Reisenden gepriesen worden: von denjenigen nämlich, welche die gebahnte Straße verließen, und die inneren Alpen besuchten, wo noch Einfalt der Sitten mit Güte des Herzens vereinigt sich findet. "Einst, in einer öden Wildniß (diese Geschichte hat Bonstetten erlebt) zwischen den höchsten Felsenspizen, viele Stunden von allen Wohnungen, hütete ein Mädchen von zehen Jahren, ganz allein, Ziegen und Schaafe. Gebeten um ein wenig Milch, antwortete sie: die Milch gehöre der Mutter. Allein der Fremde sagte: er dürste. Das Mädchen legte die Hand an die Stirne, bedachte sich einen Augenblik, lief hin, und brachte Milch. Geld wollte sie nicht. "Ich hab' Euch," sagte sie, "Milch gegeben, weil Ihr gedürstet: aber was würde meine Mutter sagen, wenn ich ihre Milch verkaufte?"

Auf den Alpen wird jeder Fremde, wie ein Verwandter, wie ein Bruder aufgenommen. Nichts belei=

beleidigt diese guten Menschen so empfindlich, als wann ihnen der Reisende Geld anbietet, oder gar aufdringt. Diese Bemerkung haben alle Reisenden gemacht. Robert, ein Franzos, war erstaunt, über diese, der Unterwelt so fremde, Uneigennüzigkeit a). Als auffallend erwähnen auch dieser seltenen Uneigennüzigkeit, Hr. Küttner b), und Hr. Matthisson c).

In diesem gastfreundlichen Lande wird jeder Fremde vor Unrecht und Gewaltthätigkeit geschüzt. Das ganze Volk nimmt sich seiner an, wann ihn ein Eingebohrner übervortheilen will. Die Reisenden erzählen davon rührende Beispiele. Statt aller führe ich nur Eines an. Robert, der ganz allein reiste, kaufte, zu Glaris, auf dem Markte, ein Pferd, um mit demselben seine Reise fortzusezen.

a) Je connoissois mal la délicatesse de ces hommes, non encore altérés par le contact de la société. Le déplaisir de mes hôtes devint marqué. Je m'apperçus, que j'étois taxé de répondre à leur générosité par une offense, et, fils de nos institutions sociales, je me vis au-dessous de l'homme de la nature. *Robert* voyage en Suisse T. II. p. 217.

b) Briefe eines Sachsen aus der Schweiz. Bd. 1. S. 60. Bd. 2. S. 140.

c) Matthisson's Briefe. Bd. 2. S. 206.

sezen. Er sezte sich darauf, und ritt weg. Das Pferd sah gut aus. Kaum war er aber eine Streke fort geritten, als er bemerkte, das dasselbe durchaus unbrauchbar wäre. Sogleich kehrte er um, suchte den Verkäufer auf, fand ihn, und forderte sein Geld zurük. Dieser weigerte sich. Es kam zum Wortwechsel. Das Volk versammelte sich um die Streitenden. Sobald nun die Ursache des Streites bekannt wurde, nöthigte dasselbe sogleich den Verkäufer, sein Pferd wieder anzunehmen, und dem Fremden das Geld zurük zu geben: denn jeder fremde Reisende befindet sich, in der Schweiz, unmittelbar unter dem Schuze der ganzen Nation a). Eben dieser Robert reiste einst, nach seiner Gewohnheit, ganz allein, von dem Hasli-Thale nach dem Grindelwald-Thale. Er verirrte sich, in den unwegsamen Gebirgen. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Als ich den grösten Theil des Tages fortgegangen war, ohne irgend eine Stelle anzutreffen, wo ich einige Erquikung hätte erhalten können, kam ich endlich zu einer Sennhütte, in welcher ich Milch erhielt. Dieß war schon viel. Nachdem ich mich einige Minuten aufgehalten hatte,

a) En certains pays un étranger isolé est une dupe offerte à l'avidité: ici c'est un frère, que le ciel envoye à protéger. *Robert* voyage T. II. p. 210.

hatte, ging ich weiter, und folgte einem Fußsteige, der, den größten Theil des Weges, kaum zu erkennen war. Je weiter ich vorwärts ging, desto mehr lief ich in der Irre umher. Viele Fußsteige zeigten sich zwar; es war aber unnüz, darunter zu wählen. Es waren lauter Holzwege, die folglich alle irre führten. Folgte ich denselben, so brachten sie mich in den dichtesten Theil des Waldes, und ließen mich dann dort, ohne Führer, in einer unbekannten Gegend, den Bären zum Raube. In dieser traurigen Lage befand ich mich. Schon brach die Nacht an. Da sah ich einen Mann, aus der Ferne her, mir eilig nachlaufen. In jedem anderen Lande, als in der Schweiz, wäre ich, in Rükficht der wilden Gegend und der späten Tageszeit, nicht ohne Besorgniß geblieben. Hier fürchtete ich Nichts; und ich hatte Recht. Ich stand still, um ihn zu erwarten. Er sagte: er hätte bemerkt, daß ich irre ginge, daß ich, auf diesem Wege, die Nacht im Walde würde zubringen müssen, und er wäre mir nachgekommen, um mir ein Nachtlager und etwas zu essen anzubieten." a) Robert brachte die Nacht in der Hütte zu, und wurde, am anderen Morgen, von dem guten Manne auf den rechten Weg gebracht.

a) Robert voyage T. II. p. 20.

Noch einige Züge: denn die mahlen besser, als allgemeine Schilderungen.

"Meine Reisegefährten und ich," erzählt der treffliche De Lüc, "hatten uns ein mal von der Straße entfernt, um auf die Spize eines Berges zu steigen. Von Hize und Ermüdung fanden wir uns äußerst angegriffen. Ich sagte daher zu meinen Gefährten: "Sehen Sie dort eine Hütte. Ganz gewiß finden wir Milch in derselben. Doch," sezte ich hinzu, "wir wollen auch sehen, ob wir Geld bei uns haben, um dafür zu bezahlen" Kaum hatte ich die Berge solchergestalt entheiligt, als eine Frau, die mir zugehört hatte, uns näher kam, und, mit mißvergnügter Miene, zu uns sagte: "Seht doch! Läßt das nicht, als ob man bei uns ohne Geld keinen Tropfen Milch bekommen könnte?"

Ein Beweis der Gastfreiheit der Schweizer, und ihrer Sorgfalt für die durchreisenden Fremden, sind auch die, auf den höchsten Gipfeln derjenigen Berge, worüber Straßen gehen, angelegten, Herbergen, oder sogenannten Hospitäler. Dergleichen, von der gesammten Schweiz durch freiwillige Beiträge unterhaltene, Herbergen für Reisende, finden sich auf dem Gotthards-Berge, dem Bernhards-Berge, dem Grimsel-Berge. Man hat Beschreibungen derselben in vielen Schriften; daher sage ich nichts weiter

weiter davon. Sogar den Verunglükten und Umgekommenen erweist man die Achtung, woran jeder Besserdenkende so großes Wohlgefallen hat. Der Anblik der Todtengruft auf dem Bernhards-Berge, der höchsten in der Welt, erwekt Empfindungen der tiefsten Rührung. Matthisson hat diese Gruft beschrieben. Es sei erlaubt, mich seiner Worte zu bedienen. "Es vergeht fast kein Jahr, daß nicht, im Sommer, wann der Schnee wegzuschmelzen anfängt, Leichname von Reisenden sichtbar werden, die hier, von Allem fern, was ihnen theuer war, hülflos umkamen. Da weit umher der Boden gediegener Fels ist, so versammelt man die Todten in eine, an der Ostseite des Klosters liegende, Kapelle, deren Wände, um des Durchzuges der Luft willen; mit großen vergitterten Oeffnungen versehen sind. Der Anblik der, darin beisammen ruhenden, aus verschiedenen Weltgegenden, durch sehr entgegengesezte Schiksale, hier, hoch über den Wolken, vereinigten Todten, rührte mich im Innersten der Seele. Alle sind in Leichentücher gehüllt. Und weil, in dieser scharfen und kalten Luft, kein entseelter Körper verweset, sondern nur allmählich einschrumpft und vertroknet: so erhalten sich die Gesichtszüge lange, ziemlich unentstellt. Mehrere sind, von Verwandten, oder Freunden, nach zwei bis drei Jahren wieder er-

kannt worden. Sie sind nicht über einander geschichtet, sondern sizen aufrecht, und jeder neu Ankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches, und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer ruhen schon neben einander hier. Ihre Gesichter, eben so wie die Hände und Füße, welche das Leichentuch bei einigen unbedekt gelassen hat, sind völlig Mumienfarbig."

Ein anderer rührender Beweis von der Gastfreiheit der Alpenbewohner ist der, daß in einigen demokratischen Kantonen, vorzüglich in dem Kantone Unterwalden, durch ein ausdrükliches Landesgesez, befohlen ist, Reisenden unentgeltlich den Weg zu zeigen a).

"Mit dem ersten Eintritte," sagt Storr, "in diese freundlichen Hütten, wo die uneigennüzigste Gastfreiheit ihren Siz hat, wird der ankommende Fremde sogleich zum Angehörigen. Durch keinen Argwohn einiger Ungleichheit unter den Menschen geblendet, empfängt der Hausvater jeden Ankömmling mit einem treuherzigen Handschlage, den ein freudiges, mit lauter Stimme zugerufenes: "Gott grüß' Euch!" begleitet. Die mühsame, und doch dabei kräftige, Schweizerische

a) Helvetischer Kalender 1797. S. 35.

zerische Aussprache, die jedes Wort aus dem Innersten hervor zu arbeiten scheint, trägt mit zu dem Ausdruke von Herzlichkeit in dieser Bewillkommung bei. Die ganze Familie umringt den willkommenen Gast, und betrachtet ihn, mit zutraulich freundlicher Neugierde. Eine der ersten Anerbietungen pflegt der Rahm zu sein, der, mit bedeutenden Lächeln, in der Erwartung eines vorzüglichen Beifalles des so herrlich bewirtheten Gastes, vorgesezt wird. Die Mahlzeit wird mit fetter Milch eröffnet: dann folgen abgesottene Kartoffeln, oder Zieger, und Käs zum Nachtische. Das Getränk besteht in Molken, die aus hölzernen Löffeln, oder vielmehr gestielten Trinkschaalen, genossen werden."

Es sei erlaubt, noch einige Zeugnisse berühmter Reisenden, von der so wohlthätigen Gastfreiheit der Helpler, anzuführen; vorzüglich deßwegen, weil neuere Reisende, welche die gebahnte Straße niemals verließen, daran haben zweifeln wollen. Aus eigener Erfahrung könnte ich nicht weniger rührende Karakter-Züge erzählen, die ich nicht anführen mag, weil ich voraus seze, daß die gehäuften Zeugnisse Andeter auf den Leser einen größeren Eindruk machen werden, als mein einzelnes Zeugniß zu thun im Stande sein würde.

"Bevor ich noch eine Hütte in diesem Thale erblikte," erzählt Hacquet a), "wurde ich, auf eine mir ganz unerwartete Art, bewillkommt. Ein hübsches Alpen-Mädchen, welches mir entgegen kam, und gerade auf mich zu ging, reichte mir ihre freundschaftliche Hand, mit dem Worten: "Seid willkommen. Mich freuet, daß Ihr gekommen seid, und, wenn es Euch gefällt, so „bleibt bei uns." Bei dieser aufrichtigen und unschuldigen Rede war ich etwas überrascht. Mein Wegweiser, der dieß sah, sagte mir, in einer anderen Sprache: "Herr, hier ist der Gebrauch „so: denn es kommt kaum alle zehen Jahre ein „Fremder hierher, und das Volk, welches hier „sehr in der Unschuld lebt, sieht einen jeden Kommenden als seinen besten Freund an, ohne „jemahls das geringste Böse zu argwohnen." Da ich nun Nichts hatte, was ich dem unschuldigen Mädchen hätte zum Angedenken geben können, so wollte ich ihr Geld verehren. Allein dieß wurde mir widerrathen, indem ich dadurch eine Beleidigung begehen würde. Ich konnte also Nichts, als freundschaftliche Worte, erwidern, Und so gingen wir vergnügt aus einander."

a) Hacquet's Reise 1785. Band 2. S. 52.

"Ich wollte das ganze Land durchreisen, "sagt Lehmann a)," ohne Einen Pfenning zu verzehren, und doch sehr gut leben. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß ein Engadiner Jemand Einen Tag und Eine Nacht gut bewirthet hatte. Als dieser des Morgens abreisen wollte, nahm er ihn bei der Hand, und sagte: "Fremder komm mit mir." Dann führte er ihn in seinen Speicher, voller Kornhaufen und Säulen von Käsen; in seinen Keller voll guten Veltliner-Weines; in seine, mit den schönsten Kühen besezten, Ställe; in seine Scheunen, wo das Futter bis an den Gipfel reichte; und sagte dann: "Du hast nun Alles ge-„sehen. Ist nicht Vorrath genug vorhanden? „Fürchtest Du etwa Mangel an Nahrung: so „siehst Du hier den Ueberfluß, für Dich und Dein „Pferd. Oder denkst Du uns beschwerlich zu „fallen? Du sollst sehen, daß Jedes sein Ge-„schäfft besorgen wird, wie wenn Du nicht im „Hause wärest. Bleibe also. Je länger Du „bleibst, desto mehr Vergnügen und Ehre erwei-„sest Du meinen grauen Haaren." Dann drükte er dem Fremden die Hand, und sagte, mit Empfindung: "Nicht wahr, mein Bruder, Du „willst noch nicht verreisen? Wenn Du so bald „wieder weggehest, so muß ich denken, es sei

a) Beschreibung von Graubündten. Bd. 2. S. 296.

„Dir bei uns nicht wohl.“ — Vielleicht werden die Städtebewohner, die sonst an Alles glauben, nur an die Tugend nicht, eine solche Gastfreundschaft bezweifeln; allein ich sage den Ungläubigen weiter Nichts, als: kommt und sehet!“

Ein besonderer Zug, in dem Karakter der Alpenbewohner, ist ihre Ehrfurcht gegen das Alter, ihre Achtung gegen die Greise. Hier sind noch die Zeiten, von denen Ovid singt:

Magna fuit quondam capitis reverentia cani:
Inque suo pretio ruga senilis erat.

“Man steht noch auf, vor grauen Häuptern, und siebenzig Jahre Erfahrung geben einem Einschlage ein solches Gewicht, daß es etwas unerhörtes wäre, Einwendungen dagegen zu versuchen. Man frägt Greise, in allen Angelegenheiten, um ihren Rath: denn man ist überzeugt, daß da, wo nur junge Leute Geseze geben, und Staatsgeschäffte behandeln; wo Projektenmacherei brausender Jünglinge, anstatt der Erfahrung des Alters, das Zepter führt; wo die Alten und ihre Meinungen verlacht und verspottet werden, es sicher schlecht um die Regierung stehe. Oft sieht man einen Trupp Männer, die Hände rükwärts auf einen tüchtigen Stok gelehnt (ihre gewöhnliche Stellung) um einen

acht=

achtzigjährigen Greis im Kreise gestellt, horchend der Erzählung der Vorzeit und der Geschichte der Volksversammlungen, Stunden lang, ohne ihn zu unterbrechen. Aus derselben Ursache sind auch die zahlreichen Familien geehrt. Sein zweites und drittes Geschlecht sehen, heißt hier Segen. Bei der ehrbaren Eingezogenheit, welche in den meisten Häusern herrscht, die um so viel glüklicher sind, je mehr arbeitende Hände sie haben, befürchtet man nicht, zu viele Kinder um seinen Tisch zu sehen. "Wo Arbeit genug, da ist auch Brot genug," sagt man hier insgemein. Nichts scheint hier schöner, als wenn ein Hausvater, noch voll Kraft, mit zehen bis zwölf blühenden Söhnen und Enkeln, auf die Berathschlagungen der Gemeinde, von Hause geht."

Größer, als in irgend einem anderen Lande, ist hier das Ansehen, welches das Alter gibt. Der Vater hat eine beinahe unumschränkte Herrschaft über seinen Sohn, und auch der ältere Bruder hat einige gesezmäßigen Vorzüge vor dem jüngeren. Die Geseze unterstüzen das Ansehen des Alters; ein Ansehen, ohne welches, wie die Geschichte lehrt, eine Republik nicht lange bestehen kann.

Ein anderer eigenthümlicher Zug, in dem Karakter der Aelpler, ist die Hartnäkigkeit, mit welcher sie an alten Gebräuchen hangen, und die Verab-

scheuung jeder Neuerung. Dieser Zug liegt so tief in dem Karakter der Alpen-Bewohner, daß selbst der Päpstliche Hof, dessen Einfluß in der Schweiz von jeher so groß war, und der gewohnt war, niemals nachzugeben, sondern, in geistlichen Sachen, durch sein Ansehen unumschränkt zu herrschen, dennoch die Schweizer mit der größten Nachgiebigkeit behandelte. Der, nach der Schweiz gesandte, Päpstliche Nuntius, erhielt jederzeit, von dem Heiligen Vater, die Instruktion: "er solle die Schweizer, bei ihren Gebräuchen und Mißbräuchen, ungestört lassen." a)

Dieser Zug in dem Karakter der Gebirgs-Schweizer wird es auch immer unmöglich machen, eine neue Verfassung bei ihnen anders, als durch fortdaurernde Gewalt und beständige kostbare Besazungen, einzuführen.

Auffallend ist die Gleichförmigkeit des Gemüthes der Alpen-Hirten. Es leben diese Hirten, bis in das späteste Alter, ohne heftige Begierden, ohne hinreißende Leidenschaften. Ohne Gram oder Kummer, verfließen ihnen Tage, Wochen, Jahre, die Einen wie die anderen. Von Nahrungs-Sorgen weiß der Hirt Nichts, großen Gewinn hat

a) Bisogna lasciar gli Suizzeri negli loro usi ed abusi. *De iuribus Helvetiorum circa sacra.* Zürich 1768. S. 85.

hat er auch nicht zu hoffen. Schneller Reichthum und schnelle Armuth sind, bei dieser Lebensart, unmöglich. Bei den Protestanten trägt, zu solcher Gleichförmigkeit des Gemüthes, der feste Glaube an ein unabänderliches Schikfal, an die Prädestination, sehr viel bei: ein Glaube, welcher ihnen, durch die Prediger, von Jugend auf eingeprägt wird.

Von diesem Karakterzuge der Aelpler erzählt Herr Storr einen merkwürdigen Beweis. Auf den höchsten Gebirgen des Berner-Kantones traf er einen Mann, der, ohne Eigenthum, sich kümmerlich von einem bitteren Branntweine nährte, den er aus dem großen Enziane destillirte. Dieser Mann erzählte, mit einer Gelassenheit, die von stumpfer Gleichgültigkeit weit entfernt war, wie arm und verlassen er wäre, und wie er noch nicht voraussehen könnte, wovon er sich den nächsten Winter ernähren würde. Zugleich bezeugte er aber ein so lebhaftes und inniges Vertrauen auf die Vorsehung, daß er dabei sichtbar warm wurde, und daß seine Stimme und sein ganzes Wesen sich veredelten. Für die erhabenen Natur-Gegenstände auf den Alpen zeigte dieser ungebildete Natur-Mensch sehr viel Gefühl. Die kleine Belohnung, welche Herr Storr, der ihn zum Wegweiser genommen hatte, ihm anbot, fand er allzugroß, und weigerte sich lange, dieselbe anzunehmen. "Auch die Wünsche,"

sezt Herr Storr hinzu, "die er mir nachschikte, waren nicht Formeln eines befriedigten Bettlers; sie hatten den reinen Ausdruk des Segens einer guten Seele."

Rührend ist die Wohlthätigkeit des Alpen-Hirten. Er weiset keinen Bettler ab. Jedem gibt er, und unterstüzt, gern und unaufgefordert, den Dürftigen. Als einst, am Thuner-See, der Preis des Heues schnell zu einer ungewöhnlichen Höhe stieg, war daselbst ein reicher Bauer, welcher einen ansehnlichen Vorrath davon hatte, den er mit beträchtlichem Vortheile hätte verkaufen können. Er that dieß nicht, sondern erforschte, im Geheim, die Nahmen und Wohnungen der Dürftigsten. Zu diesen ging er, und sagte: "Liebe Nachbarn. Ich sehe, daß Euer Vieh Hunger leidet. Ich habe etwas übriges Heu. Nehmet es hin, und gebt mir es, nach der Heu-Erndte, wieder zurük."

Die große Wohlthätigkeit der Aelpler hat indessen die unangenehme Folge, daß sie die Zahl der Müssiggänger und Bettler vergrößert. Mancher bringt den Sommer damit zu, daß er, auch wohl mit Weib und Kindern, von Einer Hütte zur andern zieht, und sich, von den gutherzigen Aelplern mit Milch und Käs füttern läßt. Im Winter zieht er, eben so, von einem Hause zum

andern,

andern, und wird in jedem einige Tage lang beherbergt.

Frohlichkeit, Frohsinn der in laute Freudensbezeugungen ausbricht, ist ein Hauptzug im Karakter des Alpen-Hirten. Ihn plagt kein Kummer, ihn foltert kein Gram. So lange die ewigen Geseze der Natur sich nicht verändern; so lang auf den Winterfrost die Sommer-Hize folgt; so lang er, den Sommer über, sein Vieh auf den Alpen weiden lassen kann: so lang vermag Nichts sein Glük zu stören.

Die ausgelassene Lustigkeit, die laute Frohlichkeit, und der scherzhafte, zuweilen beißende, Wiz der Alpen-Bewohner, sind allen Reisenden aufgefallen. In seiner Einsamkeit, auf den hohen Gebirgen, singt der Aelpler mancherlei Gesänge, vorzüglich aber den, so berühmten, Kuhreihen, den Hirtengesang der Schweizerischen Berg-Bewohner. Der eigentliche Kuhreihen wird nicht mit artikulirten Tönen gesungen; sondern es werden die Töne bloß, durch eine leichte Bewegung der Zungenwurzel, in der Stimm-Rize hervorgebracht, dennoch aber mit großer Stärke herausgestoßen, oder herausgeflötet, so, daß sie, besonders in der reinen Alpenluft, auf eine weite Entfernung gehört werden können. Der Gesang wechselt ab, nach der Stimmung

mung des Sängers. Er ist bald schnell und munter, bald langsam und klagend, und wird zuweilen von zweien Hirten, oder dreien, zugleich gesungen.

Außer diesem Gesange haben aber die Hirten, besonders im Kantone Appenzell, noch ein anderes, sehr lautes, Freudengeschrei, eine Art von unartikulirtem Jauchzen, welches sie Jolen nennen, und wovon im Sommer unaufhörlich die Gebirge wiederhallen. "Ueberall," sagt Hr. Ebel, "überall erschallen Appenzells Gebirge von freudigem Jauchzen, und einem eigenen Geschreie, was sie Jolen nennen. Als ich zum ersten mal dieses Land betrat, und von allen Seiten jauchzen hörte, wohl gekleidete Menschen im lachenden Grüne der Wiesen hüpfen und sich freuen sah, glaubte ich in einer der glüklichen Inseln zu sein, wovon sich ein Schatten im Südmeere befindet. Der Gott Komus scheint, mit ewigen Flügeln, über diesen Bergen zu schweben. Wo man einen Haufen zusammen stehen, oder sizen sieht, da wird gescherzt und gelacht. Selten wandern sie vor einander vorüber, ohne daß Einige mit einander spaßen, sich neken, oder kazbalgen. Schnell im Erwidern, sind ihre Scherze nie beleidigend und beißend. Merken sie aber, daß andere sie zum Beßten haben wollen: so sind ihre Anworten gewöhn-

wöhnlich scharf und derb, welches sie, bei ihren Nachbarn, in den Ruf grober Leute gesezt hat." a)

Dasselbe bemerkt Hr. Schnider von Wartensee von den Entlibuchern b). Er sagt: sie seien aufgewekt, munter, scherzhaft, Liebhaber der Musik und der Dichtkunst. Sie verfolgen einander mit satyrischen Reimen und Stachelgedichten. Noch herrscht daselbst der Gebrauch, daß, am ersten Montage in der Fasten, ganze Dörfer ausziehen und die benachbarten Dörfer besuchen. Kommen sie daselbst an, so tritt, unter den Besuchenden, der Redner, welcher mit seinen beßten Feierkleidern angethan ist, hervor, und liest zwei Reim-Gedichte ab, von denen das erste eine allgemeine Satyre auf das besuchte Dorf ist, das zweite aber von jedem einzelnen Hause desselben etwas Auffallendes, oder Lächerliches, erzählt. Nachher fangen, zwischen den beiden Dörfern, die gymnastischen Uebungen an. Ja die Heiterkeit dieses Volkes ist so groß, daß sie öfters sogar im größten Unglüke, in Krankheit und Schmerzen, sich des gewohnten Scherzes nicht enthalten können.

"Wer

a) Ebel Schilderung von Appenzell S. 382.

b) Schnider von Wartensee Beschreibung des Entlibuch. Band 2. S. 135. 189.

"Wer würde wohl glauben, daß, seit Jahrhunderten, die Entlibucher-Gemeinden sich jährlich zu satyrischen Gefechten auffordern, ohne je durch eine Satyre sich beleidigt zu fühlen! Alle Frühlinge gehen, an einem bestimmten Tage, Herolde, zu Pferde, von einem Dorfe zum andern, und kündigen der benachbarten Dorfschaft an: daß man ihr, an dem und dem Tage, in der und der Stunde, alle, das Jahr über vorgefallenen, Thorheiten, vorsingen werde. Der Dichter erscheint, zur gesezten Stunde, und singt dem versammelten Volke dessen geheime Geschichte vor. Er fängt bei Einem Ende des Dorfes an, und geht von Hause zu Hause, ohne irgend Jemand zu schonen. Die Versart ist äußerst merkwürdig. Sie ist genau nach der Lungenkraft des Dichters abgemessen; und dieses Lungenmaaß ist erstaunlich lang bei den Entlibuchern. Jeder Vers ist zweitönig. Wo der erste halbe Vers aufhört, da wird mächtig Athem geholt. Der zweite Theil ist immer um ein paar Worte länger, als der erste. Jeder Vers ist dem anderen gleich. Diese Sitte scheint eine nüzliche Zensur. Das Merkwürdigste ist aber dabei, daß aus allen diesen Satyren niemals eine Beleidigung entstanden. So überwiegend sind Munterkeit und Verstand, über Eigenliebe und Bosheit, bei diesem vortrefflichen Volke!

Kein

Kein Volk in der Schweiz ist so geheim in seiner Liebe, als die Entlibucher: vielleicht aus Furcht vor dem Dichter. Die Fabel der Psyche scheint bei ihnen entstanden."

Eine ähnliche Sitte findet sich in Graubündten. Beinahe jedes Dorf hat Einen Dichter, oder mehrere. Wann etwas Lächerliches oder Seltsames vorfällt, wird sogleich ein Spottlied verfertigt, und abgesungen. Gemeiniglich folgt eine Antwort darauf, die dann wieder eine Gegenantwort erfordert. Ein Dorf, welches einen beißenden Dichter besizt, ist stolz auf diesen Besiz a).

Die Entlibucher sind ein unverdorbenes Naturvolk. Sie sind immer fröhlich, und, wie alle fröhlichen Menschen, gut. Scherz lieben sie über Alles. Ihre müßigen Stunden weihen sie der Dichtkunst, der Musik, und besonders der Gymnastik. "Als ich (so erzählt Bonstetten) das erste mal, zu Fuße, durch das Entlibuch reisete, langte ich, müde, zu Escholsmatt, im Wirthshause an. Kaum war ich zu Bette, so hörte ich eine vortreffliche Musik auf der Straße. Als ich, am Morgen, den Wirth fragte: wo diese schöne Musik hergekommen wäre? sagte er mir: sie wäre für mich bestimmt gewesen. Die jungen Leute hätten gehofft, sie würden den müden Reisenden auf eine angenehme

a) Lehmann über Graubündten. Bd. 2. S. 274.

Weise einschläfern. Auch nachher ward ich mit Musik bewillkommt, und mir war angenehm, die schönsten Arien der neuen Französischen Opern in diesen Alpenthälern zu hören. Zum Tanzen spielen sie vortrefflich."

Ein besonderer Wiz ist allen Alpen-Bewohnern gemein; sogar die Savoyschen sind davon nicht ausgenommen. Alle Aelpler fassen äußerst schnell das Lächerliche auf, besonders an Fremden, und machen sich dann, wann sie unter sich sind, durch Erzählung und Nachahmung desselben, darüber lustig. Auch die Graubündtner haben diesen Hang zur Satyre. Auch sie fassen schnell das Lächerliche auf, und geben dasselbe, mit treffendem Wize, wieder. In vielen Graubündtischen Dörfern ist es, wie im Entlibuche, Sitte, daß Spottlieder gedichtet, abgesungen, aber schnell auch wieder durch andere beantwortet werden, wie bereits erwähnt worden.

Von dem treffenden Wize der Alpen-Bewohner sind unzählige Beispiele aufgezeichnet worden. Es sei erlaubt, nur wenige, minder bekannte, anzuführen, die den Karakter dieses Wizes zeigen.

Johann Franz Baron von Reding (welcher im Jahre 1760 starb, nachdem er zwölf mal, im Kantone Schwyz, zum Landammanne, oder Haupte der Republik, erwählt worden) befand sich einst, als

als Abgesandter seines Kantones, auf der Tagsazung zu Frauenfeld. Es ward ein Geschäfft verhandelt, worüber die aristokratischen Kantone und die demokratischen ganz verschiedener Gesinnung waren. Reding blieb fest auf seiner Meinung. Die Gesandten von Zürich und Bern blieben auf der ihrigen. Endlich konnte der Gesandte des stolzen Berns sich nicht enthalten, seine Verachtung gegen die Bauern-Regierungen an den Tag zu legen. Er trat auf, und sprach, ganz laut: "Wohl hat der Dichter recht, wenn er sagt: Urbs facit urbanos, alpes alpestria gignunt." Ohne einen Augenblik verlegen zu sein, erwiderte Reding: "Sie vergessen den Vers, der darauf folgt, Herr Gesandter: Urbs facit inflatos, mentiri et fallere suetos." Reding hatte natürlich die Lacher auf seiner Seite.

Der General Bachmann begegnet einem jungen Appenzeller-Burschen, der ihm gefällt. "He," ruft er ihn an, "willst du mit in den Krieg, Junge?" — "Nein, ich mag nicht, ich bleibe lieber zu Hause." — "Vielleicht weißt du nicht, was Krieg ist." — "O ja! das ist mir sehr gut bekannt." — "Nun, wenn du es weißst, so sage mirs, ich gebe dir ein Trinkgeld." — "Gebt her." — Sobald der Junge das Geld hatte, weigerte er sich zu sagen, was Krieg sei, forderte noch

ein mal Geld, und dann noch ein mal, ohne sein Versprechen zu halten. Endlich ward der General böse, schimpfte, und hob seinen Stok auf, um den Jungen zu schlagen. "Da, da," rief der Junge, laut lachend, "da seht Ihr, was Krieg ist: wann nämlich der Eine mehr nimmt, als ihm zukommt, der Andere aber darüber böse wird, und zuschlägt."

Als, nach dem Einrüken der Franzosen, die Stellen im Helvetischen Direktorium so oft wechselten, indem die Franzosen bald diesem Direktor, bald jenem seinen Abschied zu nehmen befahlen, und einen neuen an seiner Stelle ernannten, wobei, dessen ungeachtet, Ein Ehrgeiziger nach dem anderen sich zu diesen, so unsicheren, Stellen zudrängte, machte ein Landmann, im Kantone Glaris, auf eine originelle Weise über diese Regierungswuth sich lustig. Er hatte ein neues Wirthshaus gebauet. Dieses nannte er: zu den drei Narren. Das Schild stellte die Fortuna vor, welche das Glüksrad umdrehte. Auf dem Rade stand oben, aufrecht, ein Mann, mit einer Narrenkappe, und mit der Aufschrift: "Ich regiere." Auf der rechten Seite wurde ein anderer Narr abwärts gedreht, bei welchem geschrieben stand: "Ich habe regiert." Auf der linken Seite ward ein dritter Narr aufwärts gedreht,

mit

mit der Umschrift: Ich hoffe auch noch zu regieren." Diese Kritik der Revolutions-Regierung fand außerordentlichen Beifall, und verschaffte dem Manne eine Menge von Gästen.

In den demokratischen Kantonen werden (wie unten ausführlicher aus einander gesezt werden soll) die Landvogteien, und andere Stellen, von dem souverainen Volke an den Meistbietenden verkauft. Einst kaufte, zu Glaris, ein Hr. S. . . eine solche Stelle, deren Einkünfte, mit allen nur möglichen Expressungen, auf hundert Louisdor gerechnet werden konnten, um eine viel größere Summe, weil er, im Eifer, einen andern Mitbewerber überbot, ohne sich eigentlich zu besinnen, was er that. Er kam auf seiner Landvogtei, welche in der Italienischen Schweiz gelegen war, an. Nun ist es gewöhnlich, daß jeder Landvogt ein Schild, mit seinem Wappen, seinem Nahmen, seinen Titeln und einem Denkspruche, mahlen läßt, welches Schild nachher, neben den übrigen, aufgestellt wird. Der Glarner-Landvogt hatte bereits das Schild mahlen lassen, war aber noch wegen des, unter das Wappen zu sezenden, Denkspruches verlegen. Er traf zufällig Hrn. von der Flüe, den Landammann des Kantones Unterwalden, an, welcher ebenfalls,

als Gesandter seines Kantones, nach jener Landvogtei gekommen war. Diesen bat er, ihm einen Denkspruch anzugeben. Der Unterwaldner erwiderte sogleich: "Ey! sezen Sie darunter: Plus dando, quam accipiendo, peccavi."

In den Mayländischen Kriegen, in denen sich die Schweizer so großen Ruhm erwarben, und endlich, zum Preise ihrer Tapferkeit, die Italienischen Landvogteien erhielten, sandten die demokratischen Kantone Abgesandte, an den Herzog von Mayland, Maximilian Sforza. Dieser Herzog bewirthete dieselben prächtig, in seinem Pallaste. Zum Nachtische wurden, unter anderen, dem Italienischen Himmel eigenen, seltenen Früchten, auch Feigen aufgestellt. Diese schmekten den unerfahrnen Alpen-Hirten besonders gut. Als sie ihre Bewunderung dieser köstlichen süßen Frucht laut äußerten, sagte der Herzog, der sich wohl über die einfältigen Aelpler lustig machen mochte: "Diese Frucht, die Ihnen so gut schmekt, reift hier bei uns zwei mal des Jahres." Um ihrem Vaterlande Nichts zu vergeben, rief der Eine der Gesandten, seinem Bedienten, welcher hinter ihm stand, zu: "Hans, hohle mir Einen von meinen mitgebrachten Käsen" Der Bediente brachte einen vortrefflichen Käs, und sezte denselben mitten auf den Tisch. "Hier, Euer

Durch-

Durchlaucht," sprach der Gesandte, "sehen Sie die Früchte, welche unser Land täglich zwei mal hervor bringt." a)

Allein den allerauffallendsten Beweis von dem unbezwinglichen Frohsinne des Schweizerischen Hirten-Volkes gibt die Geschichte des Bernerischen Saanen-Landes. Zur Zeit der Reformation kam dieses glükliche Bergthal, nach Absterben des lezten Grafen von Greyerz, nicht eben auf die ruhmwürdigste Art, an Bern. Die guten Bewohner dieses Thales waren bisher, unter der milden und sanften Regierung ihrer Grafen, äußerst glüklich gewesen. Auch von dem hierarchischen Druke hatten sie wenig empfunden. Sie beichteten, hörten Messe, fasteten, wann es die Kirche gebot, und wurden übrigens in ihren unschuldigen ländlichen Lustbarkeiten nicht gestört. Sobald sie an Bern gekommen waren, änderte sich Alles. Die damaligen Reformatoren sahen alle Regungen zur Freude als Eingebungen des Teufels an, und forderten, von ihren kalvinistischen Glaubensgenoßen, eine düstere,

a) Diese Anekdote erzählt Abraham Kiburz, in seinem merkwürdigen, dem Quakfalber Michel Schuppach zugeeigneten, Buche, welches, unter dem Titel: Theologia naturalis et experimentalis, eine Sammlung Schweizerischer Volksgesänge, mit lesenswerthen Erläuterungen, enthält.

schwermüthige Stille. Sie verjagten die Mönche, und forderten doch Mönchs-Sitten von allen Mitgliedern ihrer Gemeinde. Da ging es nun mit Strenge über die armen Aelpler her. Sobald das Land, im Jahre 1555, an Bern gekommen war, wurde die Reformation mit Gewalt eingeführt. Die Messe wurde abgeschafft, die Bilder wurden zerschlagen und verbrannt, und der neue Glaube ward anbefohlen. Im Jahre 1571 schikten die Herren von Bern eine Gesandtschaft aus ihrer Mitte in dieses glükliche Thal, welche den Hirten eine Strafpredigt über ihre Laster und Unzucht, ihre üppigen Lieder, ihre ärgerlichen Kleider und leichtfertigen Tänze, hielt, und den Verbrechern mit Feuer und Schwert drohete. Die, auf Uebertretung des Verbotes gesezten, Strafen waren schreklich. Hängen und Kopfabschlagen, nach vorher gegangenem Foltern, war das Gewöhnliche; Zwiken mit glühenden Zangen, Lebendigverbrennen und Lebendigbegraben, kamen seltener, aber doch häufig genug vor. Die armen Hirten sezten sich jezt, in den Schenken, zusammen, und waren fröhlich bei einem Glase Wein. Dieß wurde ihnen, im Jahre 1584, untersagt. Nun ließen sie ihre Freunde und Verwandte aus dem Walliser-Lande herüber kommen, und machten, in Gesellschaft derselben, fröhliche Musik. Auch dieß ward verboten. Nunmehr

vers

verfertigten sie Spottlieder, die sie absangen, und Komödien, die sie aufführten, worin vermuthlich der Freudenhassende Souverain nicht immer geschont wurde. Da kam ein Befehl von Bern (1592): "Weil in den Komödien wenig Erbauliches bemerkt werde, sollte künftig Niemand mehr dichten, oder Spiele, die aus Bibel und Historien allbereit gedichtet worden wären, ohne Erlaubniß wieder hervor ziehen." Hinrichtungen gaben diesem Geseze Nachdruk. Einer ward hingerichtet, weil er einem Walliser, gegen Erlegung von sechs Thalern, erlaubt hatte, bei seinem Weibe zu schlafen; ein Anderer, weil er fünf mal bei einem Mädchen geschlafen hatte. Jezt gerieth dieses Alpen-Volk in die grösste Verzweiflung. Sie verwünschten ihre neue Herrschaft; sie sehnten sich wieder nach ihrer abgeschafften Religion. Viele brachten sich selbst um. Sie wollten lieber gar nicht leben, als, ohne Musik und Tanz, ein so trauriges Leben führen. Die übrigen machten neue Versuche. Sie sangen, in der Christnacht, geistliche Lieder, und bewirtheten einander, zur Freude über die Geburt Christi. Sogleich kam ein Verbot. Sie zogen, im Herbste, herab, nach dem Thuner-See, und feierten dort, mit Tanzen und Singen, die Weinlese. Abermals ein strenges Verbot. Nun kletterten sie, in Mondhellen Nächten, aus ihrem Thale, über die steilsten

Felsen,

Felsen, um, in einsamen Wäldern, beim Mondscheine, zu tanzen. Dieß ward, mit Drohung strenger Ahndung, untersagt. Nun hielten sie, bei dem Wochenbette ihrer Weiber, kleine Geburtsmahlzeiten, und tanzten auch wohl dabei; jedoch nur die Männer unter sich. Abermals ein strenges Edikt, und zugleich ein ernstliches Verbot alles Musizirens und Tanzens überhaupt. "Durch diesen langen Kampf wider die Natur," sezt Bonstetten hinzu, der die erzählten Thatsachen gesammelt hat, "wurde ein großer Theil der alten Freude und Anmuth aus dem Leben dieser unschuldigen Hirten verbannt. Und so wurden bei vielen die Laster der Heuchler, Schwärmer, entnervten und finstern Menschen, an die Stelle der Ausschweifungen eines muthvollen, gesunden Volkes, gesezt."

Warum sollte auch der Alpen-Bewohner nicht fröhlich sein? Wer mehr, als er, hat Grund und Recht, sich zu freuen? "Denn auf diesen Gipfeln der Erde prangt kein stolzer Nachbar mit einer prächtigen Hütte. Da herrscht kein Mensch über Menschen; sondern Jeder ist Fesselfrei, und Herr, mit gleicher Gewalt, über eine schöne Heerde, die er liebt, und welche ihn liebt. Ihm wird, jeden Tag zwei mal, der Tribut von ihr dargebracht. Er sieht eine kleine Heerde vom Felsen herab,

herab, eine aus dem Walde hervor gehen, und andere aus der untern Wiese hinauf steigen. Während ein grösserer Trupp, mit langsamen Schritten, unter Weiden, Muhen und Blöken, von der äußersten Bergmarke heran ziehet, stehen schon andere, gedrängt, in und um die Hütte. Die Hirtenknaben sezen Ziel und Ordnung. Also warten sie, Schaarenweise, um die Hütte her, und vermischen ihr Gebrüll mit den Gesängen des Hirten, und mit dem Schalle der mannigfaltigen Gloken. Alles ist voll der fröhlichsten Bewegung."

Hier sprudeln, aus Felsen, die Quellen
Hinunter zum bläulichen See;
Dort weiden, bei'm Klange der Schellen,
Die Rinder im blumigen Klee.
Ich seh' auf die schroffeste Spize
Die schüchternen Gemsen enflieh'n:
Tief unter mir zuken die Blize,
Und schweben die Wolken dahin.

Unglaublich groß ist die Zutraulichkeit, der Mangel an Mißtrauen, des Alpen-Hirten. Ueberall, in den höheren Alpen, stehen die Baumgärten offen. Die Früchte reifen, ohne daß es Jemand einfällt, davon zu stehlen. Die Aelpler verschließen niemals ihre Häuser, ungeachtet diese Häuser einzeln stehen, und sie sich oft sehr weit

von

von denselben entfernen. Der Fall hat sich noch gar nicht ereignet, daß, während ihrer Abwesenheit, etwas daraus wäre gestohlen worden. In Graubündten ladet man, bei großem Schnee, die, mit den kostbarsten Waaren beladenen, Saumpferde, auf den Bergen ab, und läßt diese kostbaren Kaufmannsgüter, die meistens aus Seidenwaaren und Musselin bestehen, Tage, ja Wochen lang, in Einöden unter freiem Himmel liegen, ohne alle Bewachung; und doch weiß man kein Beispiel, daß jemals etwas wäre gestohlen worden a).

Die meisten Gebirgs-Bewohner reden sich unter einander, und auch die Fremden, mit Du an. Nur für das Haupt des Landes, den Landammann, machen sie zuweilen eine Ausnahme, indem sie ihn Ihr nennen.

Der Gruß der Aelpler ist ein traulicher Handschlag. "Er bietet seine Rechte, und drukt die Hand des Fremden herzhaft. Dieses Druken hat seine Grade, die dem Kenner bedeutend sind."

Mit jener Zutraulichkeit steht in Verbindung die Offenherzigkeit, Unbefangenheit und Redlichkeit, der Alpen-Bewohner. Von diesen Tugenden einige Züge. Madame Brun betrachtete

a) Lehmanns Beschreibung von Graubündten. Band 2. S. 299.

tete den Wasserfall des Trommelbaches im Kantone Bern — doch, der Leser wird lieber diese treffliche Erzählerinn selbst hören a): "Dem Falle gegen über, auf einem kleinen Rasenplätzchen, stand eine junge Hirtinn, im netten Sonntagskleide, sinnend und verloren, in Betrachtung des Wasserfalles. Ich stieg hinauf. Das Klettern war ängstlich, auf dem glatten Rasen, über dem zornigen Schlunde. Freundlich eilte sie mir entgegen, half mir hinauf, und ein Himmel der Unschuld lächelte aus ihrem schönen Antlize. Es war kaum Raum für uns beide, auf dem kleinen abhängigen Grasplätzchen. Fest und traulich umschlang sie mich, um vor dem Gleiten mich zu sichern. So standen wir ein Weilchen, schweigend, und blikten in die hochaufschäumende Fluth, welche, ergrimmt, von einem schwarzglänzenden Marmorbloke abprallt, und dann, sich sammelnd, dem tiefgehöhlten Felsen-Bassin meergrün entwallt. Das Schlagen des Gewässers, an dem schwarzen marmorartigen Pfeiler gibt ein, dem Tone der Trommel ähnliches, Getös, und dem Wasserfalle seinen Nahmen. Hoch her donnert das Wasser, aus einer finstern Schlucht herunter, und kommt vom Fuße der Jungfrau herab. Sprechen konnten wir nicht, weil der donnernde Strom jeden Laut verschlang. Aber freundlich

a) Prosaische Schriften. Band 2. S. 94.

lich blikte das schöne Schweizer-Mädchen mich an, mit fragendem Blike, und drükte mir dann einen herzlichen Kuß auf die Wange. Wie ganz, wie herzlich erwiderte ich diese sympathetische Empfindung! Wie war sie schön, dieß Einfaltsvolle Kind der Natur. Nicht allein ihr Griechisch-schöner Kopf, ihre ganze Gestalt, in welcher Adel mit Jugendfülle vereint war, erfüllte mich mit Bewunderung.

"In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele," sagte ich, mit Haller, und war hier, in den Alpen, sicher, keinen Trugschluß zu machen. Ich sah Henrietten, auf einem ähnlichen Vorsprunge, aber noch höher, stehen, an der Seite eines Jünglings, der nicht minder schön, als das Mädchen, die Kraft des Helden mit der Ruhe des Hirten in seiner edeln Gestalt vereinigte. Es war der junge Ehemann der lieben Schweizerinn, und beide ein junges, erst vor drei Monaten verehlichtes, Hirtenpaar. Sie waren, von ihrer stillen Hütte, aus den hohen Wiesen der Wenger-Alp, herabgestiegen, um, zur Sonntagsfeier, die Größe Gottes in der Natur zu verehren, und den Trommelbach zu besehen. Jezt priesen sie uns ihr glükliches Hirtenleben, und die Schönheit ihres Landes, mit naiver Herzensfreude. Dann kehrten sie in ihre friedliche Hütte, und wir nach dem Dorfe zurük."

Um

Um die Herzlichkeit, Offenherzigkeit und Unbefangenheit der Aelpler, kennen zu lernen, muß man sich von den Wegen entfernen, die alle Reisenden gewöhnlich wandeln, und auf denen immer Einer dem anderen nachtrabt. Kommt man auf solche Nebenwege, im Inneren der Gebirge, so ergreift jeder Landmann, der dem Wanderer begegnet, demselben die Hand, und drükt dieselbe, ohne ein Wort zu sprechen, mit unverstellter Herzlichkeit a).

Von der Ehrlichkeit und Redlichkeit der Alpenbewohner ist das folgende ein merkwürdiger Beweis. Im Walliser-Lande wohnt, im Visper-Zehenten, in dem Matter-Thale, ein, von keinem Reisenden besuchtes, den Schweizern selbst kaum bekanntes Bergvolk, dessen idyllische Sitten Rousseau, in seiner Heloise, so rührend und so wahr geschildert hat. Dieses Volk hat keine Schulen. Es liest nicht, es schreibt nicht, es rechnet nicht. Ihre Rechnungen werden durch bloße Einschnitte und Einkerbungen in ein hölzer-

a) Je reconnus, non sans quelqu'émotion, la cordialité des habitans de ces montagnes. Etranger, inconnu, quelques-uns d'eux, en passant, sans proférer une parole, me prenoient la main, et la serroient dans la leur. *Robert* voyage en Suisse. T. 2. p. 220.

hölzernes Brett geführt. In diesem Thale hatte der Hr. von Curten (Vater des nachmaligen Grafen von Curten, Marschalls in Franzdsischen Diensten, und Kommandeurs des Ludwigs-Ordens) beinahe allen Bauern Geld vorgestrekt, und besaß darüber keine anderen Schuldscheine, als jene eingekerbten hölzernen Bretter. Nach seinem Tode hielten seine Kinder diese ganze Geldsumme für verlohren. Allein der Graf von Curten versichert, daß, zu ihrem größten Erstaunen, Ein Bauer nach dem anderen sich eingefunden, seine Schuld freiwillig anerkannt, und, zur festgesezten Zeit, Kapital und Zinsen bezahlt habe. Auch nicht Einer fehlte a).

Da, wo die Sitten so rein sind, sind die Verbrechen selten. Mord, Diebstahl, Ehebruch, von einem Einheimischen begangen, werden als auffallende und außerordentliche Begebenheiten angesehen. Die meisten Verbrecher, welche die Gesetze zu bestrafen haben, sind fremde, durchreisende Landstreicher.

Uebrigens sind, unter dem Hirtenvolke, die Kriminal-Gesetze äußerst streng. Der Diebstahl wird mit dem Tode bestraft; Ausschweifungen mit dem anderen Geschlechte machen ehrlos; der Ehebruch zieht, so wie ein Bankerott, den Verlust der

a) Tableaux de la Suisse. T. 2. p. 183.

der angebohrnen, staatsbürgerlichen Rechte nach sich, und macht unfähig, irgend eine Stelle in der Republik zu bekleiden.

Die glükliche Muße, in welcher die Alpen-Hirten leben, da die Beschäfftigung mit dem Viehe und mit der Bereitung von Butter, oder Käs, ihnen sehr viele Zeit übrig läßt; die Stille und Einsamkeit auf den Alpen; die lange Abgeschiedenheit von den Menschen und die ruhige Einsamkeit, in welcher sie leben; nebst der gänzlichen Befreiung von Nahrungssorgen: alles dieses, zusammen genommen, stimmt ihren Geist zum Nachdenken. Da die meisten unter ihnen (wenigstens unter den protestantischen) in der Jugend lesen gelernt haben: so hängt viel davon ab, was für Bücher ihnen in die Hände fallen. Meistens sind es mystische oder schwärmerische Bücher, mit denen sie sich beschäfftigen: daher auch, unter den Alpen-Hirten, Mystiker und Schwärmer sehr häufig vorkommen — so wie in den inneren Theilen von Nord-Amerika, wo eine ähnliche Ursache ähnliche Wirkung hervor bringt a).

Außer den geistlichen und mystischen Büchern lesen die Alpen-Bewohner vorzüglich gern historische Schriften, die im Chroniken-Style geschrie-

a) Man sehe Hrn. Schöpfs Reise.

ben sind. Münsters Kosmographie ist eines ihrer Lieblings-Bücher. Die Geschichte ihres Vaterlandes kennen sie alle. Doch lernen sie dieselbe mehr, durch Ueberlieferung, vom Vater, Großvater, Oheime, als aus Büchern. Die Thatsachen wissen sie; aber um die Zeitrechnung bekümmern sie sich wenig. Im siebenjährigen Kriege, und bis auf die neueste Zeit, war König Friederich ihr Held. Sie fochten alle seine Schlachten auf den Bergen nochmals.

Aeußerst sinnreich sind sie, in Erfindungen mancher Art. Da, wo sie Fabrik-Arbeit verfertigen, machen sie beständige Verbesserungen, an den Werkzeugen, an der Arbeit, an der geschmakvollen Verzierung derselben. Ihr nachdenkender Geist ist unaufhörlich auf Erweiterung der Kunst, welche sie treiben, bedacht. Ein Leinweber aus dem Kantone Appenzell erfand, vor nicht vielen Jahren, die Kunst, Hemden und Säke ohne Naht zu weben. Einige verfertigen Uhren, andere Orgeln, andere Feuersprizen, noch andere Spinn-Maschinen, bloß durch Anstrengung ihres Kopfes, ohne alle Anleitung. Und wer hätte nicht von des berühmten Hirten Grubenmann bewundernswürdigen Brüken über den Rhein und die Aar gehört? "In der That, man kann die Kühnheit und schöne Einfachheit, die anscheinende Leichtigkeit

und

und innere Stärke der Grubenmannischen Brüken nicht genug bewundern!" Nicht weniger einfach und schön sind die, von jenem Schweizer-Hirten gebaueten Kirchen. Und dieser Mann verstand nichts von Mathematik, von Mechanik! Er konnte kaum lesen, schreiben, und etwas rechnen. Dennoch machte er eine so wichtige mechanische Entdekung! Uebrigens lebte er als ein Bauer, ohne alle Anmaaßung, bis an sein Ende. So auch sein Bruder, welcher ein nicht weniger großes mechanisches Genie war. Als dieser von einigen Engländischen Lords besucht wurde, die ihm zu verstehen gaben, daß sie, voller Bewunderung, gekommen wären, um ihn zu sehen und kennen zu lernen, gab er zur Antwort: "Nun, was ist denn an einem Bauern zu sehen?"

Aehnliche Genies leben viele, unerkannt und ungepriesen, unter den Hirten, in den Alpen: "Der Liebhaber der Natur," sagt Haller, "der alte tapfere Krieger, der bäurische Dichter, und selbst der Staatsmann im Hirtenkleide, sind auf den Alpen gemein. Ihrer Einwohner Beredtsamkeit, ihre Klugheit, und ihre Liebe zur Dichtkunst, sind in meinem Vaterlande so bekannt, als auswärts ihre unerschrokene Standhaftigkeit im Gefechte." a)

a) Hallers Gedichte, die Alpen, in den Anmerkungen.

Wie wunderte sich Ramond, als er, auf den Alpen, Hirten fand, welche eigene Bibliotheken hatten, welche die Griechische und Römische Geschichte studirten! a) Wie erstaunte er, als er, im Hasli-Thale, eine Bäurinn über dem Lesen von Marmontels moralischen Erzählungen antraf! b)

Der Hang zum Nachdenken ist überhaupt allen Alpen-Bewohnern gemein; und sogar in den katholischen Alpenländern, wo die größte Finsterniß von den Geistlichen vorsäzlich unterhalten wird, bedarf es nur irgend eines besonderen Umstandes, der das Nachdenken weke, um, selbst über Religions-Angelegenheiten, den Aelpler auf einen eigenen Weg zu leiten. Saussüre erzählt davon ein rührendes Beispiel. Er trat einst, als er von einen Gletscher herab kam, in eine Hütte, um sich durch Milch zu erquiken. In derselben traf er eine Frau mit ihren Kindern an. Sie erzählte, daß, in der Gegend, kurz zuvor, die Ruhr geherrscht, und daß sie, an dieser Krankheit, inners

a) On lit, dans les Alpes, l'histoire Grecque et Romaine; il est des bergers qui ont de bibliothéques. *Coxe par Ramond* T. 1. p. 96.

b) Le croira-t-on? les *contes moraux* de Marmontel se trouvent dans la bibliothéque d'une femme des montagnes du Hasli. Ebendas. S. 231.

innerhalb weniger Tage, ihren Vater, ihren Mann und ihre Brüder, verloren habe, so, daß sie nunmehr, mit drei ganz kleinen Kindern, in der Welt allein sei. Auf ihrem schönen und edeln Gesichte herrschte der Ausdruk des tiefsten Leidens, verbunden mit der ruhigsten Gelassenheit. Dieß gab ihren Zügen etwas Erhabenes, wodurch Saussüre bewogen wurde, sich mit ihr in ein näheres Gespräch einzulassen. Als sie hörte, daß er ein Genfer, folglich ein Protestant wäre, erklärte sie, wie sie nicht glauben könnte, daß die Protestanten ewig verdammt würden; denn es fänden sich unter ihnen zu viele rechtschaffene Leute, und Gott wäre zu gerecht und zu gut, um alle, ohne Unterschied, zu verdammen. Hierauf schwieg sie einige Augenblike still, und fuhr dann, im Tone des tiefsten Schmerzens, fort: "Merkwürdig ist es doch, daß, von so vielen, die schon „in die andere Welt gegangen sind, noch nicht „Einer zurükgekommen ist. Der Verlust meines „Mannes und meiner Brüder geht mir so nahe, „daß ich unaufhörlich mich in Gedanken mit ihnen „beschäfftige, daß ich jede Nacht aufs Dringendste „sie beschwöre, mir kund zu thun, wo sie sich „befinden, und in welchem Zustande. Wahrlich, „wenn sie noch irgendwo vorhanden wären, so „würden sie mich gewiß nicht länger in dieser Un-

„gewißheit lassen. Doch, vielleicht bin ich einer „solchen Gunst nicht werth; vielleicht genießen „aber die unschuldigen und reinen Seelen dieser „kleinen Kinder ihres Anblikes und ihrer Ge„genwart"

Der Karakter der Alpenbewohner ist überhaupt still, ruhig, in sich gekehrt, etwas schwermüthig, ohne heftige Leidenschaften. Der Einsamkeit und der Absonderung gewohnt, verlieren sie beinahe ganz das Bedürfniß, sich mit zu theilen. Ihre Gesänge sind (nach Hrn. Spaziers, eines großen Kenners der Musik, Bemerkung) süß, und weich, und haben ganz den Karakter der Schwermuth. Man hört darin fast gar keinen großen Tonfall, und sie sind größten Theils in der weichen Tonart.

Unter den schwärmerischen Büchern, mit denen sich die reformirten Aelpler, besonders die des Berner-Kantones, beschäfftigen, verdient vorzüglich genannt zu werden: Gottholds vier hundert zufällige Andachten: ein merkwürdiges Buch, welches bei den Aelplern, nächst der Bibel, des größten Ansehens genießt. "Der fromme Mann ist andächtig bei rauchenden Feuermauern, und läßt den Rauch, ganz plan, in die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott übergehen. Bei einem Holzwurme, den er in seinem Kämmer-

lein

lein nagen hört, erinnert er sich, wie der Tod aus den Feuchtigkeiten der Sünde erwachsen ist. Der Fliederbaum gibt ihm Gelegenheit, für Gelehrte ohne Sitten zu beten. Die Güte Gottes abstrahirt er aus geschmolzenem Zuker, und aus eingemachten Sachen das Bild der göttlichen Barmherzigkeit. Die Hand Jesu nennt er der Frommen Sparbüchse, und Christi Wunden demonstrirt er deutlich, an dem Baue eines Apfels. Auch hat er, sinnreich genug, die Sicherheit an Sperlingen und Hechten erwogen."

Die Spiele der Alpen-Bewohner sind von dreierlei Art; Lustspiele, Scheibenschießen, und gymnastische Uebungen.

Die Lustspiele sind eine Art satyrischer Komödien, in denen die Vorfallenheiten der jüngst verflossenen Zeit dargestellt werden, wobei es denn gemeiniglich an Persönlichkeiten nicht fehlt. Oefters wird auch, mit großem Geschreie, der jährliche Zug des Viehes nach den Alpen, und die Rükkunft von denselben nach dem Dorfe, vorgestellt, wobei dann Kinder und junge Leute die Rolle der Kühe, Ziegen und Schaafe, übernehmen. Kommt, in solchen Spielen, ein König vor (ein Wesen, welches die Aelpler nicht anders kennen, als aus der Bibel und den Geschicht-Büchern), so tritt Einer von den jungen Leuten, mit einem Stoke

in der Hand, auf die Achseln zweier andern, von denen er gehalten und unterstüzt wird. Der auf den Achseln stehet, ist dann der König, und die er tritt sind seine Unterthanen.

Zuweilen stellen diese Hirten allerlei Auftritte aus der vaterländischen Geschichte vor, besonders die Geschichte des Wilhelm Tell, welche überhaupt die Lieblings-Geschichte des ganzen Schweizer-Volkes ist. Bei dergleichen Gelegenheiten ist alsdann der Zulauf des Volkes außerordentlich groß, und die Zuschauer nehmen an der Vorstellung den lebhaftesten Antheil. Vormals waren dergleichen Schauspiele auch in der übrigen Schweiz allgemein. Noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde, zu Bern, in der Münsterkirche, die Befreiung der Schweiz vorgestellt. Die Freiheit in rother Müze, und Madame Skaverei, mit einem Ochsen-Joche um den Hals, unterhielten sich über das Beßte der Nation. Auch zu Basel, zu Zürich, und zu Luzern, waren dergleichen theatralische Vorstellungen, Theils aus der Schweizerischen, Theils aus der Biblischen Geschichte, häufig. Denn die Schweizer haben einen großen Hang zu Schauspielen, ungeachtet in der ganzen Schweiz kein Theater geduldet wird. Die Biblischen Vorstellungen schrieben vormals, in den katholischen Kantonen, die Jesuiten, und ließen dieselben von ihren

Schü-

Schülern aufführen. Hierbei erinnere ich mich eines lächerlichen Vorfalles, den der Baron von Zurlauben, als Augenzeuge, erzählt. Vor einigen Jahren ward, im Kantone Unterwalden, in einem Dorfe, die Leidens-Geschichte von den Bauern vorgestellt. Das Schauspiel fieng um 7 Uhr des Morgens an, und war Nachmittags um 4 Uhr noch nicht geendigt. Um diese Zeit pflegen alle Bauern ihre Kühe zu melken. Es gingen daher auch von den Schauspielern einige, zu diesem Zweke, nach Hause, und die Vorstellung ward unterbrochen. Die Zuschauer, welche ohnehin lange Weile gehabt hatten, murrten, und wollten sich weg begeben. Da trat der Direktor des Schauspieles hervor, entschuldigte die Unterbrechung, und bat, nur etwas Geduld zu haben, indem die Apostel nach Hause gegangen wären, um ihre Kühe zu melken a).

Zu den vorzüglichsten Lustbarkeiten der Alpen-Bewohner gehört, zweitens, das Schießen nach der Scheibe, welches, auf den Alpen, allgemein geübt wird. Die Hirten sind vortreffliche Schüzen.

Eine dritte Art von Spielen der Alpen-Hirten sind die gymnastischen Uebungen. Diese sind allen Alpen gemein. Von uralten Zeiten

schreibt

a) Tableaux de la Suisse. T. 2. p. 223.

schreibt sich die Sitte her, daß jährlich, an gewissen Tagen, ganze Dörfer, ganze Thäler, auch wohl ganze Kantone, auf dem grünen Rasen dazu bestimmter Alpen, sich versammeln, und im Laufen, im Ringen, oder im Steinstoßen, um den Preis kämpfen. Der Sieger erhält großes Ansehen, zuweilen einen geringen Preis, öfters ein Lied. "Die gymnastischen Spiele, welche, bei den Griechen, einen so wichtigen Theil der Erziehung ausmachten, und zugleich die größten Feste waren, an denen alle Völker Griechenlands, mit hohem Enthusiasmus, Theil nahmen, sind, in den Gebirgen der Schweiz, mit der Freiheit, wieder aufgelebt, und werden, bis auf den heutigen Tag, fortgesezt. Knaben und Männer üben sich im Ringen und Kämpfen, im Laufen und Steinstoßen. Die Knaben ringen und laufen, die Erwachsenen stoßen Steine. Mit dem größten Interesse sah ich diesen Spielen zu. Ich bewunderte eben so sehr die Gewandtheit, Gelenkigkeit, Schnelligkeit und Festigkeit der Ringer, welche sich mit geneigtem, und gegen einander gestützten, Kopfe, um die Schultern, oder um den Hosengurt festpaken, und so alle Bewegungen versuchen, um den Gegner nieder zu werfen, als auch die außerordentliche Kraft der Steinstößer. Diese Uebung ist die wahre Lazedämonische Diskobolie, mit Springen verbunden. Starke Männer

nehmen

nehmen achtzig, bis hundert Pfund schwere, und meistentheils ganz runde Steine, in die rechte Hand, heben sie bis auf die rechte Schulter, und werfen dann den Stein, mit einem plözlichen Sprunge, oder Schwunge des Körpers, so weit, als möglich. Wer am weitesten wirft, ist der Sieger. Zweimal des Jahres sind diese Spiele ein öffentliches Fest des Landes. An dem Kirchweihfeste im May, und an dem Kirchweihfeste im Herbste, treten die Läufer und Steinstoßer vor allem Volke auf, und zeigen ihre Geschiklichkeit und Kraft. Der Schnellste im Laufen, und der Stärkste im Steinstoßen erhalten, außer dem allgemeinen jauchzenden Beifalle ihrer Mitbürger, aus der Landes-Kasse einen Preis von etwa fünf Gulden, und die beiden nächst Beßten ungefähr Einen Thaler." a)

Diesen gymnastischen Uebungen verdanken die Alpen-Hirten größtentheils ihre außerordentliche Stärke. Man findet unter ihnen viele, die drei Zentner zu tragen, und über sechs Zentner von der Erde aufzuheben vermögend sind. Einige sind im Stande, noch viel mehr zu thun b).

In dem Alpenlande ist die Gymnastik eine ordentliche Kunst, die zu der Schönheit der Männer

a) Ebels Schilderung von Appenzell. S. 174.

b) Schnider von Wartensee Beschreibung des Entlebuchs Bd. 2. S. 134.

ner sowohl, als zu ihrer Gewandtheit, sehr vieles beiträgt. Sie hat ihre eigenen, bestimmten Regeln, auf denen fest gehalten wird, und deren Verlezung denjenigen, der sie übertritt, ehrlos macht. Merkwürdig ist dabei die auffallende Aehnlichkeit, welche zwischen dem Ringen der Aelpler und der Einwohner der Südsee-Inseln Statt findet. Eben so, wie Cook, in seiner dritten Reise, das Ringen der lezten beschreibt, wird es auch auf den Alpen geübt. "Im Angriffe sowohl, als im Niederwerfen, stimmt die Ring-Art der Südsee-Insulaner mit der der Schweizerischen Gebirgsbewohner ganz überein. Besonders eigen ist ihnen beiden, Eine der Lieblingsarten, den Gegner an sich heran zu ziehen, und, ehe man ihn auf die Erde wirft, zwei oder drei mal herum zu schwingen. Der Entlebucher nennt diese Kampfart den Fleutischwung." Noch auffallendere Aehnlichkeit mit den gymnastischen Uebungen der Schweizer hat die Kampfart der Kalmuken. Sie bedienen sich dabei des nämlichen Griffes mit der rechten Hand, hinten am Hosengurte, und werfen ihren Gegner eben so auf den Rüken. Auch sind die Regeln beinahe dieselben a).

Bei einem großen Ringfeste, oder Schwingfeste, wie es in den Alpen heißt, dergleichen jähr-

a) Stalder Fragmente über Entlebuch. Bd. 2. S. 13.

jährlich gefeiert werden, ist folgendes der Verlauf a). Der Meister unter den Schwingern einer Gegend schreibt einen freundschaftlichen Brief an den Schwingermeister einer anderen benachbarten Gegend, und fordert denselben, auf einen gewissen Tag und an einen bestimmten Plaz, zur Probe der Stärke, heraus. Nimmt der andere die Ausforderung an, so nähren sich, von nun an, die vorzüglichen Schwinger beider Partheien mit besseren Nahrungsmitteln, als gewöhnlich. An dem verabredeten Tage erscheinen dann die Kämpfer beider Partheien auf dem bestimmten Plaze. Erst ruhen sie eine Weile im Wirthshause, trinken mit einander Wein, und stoßen an. Dann geht der Zug nach dem Kampfplaze. Voran die Musikanten, welche einen kriegrischen Marsch spielen; darauf folgen Paarweise die Kämpfer, jeder mit seinem Gegner Arm in Arm; den Zug beschließt die Menge des, weit her gelaufenen, neugierigen Volkes. Sind nun die Kämpfer auf dem Plaze angekommen, so bildet sich um sie ein weiter Kreis, von Männern, Weibern, Mädchen und Jünglingen. Dann wird von jeder Parthei eine gleiche Anzahl Kämpfer ausgewählt; vier, sechs, acht, je nachdem sie mit einander übercin kommen. Die schwächeren von beiden Partheien machen

a) Stalder Fragmente über Entlebuch. S. 67.

machen den Anfang, und die stärkeren, der Reihe nach, schließen den Kampf. Bei jedem Kampfe treten die beiden Kämpfer hervor, in die Mitte des Kreises. Ihre Beinkleider sind, über den Knien, bis hoch an die Schenkel, aufgerollt; das Hemd ist, am Halse, geöffnet, und die Aermel sind, beinahe bis an die Schultern, aufgewikelt, so, daß die muskulosen Arme ganz entblößt erscheinen. Um den Kopf ist eine Haube, oder ein Schnupftuch, gebunden, damit die kurzen fliegenden Haare nicht in das Gesicht, oder über die Augen herab fallen. So ausgerüstet treten beide hervor, auf die Mitte des Kampfplazes, grüßen sich freundlich, und versprechen einander, mit einem feierlichen Handschlage, daß sie ohne Groll, bloß im Scherze, den Kampf anfangen, fortsezen und vollenden wollen. Jeder zieht seine Hand zurük, der Kampf beginnt. "Das Herz schlägt der erwartenden Schönen (sagt Hr. Schneider), die ihren Geliebten kämpfen sieht. Siegt er, dann verräth sich ihr Gefühl auf der erröthenden Wange. Die Mütter lächeln; die Väter freuen sich über ihre, noch nicht ausgearteten, Söhne; Vergnügen zeigt sich auf dem Angesichte alter Ringer, der Richter des Spieles." Der geübteste unter den Ringern leitet das Ganze, und entscheidet, in verwikelten Fällen. Wer zwei mal auf

den

den Rüken fällt, der muß den Kampfplaz verlassen. Dann tritt ein neuer, an Kraft und Geschiklichkeit dem Ueberwundenen überlegener, Kämpfer auf, der mit dem lezten Sieger um den Preis streitet. So wird fortgefahren, bis an alle Kämpfer die Reihe gekommen ist. Mit Musik, und in feierlicher Begleitung des Volkes, ziehen die Ueberwinder nach dem Wirthshause, "wo Sieger und Besiegte einander Lob ertheilen, friedlich Abschied nehmen, und bald sich wieder zu versuchen versprechen. Dann gehen sie lustig auf ihre Alpen heim."

Wer öfters, und in verschiedenen Arten von Kämpfen, gesiegt hat, der genießt, unter dem Bergvolke, einer vorzüglichen Achtung. Sein Nahme wird mit einer gewissen Ehrfurcht ausgesprochen, und noch als Greis betrachten ihn die jüngeren Kämpfer mit stiller Bewunderung. "Die Väter erzählen es ihren Kindern, und sein Nachruhm dauert wenigstens ein halbes Jahrhundert fort."

Den Einfluß des Beifalls der schönen Alpen-Mädchen auf die Anstrengungen der Kämpfer, beschreibt ein Deutscher Reisender, als Augenzeuge, in folgender schönen Stelle a). "Ich sah die Theilnehmung, in den blühenden Gesichtern, die sich

a) Schweizer-Briefe an Cäcilien. Bd. 1. S. 354.

sich in dem Publikum um die Ringer eingefunden hatten, fast so gern, als die Ringer selbst. Manche hellen blauen Augen gestanden ohne Hehl, was sie in einem Theezirkel verschwiegen haben würden. Eine solche Mischung von Unschuld und Erfahrung in allen Mienen sieht man nur in diesem Lande, wo die Kunst der Natur ihr größtes Geheimniß noch nicht abgelernt hat, und der freie, durch alte Sitte autorisirte, Umgang der Liebhaber mit ihren Geliebten manchen Aeußerungen der Jungfräulichkeit vielleicht ein gar zu frühzeitiges Ende macht."

Tapferkeit ist eine, allgemein anerkannte, Eigenschaft der Alpen-Bewohner. Sie ist ein auszeichnender Zug in dem Karakter der Schweizerischen Gebirgs-Völker. So lange hat kein anderes Volk um seine Freiheit gekämpft, so wiederhohlt hat kein anderes Volk gesiegt, (selbst die Griechen nicht) als die Schweizer. Aber nicht nur für sich selbst kämpften sie; sie siegten auch für andere Mächte. Ohne die Schweizer hätte Heinrich der Vierte von Frankreich seine Krone nicht erhalten; ohne die Schweizer wäre Karl der Neunte, zu Meaux, dem Prinzen von Conde in die Hände gefallen. Ludwig der Dreizehnte und Ludwig der Vierzehnte waren der Tapferkeit der Schweizer manchen Sieg schuldig. Wie treu sie dienen, dieß haben die

heu-

heutigen Revolutions-Zeiten gezeigt. Weder zu Paris, noch im Haag, noch zu Turin, noch zu Rom, noch zu Neapel, gingen die Schweizer zu den Empörern über. Ja, als sie, von den neuen Helvetiern (die keine Schweizer sein wollen, und auch keine sind) gezwungen wurden, in Piemont Französische Dienste zu nehmen, traten sie, zu Mantua, aus Abscheu, daß man sie zwingen wollte, Verräther zu werden, die National-Kokarde mit Füßen, und zeigten sich dadurch ihrer Väter würdig, indem sie im Dienste eines treulosen, Wortbrüchigen Französischen Direktoriums, nicht stehen wollten. Das Oesterreichisch-Lothringische Haus würde vielleicht jezt nicht auf dem Kaiserlichen Throne sizen, hätten nicht die tapferen Schweizer, bei Murten und bei Nancy, dem Herzoge Renatus von Lothringen beigestanden, und den stolzen Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, mit seiner ganzen Macht vernichtet. Ohne die Schweizer wäre damals Lothringen erobert, und mit den weitläuftigen Besizungen des Hauses Burgund vereinigt worden. "Auf hundert wohl behaupteten Schlachtfeldern haben die Schweizer die Hochschäzung der Valois und Bourbon verdient, und mit ihnen hat Renatus von Lothringen, vor Murten und bei Nancy, die stolze Macht Burgunds gebrochen."

Wegen der anerkannten Tapferkeit der Schweizer, welche sich, wie ihre Treu und Rechtschaffenheit, niemals verleugnet hat, wurden die Schweizerischen Soldaten von den größten Europäischen Mächten so hoch geschäzt, daß sie denselben nicht nur weit höheren Sold bezahlten, als ihren eigenen Truppen, sondern daß sie ihnen auch, vorzüglich und ausschließungsweise, die Bewachung ihrer eigenen erhabenen Personen anvertrauten. Funfzig tausend Schweizer standen außer Landes, in fremden Diensten: eine tapfere, gut disziplinirte, stehende Armee, welche dem Lande nichts kostete. Kein Schweizer wurde mit Gewalt in den Dienst dieser Armee gezwungen; Jeder diente freiwillig, und nur auf wenige Jahre. Dann kehrte er in sein Vaterland zurük, heirathete, zeugte Kinder, und vergaß seine kriegerische Uebungen, so lange, bis ihn eine, dem Vaterlande drohende, Gefahr aufs Neue bewaffnete. Reisende, welchen die Verfassung der Schweiz nicht hinlänglich bekannt war, haben die Besorgniß geäußert, diese rükkehrende Soldaten möchten fremde Laster mit nach Hause bringen, und die einfachen Sitten der unschuldigen Alpen-Bewohner vergiften. Allein die Erfahrung hat hinlänglich bewiesen, wie ungegründet diese Besorgniß gewesen. Nach wenigen Monaten war der, aus dem Soldaten-

vatendienste zurük gekommene, Schweizer, als wenn derselbe sein Vaterland niemals verlassen gehabt hätte. Wie vormals Antäus, als er mit dem Herkules kämpfte, seine verlorne Kräfte augenbliklich wieder erhielt, sobald er nur die Erde, seine Mutter, berührte: so erhielt auch der Schweizer die verlorne Einfalt der Sitten wieder, sobald er in sein Vaterland zurük gekehrt war.

In denjenigen Alpen-Ländern, in welchen die Hirten zugleich Fabrikanten sind, überflüssiges Geld erhalten und dadurch Weichlichkeit und Wohlleben gelernt haben, ist die Tapferkeit ganz verloren. So haben sich z. B. die Appenzeller, bei den neuesten Vorfällen, unter allen Schweizern am feigsten bewiesen, ungeachtet sie, so lang sie nicht auf die Probe gesezt wurden, mit Tapferkeit und Heldenmuth viel zu prahlen wußten.

Denn sie pflegen zu sehr auf ihre Stärke zu trozen.
Kommt man ins Feld, und naht sich dem Werke, da hinkt es gewaltig.
Muthiger kann man nichts sehen, als sie zu Hause sich zeigen;
Draußen liegen sie gern im Hinterhalt.

Das Trozen auf ihre Stärke ist überhaupt ein karakteristischer Zug der Aelpler. Als, zur Zeit

der Unruhen in Freiburg, mehrere Kantone Hülfs-Truppen dahin sandten, kam auch von Lucern ein Korps durch die Stadt Bern. Der alte Preußische General Lentulus stand auf der Straße, als sie vorbei zogen. Da er nun, mit Wohlgefallen, einen schönen Entlibucher bemerkte, der sich, in seiner National-Uniform, recht gut ausnahm, trat er näher, klopfte dem Burschen vertraulich auf die Achsel, und fragte; "Kerl, hast du Kurage?" — "O ja! (erwiderte der Jüngling) sechs, wie Ihr seid, nähm' ich." Die Lacher waren nicht auf Seiten des Generals: doch lachte er selbst mit.

Von der Tapferkeit der Schweizerischen Gebirgs-Völker diene Folgendes zum Beweise. Es ist, in den kleinen Kantonen, ein Gesez vorhanden, vermöge welches Derjenige, der in der Schlacht vor dem Feinde flieht, hingerichtet werden soll, und seine Nachkommen, bis in das dritte Glied, ehrlos sein sollen a). "Wo kein Fürst ist, da muß das Gesez die Kriegszucht unterhalten. Alle Flucht ist schändlich; aber selbstherrschende Völker verlieren durch Muthlosigkeit Alles. Vielleicht haben sie Blut verschwendet, aber ihr Schlachthaufe stritt so, daß, durch den Troz ihrer Todes-Verach-

a) Müllers Geschichte der Schweiz. Bd. 2. S. 225.

achtung, öffentliche Freiheit, ein glükliches Leben und ein ruhmvoller Nahme, erkämpft worden ist.“

Ueberall, wo Manufakturen sind, hat die alte Tapferkeit sehr abgenommen. Die St. Galler, welche, zu Anfange des sechszehnten (?) Jahrhundertes, gemeinschaftlich mit den Appenzellern, große Heldenthaten verrichteten, haben jezt wenig militärischen Geist. Man fand selten einen St. Galler unter den Schweizer-Regimentern in auswärtigen Diensten. Ein Schweizer-General in Französischen Diensten, fragte einen Hauptmann seines Regiments, der ein Bürger von St. Gallen war, warum er, auf der Musterungs-Rolle, unter seiner Kompagnie so wenig gebohrne St. Galler fände? “Es thut mir leid, Herr General,” erwiderte der Hauptmann, “es hat mir aber noch nicht gelingen wollen, meine Landsleute zu überreden, daß sechs Sous täglich, im Soldatendienste, besser seien, als dreißig Sous, die sie täglich in den Fabriken verdienen können.” a) Offiziere von jedem Range hat St. Gallen dem Auslande viele geliefert, aber nur wenige gemeine Soldaten.

Von der Unerschrokenheit dieses Volkes geben die Gemsen-Jäger, die Krystallsucher und die Wildheuer, den beßten Beweis. Es

 sind

a) Tableaux de la Suisse. T. 2. p. 196.

sind dieß die unerschrokensten, frechsten und verwegensten Menschen auf dem Erdboden. Ihr ganzes Leben ist eine ununterbrochene Kette selbst gewählter Gefahren, die sich gemeiniglich mit einem gewaltsamen Tode endigen. Die Gems-Jagd ist ein Glüks-Spiel, wobei der Spieler unglaublich große Beschwerden überwinden muß. Ist er eine Zeit lang glüklich, und schießt, bald nach einander, mehrere Gemsen: so bringt er das Erworbene, innerhalb weniger Tage, durch, und wirft gleichsam das Geld weg, bis dasselbe alle ist. Dann geht er abermals auf die Jagd, lebt abermals so, wann er viel schießt, und darbt, wann er keine Gemse erlegt. Im Glüke und im Unglüke ist er beständig gleich vergnügt, und gleich zufrieden. Diese gefährliche Jagd rafft manchen Aelpler in der Blüthe seiner Jahre dahin. Es ist beinahe unbegreiflich, wie ein so gefährliches, so mühsames Leben, für Denjenigen, der sich demselben ergibt, so unwiderstehlichen Reiz haben kann, daß er nachher nicht mehr vermag, sich demselben zu entziehen.

Die Gemsen halten sich nur auf den höchsten Gipfeln der Gebirge, in einer Region auf, wohin sich die Wolken niemals erheben. Die Ziegen der Aelpler versteigen sich öfters dahin. Dann gatten sich Gemsen und Ziegen mit einander, über den Wolken. "Die Frucht dieser Himmlischen Liebe,

jen-

jenseits den Wolken geboren, ist schön, und wird vorzüglich geschäzt."

Der Gemsen-Jäger verläßt früh, lange vor Anbruch des Tages, seine einsame Wohnung, damit er noch in der Dämmerung auf die höchsten Alpen-Weiden gelangen könne, wo, mit den ersten Strahlen der Sonne, die Heerde von Gemsen sich einfindet, um zu grasen. Sobald er von ferne die Stelle entdekt, wo die Gemsen gemeiniglich sich einzufinden pflegen, steht er still, zieht sein Fernglas aus der Tasche, und erforscht genau die ganze Gegend. Erblikt er keine Gemse, so fährt er fort zu steigen. Sieht er aber Eine oder mehr: so bemüht er sich, durch Umwege höher hinan zu klimmen, und über dieselben sich zu erheben. Gelingt ihm dieß, so kriecht er leise, neben den schreklichsten Abgründen, auf losen Schieferfelsen, und von dem Nebel und Thau naß und schlüpfrig gemachten Rasen, hinter den Felsen herum, bis er den Gemsen so nahe kommt, daß er deutlich ihre Hörner sieht.

Dort senkt sich, so schaurig und still wie die Gruft,
Ein Pfad, über Schiefer, aus nächtlicher Kluft,
Wo Todes-Ahndungen walten,
Um gräßliche Spalten.

Ihn wandelt der Jäger der Gemsen, im
Grau'n
Der feuchtenden Wolke, mit kühnem Vertrau'n
Und späht, im treuen Geleite
Der Freunde, nach Beute.

Sobald sich der Jäger so weit genähert hat, daß er die Hörner der Gemse deutlich entdekt, legt er seine Büchse am Felsen an, zielt, und schießt. Fällt die Gemse, so läuft er hinzu, und schneidet derselben sogleich die Sehnen an den Beinen ab, damit sie ihm nicht wieder entrinne. Dann erst besinnt er sich, und sieht um sich, wo er sich befinde. Ist der Weg zu steil, und zu gefährlich, um eine so schwere Beute nach Hause zu schleppen, so zieht er dem Thiere die Haut ab, und begnügt sich mit dem Felle. Ist es aber nur irgend möglich, so bringt er die getödtete Gemse, auf seinen Schultern, neben Schlünden und Abgründen, selten ohne Lebensgefahr, nach Hause, wo er das Fleisch mit seiner Familie verzehrt, und das Fell verkauft.

Weit öfter geschieht es aber, daß der Jäger von den Gemsen bemerkt wird, bevor er zum Schusse kommen kann. Während diese Thiere im Grase weiden, hält immer Eines von ihnen, auf einer benachbarten Anhöhe, Wache, und wird alle Viertelstunden abgelöst. Bemerkt diese Schild-
wache

wache irgend etwas, das ihr bedenklich scheint, so gibt sie den übrigen, durch starkes Pfeifen, ein Zeichen. Sogleich laufen die übrigen alle herbei, und untersuchen den Grad der Gefahr. Ist es ein reißendes Thier, oder ein Jäger, was der Schildwache in die Augen fiel; so sezt sich die erfahrenste Gemse, als Anführerinn, an die Spize des Haufens, und dann eilen sie, mit unglaublich großer Schnelligkeit, über Felsen, und Abgründe, und Gletscher, und Schneegebirge, unzugänglichen Wildnissen zu.

Nun erst wird die Jagd beschwerlich, und mit Gefahren verknüpft. Denn nun erst erwacht die Leidenschaft des Jägers. Unvorsichtig, und ohne Rükficht auf die schreklichen Gefahren, denen er sich ausezt, verfolgt er die Thiere; klettert ihnen nach, die steilsten Felsenwände hinauf, springt ihnen nach, über unergründliche Abgründe, wo jeder Fehltritt der schreklichste Tod ist; verfolgt sie über die gräßlichen Spalten der Gletscher; vergißt Hunger, Durst, Ermattung, Weiber, Kinder, und behält nur immer unverrükt das, immer vor ihm her ihm entweichende, Ziel vor Augen. Endlich geht die Sonne unter, die Dämmerung bricht an: nun erst hält er an, und überlegt, wo er die Nacht zubringen will; denn er hat sich so weit verstiegen, daß jede Rükkehr nach Hause unmöglich ist. Es wird

ihm

ihm schwer, ein Nachtlager zu finden: denn hier findet sich nicht, wie in der Ebene, ein Baum, auf den er steigen, eine Höhle, in die er sich legen könnte. Hier finden sich nur kalte nakte Felsen. Auf einen derselben, den er sich ausgesucht hat, legt er sich, allein, oder in Gesellschaft seiner Mit-Jäger. Da bringt er nun die Nacht zu, im Finsteren, ohne Licht, ohne Feuer. Sein Nachtessen, etwas Brot und Käse, gewährt ihm seine Jägertasche, das Getränk dazu, der Gletscher. Das Brot, welches er mit sich führt, ist aus Habermehl, und so hart, daß er dasselbe entweder mit seiner Axt entzwei haken, oder zwischen zweien Steinen zerschlagen muß. Ohne Axt geht er niemals aus: denn diese dient ihm, Tritte in das Eis einzuhauen. So schläft er nun einige Stunden, und ein Stein dient ihm zum Kopfkissen. In der Morgen-Dämmerung steht er auf, sezt seine Muskeln in Bewegung, um sich der Kälte zu erwehren, nimmt einen Schluk Brantwein, wirft die Jagdtasche über die Schulter, ergreift die Flinte, und geht auf neue Abenteuer aus. Eher kehrt er nicht nach Hause, bevor er nicht etwas geschossen hat. Indessen sind ihre Weiber und Kinder zu Hause in Angst und Sorgen. Die schrekliche Möglichkeit, daß der Mann, der Vater, verunglükt sei, daß er das Ziel endlich erreicht habe, dem selten

ein

ein Gemsen=Jäger entgeht, quält sie unaufhörlich bis zu seiner Rükkunft. Der Aberglaube vermehrt noch diese Qualen: denn es ist unter den Alpen=Bewohnern eine, allgemein angenommene, Meinung, daß Derjenige, der, in den Alpen, auf irgend eine Weise, einsam umkommt, seinem nächsten Verwandten im Schlafe erscheint, ihm die Stelle anzeigt, wo der Leichnam zu finden ist, und ihm den Auftrag gibt, für die Beerdigung zu sorgen.

Und wenn denn nun der Jäger, nach langer vergeblicher Mühe, endlich seinen Zwek erreicht, und eine geschossene Gemse mit nach Hause bringt, so ist die Beute, aufs Höchste gerechnet, ungefähr vier bis fünf Reichsthaler werth; denn so viel gilt ungefähr das Fell nebst dem Fleische. Welch eine klägliche Belohnung für so viele Gefahren.

Der Gemsen=Jäger muß ein außerordentlich guter Schüz sein: denn fehlt er einmal, so gelingt es ihm in den folgenden Tagen selten wieder, zum Schusse zu kommen. Frei von Schwindel und Furcht muß sein Kopf sein: denn überfällt ihn, am steilen Abgrunde, oder am Gletscherspalte, auch nur ein augenblikliches Gefühl der Gefahr, worin er schwebt, so glitscht er aus, und ist verloren. Oefters, wann er, an dem steilsten Abgrunde, über einer Tiefe schwebt, die sein Auge

kaum

kaum ergründet, und wo er nur langsam, durch Hülfe seiner Fußeisen, weiter fort kriecht, sieht er sich, was in den Alpen sehr gewöhnlich ist, plözlich mit einem dichten Nebel umgeben. Dann kann er weder vorwärts, noch rükwärts. Unbeweglich klebt er an der steilen Felsenwand, wo er seinen Fuß kaum halb fest sezen kann. In der gefährlichen Lage muß er nun, unbeweglich, so lange mit Geduld ausharren, bis der Nebel, der oft Stunden lang anhält, sich verzogen hat. Trifft er die Gemsen in einem engen, mit Gletschern und Eisbergen überall eingeschlossenen Thale, welches nur Einen Eingang durch eine schrekliche Kluft hat (dergleichen Thäler es in den Alpen viele gibt): so ist seine Gefahr groß. Sobald die Gemsen ihn, am Eingange, gewahr werden, stürzt die ganze Heerde mächtig auf ihn zu, und wirft ihn, durch einen heftigen Stoß, in den unergründlichen Abgrund.

Viele Menschen verlieren jährlich ihr Leben, oder werden zu Krüppeln, auf dieser schrecklichen Jagd. Ein Naturforscher reiste auf den Walliser-Gebirgen, und hatte einen Gemsen-Jäger zum Führer. An einer hohen Gletscherwand sagte dieser: "Hier sehen sie die Stelle, wo ich, voriges Jahr, mit zerbrochenem Beine, sechs Stunden lang, gelegen habe. Ich war ganz allein, Niemand war

in

in der Nähe, und alle Hoffnung, daß Jemand mir helfen, oder mich retten würde, hatte ich längst aufgegeben. Rufen um Hülfe hatte ich lange vergeblich versucht: Kein anderes Mittel blieb mir übrig, als meine Flinte Ein mal ums andere zu laden, und Nothschüsse zu thun. Durch einen sonderbaren Zufall, oder vielmehr durch eine bewundernswürdige Leitung der Vorsehung, geschah es, daß ein Hirten-Junge diese Schüsse hörte, welcher Hülfe herbei rief, und mich rettete."

Bald führt ein undurchdringlicher diker Alpen-Nebel, welcher, rund umher Berge und Felsen, und Gletscher, bedekt, den Jäger irre, und führt ihn, weit von seiner Heimath, in unwegsame Eiswüsten, wo Kälte und Hunger ihn tödten; bald führt ein plözlicher Sturm Schneegestöber um ihn, so daß er den Pfad verliert, und in dem heulenden Schneesturme, elendiglich umkommt; bald nähert sich, in schwarzen Wolken, ein Gewitter, welches mit Regengüssen herab fällt, und die Felsen schlüpfrig macht; bald troknet eine brennende Hize die Felsen so sehr aus, daß auf dem glatten Steine der Fuß keinen sicheren Halt findet, und der tief herauf gähnende Abgrund alle Augenblike den herab stürzenden Jäger, als eine Beute, zu verschlingen droht.

"Eben so merkwürdig, als schauderhaft ist es," sagt Ramond, "einem Bernischen Gemsen-Jäger zu-

zuzusehen, wann er in den rauhesten Gegenden seiner Vaterländischen Alpen wandert. Nichts vermag ihn aufzuhalten. Den Fußsteigen zu folgen, verschmäht er. Ueberall, wo nur der Fels die kleinste Unebenheit hat, findet er Raum genug, seinen Fuß hinzusezen. Allein am merkwürdigsten ist sein Abwärtssteigen. Hinter sich hält er seinen Stok, auf den er sich stüzt, und so glitscht er an der steilen Felsenwand schnell herunter, gleich als stürzte er sich herab. Mit Schreken sehen öfters die Walliser zu, wann die Berner, auf diese Weise, die senkrechte Wand der Gemmi herunter fahren. Innerhalb zehen Minuten kommen sie so weit, als man, auf dem geradesten Fußsteige, kaum in einer Stunde kommen kann. Die Walliser wagen lange nicht so viel. Der gute Pfarrer in Wallis sagte mir: wenn man einen Mann auf solche Weise den Berg herab kommen sehe, so könne man jederzeit im Voraus wissen, daß er ein Protestant sei, "denn," sezte er hinzu, "die Katholiken tragen bessere Sorge für ihre Seele, und wir Geistliche würden niemals einem Manne die Absolution geben, der sich einer so offenbaren Gefahr tollkühn ausgesezt hätte."

"So sehr die Oberländer harte Arbeit scheuen, unterwerfen sie sich dennoch, mit großer Beharrlichkeit, den vielen Mühseligkeiten und Gefahren

der

der Gemsen-Jagd. Sie treiben dieses mühselige Handwerk mit einer außerordentlichen Kühnheit. Man siehet sie, Tage lang, die unzugänglichsten Gebirge durchstreichen; bis in die innersten Winkel der Eisklüfte hinein dringen; die fürchterlichsten Pfade mit einer Unerschrokenheit betreten, die nahe an Verachtung des Lebens gränzt; und ganze Nächte, unter freiem Himmel, in Gegenden zubringen, wo uns, in der Mitte des Tages sogar, die Kälte beinahe unerträglich ist. Alles dieses thun sie aus einer Neigung, die in dem Karakter des ganzen Volkes gegründet zu sein scheint."

Die Gemse ist ein äußerst merkwürdiges Thier, dessen Naturgeschichte noch lange nicht hinlänglich aufgeklärt ist. Ohne das zu wiederhohlen, was in so vielen Büchern aufgezeichnet zu finden ist, will ich nur Einiges anführen, was ich Theils auf meinen Alpenreisen selbst beobachtet, Theils von glaubwürdigen Jägern erzählen gehört habe.

Die Gemse ist unter allen Thieren eines der leichtfüßigsten und schnellsten. Die Muskeln ihrer dünnen Beine haben außerordentliche Kraft. Bei ihrer Flucht pflegt sie die Beine auf den Boden mit außerordentlicher Kraft fest zu sezen, und schnellt sich dadurch gleichsam auf eine beträchtliche Entfernung weiter. Ihr Laufen ist ein anhaltendes Springen. Wegen der Kraft, womit sie den Fuß

auf die Erde fest sezt, wird es ihr äußerst beschwerlich, schnell über den Schnee weg zu sezen, indem sie bei jedem Schritte einsinkt. Einst traf ein Gemsen-Jäger, im Frühlinge, eine Heerde von zehen Gemsen nahe bei einem Schneefelde an. Sobald die Thiere seine Annäherung bemerkten, flohen sie, versanken aber, bei jedem Schritte, in den Schnee. Nun sprang die lezte Gemse über den Rüken der vor ihr gehenden und aller übrigen, schnell weg, und stellte sich an die Spize. Ihr folgte die vorlezte, und endlich alle übrigen. So kamen sie unglaublich schnell, und ohne von dem Jäger getroffen zu werden, über den Schnee.

Auffallend ist es, daß die junge Gemse, sobald sie geworfen ist, alsobald nach ihrer Geburt, schon laufen kann. Ein Jäger erblikte eine Gemse, in dem Augenblike, da sie ein Junges warf. Schon hatte er die Büchse angelegt, nahm dieselbe aber wieder weg, um dem Schauspiele erst zuzusehen. Bevor er indessen noch Zeit hatte, aufs Neue anzulegen, war die alte Gemse mit der jungen schnell hinter einen Felsen entflohen.

Die Gemse hat das richtigste Augenmaaß Sie berechnet genau, ohne sich je zu irren, ob sie sich in einer solchen Entfernung von dem Jäger befindet, da sie noch getroffen werden kann, oder nicht. Sie weicht daher niemals früher, als bis sich ihr der

Jäger so weit nähert, daß seine Büchse, die unglaublich weit schießt, zu treffen vermag. Dann aber eilt sie schnell, über Felsen und Klüfte, davon. Der Jäger folgt der Gemse langsam, und von ferne, und geht dabei immer gegen den Wind, damit das Thier weder seine Tritte hören, noch seine Ausdünstungen riechen möge.

Zu den Gefahren der Gemsen-Jagd, deren wir bisher erwähnt haben, gesellt sich noch eine andere, welche die erwähnten beinahe noch übertrifft: nämlich der Krieg, den die Gemsen-Jäger verschiedener Gegenden unter einander selbst führen, und in welchem mancher umkommt. Einige Beispiele werden dieß erläutern. Ein erfahrner Savoyscher Gemsen-Jäger hatte eine Gemse tödtlich getroffen, die aber weglief. Er verfolgte dieselbe. Zwei Walliser-Jäger, die sich auf einem anderen Berge, jenseits einer tiefen Kluft, befanden, schossen herüber, und erlegten vollends die Gemse. Der Savoyard, welcher zuerst geschossen hatte, bemächtigte sich des Thieres, als einer ihm zugehörigen Beute, nahm es auf seine Schultern, und ging weg. Die Walliser, welche, wegen der Kluft, nicht herüber kommen konnten, riefen ihm zu, die Gemse liegen zu lassen. Er hörte nicht darauf, da flog eine Kugel dicht an seiner Wange vorbei. Noch ging er weiter, da streifte ihn eine zweite

Kugel. Mit der schweren Gemse konnte er, über den schlechten Weg, nicht schnell genug entfliehen. Kugeln und Pulver hatte er auch nicht mehr, um sich gegen einen so ungerechten Angriff zu vertheidigen. Er ließ also die Gemse liegen: allein Rachsucht kochte in seinem Busen. Er verstekte sich, gab Achtung auf die Walliser, und bemerkte, daß sie sich nach einer verlassenen Hütte begaben, um in derselben die Nacht zuzubringen. Er stieg herab ins Dorf, welches drei Stunden weit entfernt war, lud seine doppelte Flinte, in der Absicht, mit jedem Schusse Einen der beiden Jäger zu treffen. So stieg er wieder hinauf, und kam gegen Morgen vor die Hütte. Durch eine weite Rize zwischen den Balken sah er, wie die beiden Jäger beim Feuer saßen. Es wäre ihm leicht gewesen, durch diese Rize beide zu tödten. Schon hatte er seine Büchse mit doppeltem Laufe durch die Rize gestekt, schon den Hahn gespannt, schon zielte er, als ihm einfiel, daß es doch schrecklich wäre, diese beiden Männer umzubringen, ohne ihnen noch zuvor Zeit zu lassen, zu beichten. Da sie auf ihn geschossen hätten, so würden sie also, ohne Absolution, im Zustande der Sünde sterben, und ewig verdammt werden. Dieser Gedanke hielt ihn zurük. Zwei Menschen umzubringen, dieß war ihm eine Kleinigkeit: aber sie im Zustande der Sünde umzubrin-

zubringen, dazu konnte er sich nicht entschließen! Er trat in die Hütte, söhnte sich mit ihnen aus, und theilte mit ihnen die erlegte Gemse.

Derselbe Krieg findet auch in Graubündten, an der Gränze, zwischen den Graubündtner-Jägern und den Tyrolern Statt. Die Tyroler sind vorzüglich daran Schuld, daß die Anzahl der Gemsen sich, auch in Graubündten, so sehr vermindert. Diesen Wagehälsen ist kein Fels zu hoch, keine Kluft zu tief. Man fürchtet sich vor diesen fremden, wilden Jägern, die größten Theils wegen irgend eines Verbrechens, oder um dem Soldatendienste zu entgehen, ihr Vaterland verlassen haben, und läßt sie hausen, wie sie wollen. Dem Edelmanne und dem reichen Bauern gilt es gleich viel, wem sie Fleisch und Fell der Gemsen abkaufen. Sie selbst geben sich mit dieser gefährlichen Jagd wenig ab. Der Bauer hat zu viele Beispiele, daß ihm, von diesen jagenden Tyrolern, aus Rachsucht, seine entlegenen Ställe angezündet, und sein Vieh vergiftet worden. Da nun die Tyroler, noch überdieß, in dem Ruf von Zauberern, Tausendkünstlern, Schazgräbern und Teufelsbannern, stehen: so fürchten sich die Graubündtner vor ihnen. Der einheimische Gemsenjäger haßt zwar diese Fremdlinge von Herzen, allein er wagt es nicht, dieselben hinterlistig zu

erschießen, da hingegen die Tyroler sich kein Gewissen daraus machen, gelegentlich einen Graubündtner aus dem Wege zu schaffen. a)

"Die Tyrolischen und Bündtnerischen Gemsjäger sind, wie die Wallisischen und Savoyschen, in dem Zustande eines beständigen Krieges; und auf den Gränzgebirgen fallen manche Gefechte vor, die keiner Obrigkeit bekannt, und von keiner Obrigkeit geahndet werden. Die Tyrolischen Jäger streifen weit häufiger in das Bündtnerische, als die Bündtnerischen in das Tyrolische hinein. Noch vor wenigen Jahren machte sich ein ungewöhnlich starker, behender, muthiger und geschikter Scharfschüz aus Tyrol, in einem großen Theile von Graubündten und den angränzenden Ländern, furchtbar. Dieser Herkulische Jäger wägte sich, bei hellem Tage und ganz ohne Scheu, in die Gebirge und Thäler des Prettigäu, und durchzog sogar die Berge und Wälder, die der Abtei Pfeffers gehören. Ganze Haufen von Bauern, die ihn bemerkten, hatten nicht Herz genug, ihn anzugreifen, indem sie seine Stärke, seine, fast nie fehlende, Geschiklichkeit im Schießen und die Trefflichkeit seiner gezogenen Doppel = Flinte, kannten. Weil er auf den Bergen des Klosters Pfef=

a) Lehmann Beschreibung von Graubündten. Band 1. S. 447.

Pfeffers wie auf seinem Eigenthume jagte, so erklärte der Fürst den kühnen Räuber für vogelfrei, und sezte Demjenigen, oder Denjenigen, eine große Belohnung aus, die ihn gefangen nehmen und einliefern würden. Der Tyrolische Schüz ließ sich, durch diesen Klosterbann, so wenig abschreken, daß er vielmehr, bei hellem Tage, allein hinging, und die Bannschrift, von dem Orte, wo sie angeschlagen war, mit eigener Hand abriß. Da der Fürst von Pfeffers seinen Gegner mit offenbarer Gewalt nicht überwinden konnte; so schloß er einen sicheren Frieden mit demselben, und nahm ihn in seine Dienste. Es gefiel aber dem Tyroler nicht lang im Dienste des Klosters, und er ging wieder in sein Vaterland zurük."

Unbegreiflich scheint es, wie eine solche mühselige, beschwerliche, und doch gar nicht einträgliche Lebensart, die keine andere Aussicht gewährt, als lebenslänglich ein Krüppel zu werden, oder durch einen gewaltsamen Tod umzukommen, dennoch so viel Anziehendes haben kann, daß Derjenige, welcher Ein mal sich derselben widmet, einen unwiderstehlichen Reiz daran findet. Dennoch ist dieß der Fall. Saussüre kannte einen jungen und starken Gemsen-Jäger, der, vor kurzem erst, eine junge und schöne Frau geheirathet hatte. Diesen suchte er, durch Gründe, zu bewegen, daß er eine an-

dere Lebensart ergreifen möchte. Allein der Gemsen-Jäger gab zur Antwort: "Mein Großvater ist auf der Gemsen-Jagd umgekommen, mein Vater ist darauf umgekommen, auch ich bin so fest überzeugt, einst auf derselben meinen Tod zu finden, daß ich diesen Sak, den Sie hier auf meinen Schultern sehen, und ohne welchen ich niemals mich auf die Jagd begebe, nicht anders nenne, als mein Leichentuch, weil ich weiß, daß ich nie ein anderes haben werde. Und dennoch, böten Sie mir an, mich auf Ein mal zum reichen Manne zu machen, unter der Bedingung, daß ich diese Lebensart verlassen sollte, so würde ich, ohne Bedenken, Ihr Anerbieten ausschlagen." Zwei Jahre nachher glitschte dieser Mann, an einem steilen Abgrunde, aus, und fiel zu Tode.

Eine andere Beschäfftigung der Aelpler, welche nicht weniger gefährlich, und von eben so unsicherem Gewinne ist, als die Gemsen-Jagd, ist das Krystallsuchen. Heutzutage, seitdem die Krystalle nicht mehr in so hohem Werthe stehen, als vormals, gibt es auch nicht mehr so viele Bergbewohner, die sich mit dieser Krystallen-Jagd beschäfftigen, wie sonst. Damals kamen nicht weniger Menschen dabei um, als auf der Gemsen-Jagd. Einige Krystallsucher, die das seltene Glük gehabt hatten, eine große Krystall-Höhle zu entdeken,

deken, gelangten, durch den Verkauf der Krystalle, schnell zu großem Reichthum, und lokten dadurch eine Menge anderer auf diese gefährliche Bahn.

An den steilsten Felsenwänden klettert der Krystallsucher herum, und schlägt überall mit seinem Hammer an, um eine Stelle zu finden, wo es hohl tönt. Hat er eine solche entdekt, so trachtet er, entweder mit seinem Meissel, oder durch Schießpulver, eine Oeffnung in den Felsen zu machen, um zu der Krystall-Höhle zu gelangen. So schwebt er oft Tage lang über Abgründen. Oder er sucht auch Krystall-Höhlen unter den Gletschern auf. Mit Lebensgefahr kriecht er unter dem hochgewölbten Eise fort, bis er zu der Höhle gelangt, unbekümmert ob nicht, wie öfters geschieht, die Eishöhle hinter ihm zusammen stürze, ihm den Ausgang versperre, und ihn lebendig begrabe. Gemeiniglich ist der Gemsen-Jäger zugleich Krystallsucher.

Oft dringt er, im Lauf der Herkulischen Jagd,
Durch kaltes Geträufel und Schlünde voll Nacht,
Hinunter, zu der Krystalle
Cimmerischer Halle.

Zu den gefährlichen Beschäfftigungen der Alpenbewohner gehört auch das Wildheuen. Es

findet sich nämlich, unter dem Hirtenvolke, in jeder Gemeinde, eine, mehr oder weniger große, Anzahl von Personen, die keine eigenen Wiesen besizen, und die also im Sommer kein Heu einerndten, wovon sie, den Winter über, Kühe erhalten könnten. Diese sehen sich genöthigt, im Sommer, an Stellen, die über Abgründen schweben, oder sonst unzugänglich sind, und die Niemand gehören, weil sie von Niemand benuzt werden können, mit der größten Lebensgefahr, das wenige, dort wachsende, Gras, zu schneiden und zu sammeln. Nicht ohne Schaudern kann man sehen, was diese Menschen unternehmen. Mit eisernen Haken an dem Einen Arme und dem Einen Schenkel bewaffnet, und mit der Sichel und einem Sake in der Hand, werden sie, an Striken, über den grausenvollen Abgrund hinunter gelassen, klammern sich, vermittelst der Haken an den Felsen, schneiden mit der Sichel das Gras, füllen damit den Sak, werfen denselben zugebunden in den Abgrund, lassen sich wieder hinauf ziehen, und kommen alsdann, durch große Umwege, und nicht geringe Gefahr, an den Ort, wo der Sak liegen geblieben ist. Allein in dem Kantone Glaris leben mehr als tausend Menschen, die genöthigt sind, sich auf solche Weise die Winter-Nahrung für ihr Vieh zu verschaffen.

Zu den gefährlichen Beschäfftigungen der Aelpler gehört ferner das Holzflößen, besonders in dem Kantone Glaris. An den Gränzen des Kantones Schwyz wird das Holz gekauft, gefällt, gespalten, und am Fuße des Pragels-Berges, in den Löntsch-Fluß geworfen. Nun muß der arme Holzflößer dieses Holz, durch alle Irrwege des Waldbaches, hinleiten, fortstoßen, sich zwischen die Felsenklippen hinein begeben; an Striken sich über die schauderhaftesten Abgründe hinab lassen, und daselbst, zwischen Himmel und Wasser schwebend, mit einer Stange arbeiten. Bis das Holz in den Klönthaler-See kommt, müssen die Flößer beständig, entweder am Ufer, oder im Wasser selbst, oder da, wo der Bach zwischen engen Klüften sich fortdrängt, an Striken hangend, das, zwischen Steinen verstekte, Holz, lösen. In dem Klönthaler-See wird alsdann alles Holz in eine Masse gesammelt, und rund herum mit Tannenstämmen umgeben, welche, vermittelst eiserner Haken, zusammen hangen. So wird dann die ganze schwimmende Masse, an Striken, bis zu dem Ausflusse des Sees, längs den Ufern, fortgezogen. Die Flößer nehmen dabei den Zug des Windes in Acht, um sich die Mühe einiger maaßen zu erleichtern. Damit diese zusammen gebundene Holzmasse nicht reiße, oder sich stoße, fährt ein starker Mann, auf

einem

einem kleinen Floße, mit, über den See, und hilft, wo es nöthig ist. Am Ausflusse des Sees wird die Bindung wieder aufgelöst, und die Holzstüke werden einzeln in den Fluß geleitet. Nun ist die Beschäfftigung der Holzflößer, bis Riedern, abermals mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr verknüpft. Derjenige unter ihnen, der es wagt, sich, an den gefährlichsten Stellen, an einem Strike herunter zu lassen, erhält etwas mehr Lohn, als die übrigen a).

Die Zeit der Liebe macht, bei dem Hirten, den wichtigsten Zeitpunkt seines Lebens aus. Die Art, wie, in den Alpen, die beiden Geschlechter mit einander umgehen, hat sehr viel Eigenthümliches und originelles. Vor der Heirath ist der Umgang zwischen beiden sehr frei, nachher äußerst eingeschränkt. "Vor der Heirath ist, wie Mimas von den Mazedoniern schreibt, auch hier, sehr Vieles, nachher aber Nichts erlaubt."

In einigen Alpen ergreift, am Neujahrs-Tage, ein jeder unverheiratheter Jüngling, nach geendigter Predigt, ein Mädchen, führt dasselbe nach der Schenke, und bringt mit ihr zwei bis drei Tage zu. Damit fangen gemeiniglich die Heirathen an. Der Hirte geht, von nun an, so-

bald

a) Helvetischer Kalender. 1797.

bald er ihre Einwilligung erlangt hat, mit dem Mädchen um, und besucht sie alle Sonntag Abends, indem er (denn nur dieser Weg ist ihm erlaubt) durch das Fenster in ihr Schlafzimmer steigt, wo er die Nacht bei ihr zubringt. Wird sie schwanger, so heirathet er sie, aber nicht eher. Sollte er sich weigern, so würde er sich selbst entehren. Niemals mehr, als von einem einzigen Liebhaber, ihrem künftigen Manne, nimmt das Mädchen Besuche an. Immer muß der Liebhaber aus demselben Dorfe gebürtig sein: fremde Bauern, welche um die Mädchen eines Dorfes werben, werden von denen im Dorfe gemeiniglich durch Schläge gemißhandelt. Immer muß die Liebschaft öffentlich getrieben werden: so, daß das ganze Dorf weiß, welcher Jüngling jedem Mädchen, und welches Mädchen jedem Jünglinge zugehört. Wechselt ein Mädchen mit seinen Liebhabern, oder hält mehrere zugleich: so ist sie entehrt, wird als eine gemeine liederliche Dirne behandelt, und erhält niemals einen Mann. Die Art, wie der Jüngling seine Liebes-Erklärung anbringt, besteht darin, daß er sie frägt: ob sie mit ihm, in der Schenke, trinken wolle? Willigt sie ein, so sind beide, von dem Augenblike an, ein unzertrennliches, verlobtes Paar.

Statt

Statt Schwüren, dient ein: Ja! das Siegel
ist ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt sie, von nahen
Zweigen;
Die Wollust dekt ihr Bett, auf sanftge-
geschwollnem Moos:
Zum Vorhang dient ein Baum; die Ein-
samkeit zum Zeugen;
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten
Schooß.

Im Kantone Appenzell haben die Hirten, außer dem gewöhnlichen Kuhreihen, noch eine besondere Art desselben, welcher aus unartikulirten Tönen besteht, und die größte Aehnlichkeit mit dem Geschreie hat, welches der Tauber macht, wann er die Taube lokt. Diese Art von Kuhreihen heißt Ruguser, und ist der eigentliche Liebes-Gesang des Hirten. Den Kuhreihen singen nur die Männer, die Ruguser aber beide Geschlechter. Das Mädchen kommt in die Gegend, wo sie ihren Liebhaber vermuthet, und rugust. Erhält sie keine Antwort, so geht sie, immer rugusend, weiter, so lange, bis ihr Liebhaber, hinter dem Hügel, wo er befindlich ist, ihre Stimme vernimmt. Dann antwortet er. Sie wieder. Beide gehen der Stimme nach, und, unter diesem

Wech-

Wechselgesange, nähern sie sich einander mehr und mehr, bis sie sich treffen. Dann erfolgt aber nicht, wie in den Städten, eine Umarmung: sie fassen sich einander am kleinen Finger (so will es die strenge Sitte) und wandern, neben einander, so angefaßt, dem Dorfe zu.

"Die jungen Mädchen genießen, bei Nacht und Tag, große Freiheit, sind sich ganz selbst überlassen, und zeigen eine solche unbefangene Natürlichkeit, in dem Umgange mit den Männern, daß mancher flüchtige Beobachter, der nur die Sitten der gepuzten Welt großer Städte kennt, es für Ausgelassenheit halten würde." Ein auffallendes Beispiel dieser Art finde ich in einem ungenannten, sonst scharf sehenden, Beobachter. Er sagt, und zwar von den Bewohnern des Ober-Hasli, wo eine auffallende Reinheit uud Einfalt der Sitten herrscht: "Die Mädchen und jungen Weiber, die sich in ziemlicher Anzahl eingestellt hatten, zeigten nicht nur, bei den schmuzigen Scherzen und unanständigen Zumuthungen, welche, wohl gemerkt, von Seiten der Fremden an sie ergingen, eine sehr bedeutende Duldsamkeit, sondern waren selbst, in Reden und Gebehrden, so zuvorkommend, daß es jeden unbefangenen Zuschauer empören mußte. Um dieses Gemählde noch widerlicher zu finden, muß man bemerken,

daß,

daß, bei dem Allem, Väter, und Gatten, und Brüder, nicht nur müßige Zuschauer waren, sondern wohl selbst noch, durch Wort und That, aufmunterten." a) Ich kenne das herrliche Oberhasli-Thal, und die unschuldigen Natur-Menschen, die dasselbe bewohnen, durch einen langen Aufenthalt, genauer, als der Ungenannte, der sich nur Einen Tag in demselben aufhielt. Ich kann also mit Grund versichern, daß er die unbefangenen Bewohner dieses Thales sehr unrichtig beurtheilt hat. Diese unschuldigen Natur-Menschen sind äußerst frei in Worten, aber äußerst zurükhaltend in der That. Sie nennen jede Sache mit ihrem Nahmen, und denken nichts Arges dabei, verabscheuen aber jede unkeusche Handlung, jede unkeusche Berührung.

Vorzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Verdorbenheit hat euch, zu uns'rer Quaal, geschaffen!

"Es wird, bei den Hirten im Schweizergebirg, wo der starke schlanke Wuchs, gesundes Blut und frische Schönheit, von der Lebensart unterhalten werden, die Liebe, bis auf den Ehe-

a) Ueber die Regierungs-Verfassung des Kantons Bern. S. 270.

Ehestand, welcher unverbrüchlich gehalten wird, nicht eben als ein Fehler betrachtet. Aber sie will gesucht, und ohne Schimpf gebraucht werden."

So weit entfernt sind besonders die Bewohner des Haeli-Thales von aller Unsittlichkeit, daß niemals ein Mädchen daselbst im Wirthshause tanzt. Dieser feine Zug von Sittlichkeit entging einer scharfsinnigen Beobachterinn nicht die ebenfalls sich im Haeli-Thale verweilte, und einem Tanze daselbst beiwohnte a).

Von der Unschuld der Sitten der Alpen-Bewohner ist der folgende Zug, den Saussüre erzählt, ein schöner Beweis. "In einer weitläuftigen und unbewohnten Wildniß, auf den Alpen," sagt er, "traf ich einen Jüngling und ein Mädchen an, die einen Theil des Weges mit mir machten. Ich erkundigte mich nach dem Beweggrunde ihrer Reise, und erfuhr, von ihnen sowohl, als von meinem Wegweiser, der sie kannte: der Jüngling sei aus dem Kantone Freiburg gebürtig;

a) Es ist ein feiner Zug von Sittlichkeit, daß, im Hasli-Thale, kein Mädchen im Wirthshause tanzt. Madame Brun prosaische Schriften. Band 2. S. 74.

bürtig; er habe eine Reise nach dem Dorfe des Mädchens, in Geschäfften gemacht, sie daselbst kennen gelernt, und sie zur Frau verlangt. Der Jüngling gefiel dem Mädchen. Da sie ihn aber nicht heirathen wollte, ohne über seine Person und seine Familie genauere Erkundigung eingezogen zu haben, entschloß sie sich, mit dem Jünglinge, allein und zu Fuße, dahin zu reisen. Als ich sie antraf, kam sie vergnügt mit dem Jünglinge zurük, den sie, alsbald nach ihrer Rükkunft, zu heirathen im Begriffe stand. Was mir auffiel, war nicht der Muth des Mädchens, sondern die Ehrlichkeit dieser guten Bergbewohner. Denn gesezt das Mädchen hätte die Dinge nicht so gefunden, wie sie wünschte, und wäre zurük gekommen, ohne den Jüngling zu heirathen, so würde dennoch die Reise ihrem guten Ruf nicht im Mindesten Eintrag gethan haben."

Die Art, wie der Liebe, in diesem glüklichen Hirtenlande, gepflogen wird, verdient eine etwas umständlichere Beschreibung, da dieselbe so viele rührenden Eigenthümlichkeiten hat. Daß der Jüngling, an gewissen bestimmten Tagen, sein Mädchen besucht, und die Nacht mit ihr zubringt, ist bereits erwähnt worden. "Bevor aber der Jüngling zu der Hütte seines Mädchens wallet, verrichtet er,

mit

mit seinen Hausgenoßen, ein halbstündiges Abendgebet, gleich als hätte er ein Geschäfft von Wichtigkeit vor! eine fromme Sitte, die überall im Lande genau beobachtet wird. Der Hausvater legt sich dann, mit seinem Weibe und seinen jüngeren Kindern, zur Ruhe. Der Sohn folgt der Stimme seines Herzens. Oft ist das Haus seiner rothwangigen Dirne mehr als zwei Stunden, über Hügel und Thal, entfernt. Ihn kümmert das nicht. Mit abwärts gesenkten, halb verhüllten Angesichte, wandert er vorwärts. Oft versteken sich, hinter einem Zaune, eifersüchtige Feinde. Mit diesen muß er entweder kämpfen, und sich durchschlagen, oder er muß, um ihnen auszuweichen, durch wild verschränkte Gebüsche ungebahnte Wege aufsuchen." Selten wandert er leer hin. Er bringt entweder seinem Mädchen eine Flasche Wein, oder etwas Zukerwerk, oder, wenn er ein Held ist, einen Büschel blauer Blumen, die nur über den grausenvollsten Abgründen, nur an Stellen wächst, welche ohne Lebensgefahr nicht können bestiegen werden. Dieses Geschenk beweist seinen Heldenmuth, und erinnert, mit Schauer, an so manchen seiner Vorgänger, der, in ähnlicher Absicht, die Felsenwand hinan kletterte, und tod fiel a).

a) Stalder über Entlebuch. Bd. 2. S. 6. 347.

Indessen erwartet das Mädchen, mit ausgelöschtem Lichte, bei der Finsterniß und Stille der Nacht, sehnlich ihren Geliebten. Mit klopfendem Herzen horcht sie auf jedes Geräusch, und glaubt unaufhörlich seinen nahenden Fußtritt zu vernehmen. Endlich kommt er, umarmt sie, befestigt den, mit Lebensgefahr gepflükten, Blumenstrauß, auf ihren gelben Strohhut, und beide bringen, in liebevollen Gesprächen, die Nacht, doch jederzeit völlig angekleidet, zu. Bis nach hinlänglicher Prüfung wird dem Jünglinge von dem Mädchen nicht das mindeste unsittliche erlaubt. Wird er zudringlich, oder gewaltthätig, so erhält er öffentlich von ihr seinen Abschied, und findet dann kein Mädchen mehr, die sich seiner annehme: er ist lebenslänglich beschimpft.

Sobald der Morgen anfängt zu dämmern, verläßt der Jüngling seine Geliebte, eilt, singend und jauchzend, nach Hause, zu seiner gewohnten Beschäfftigung. So leben sie glüklich, in gegenseitiger Liebe, bis die Heirath das sanfte Band, welches sie vereinigt, noch fester knüpft. Wie wenig fordert die Liebe, wenn sie glüklich macht: eben weil sie sich selbst genug ist, und von den äußeren Dingen so wenig bedarf, findet sie sich öffter in der Strohhütte, als im Marmor-Pallaste.

Die

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das sie getreu verberge;
Ein Räumchen, zur Umarmung weit genug;
Und einen Plaz für zwei vereinte Särge.

Treffen der Jüngling und das Mädchen einander, bei Tage, an einem öffentlichen Orte an: so stellt sich das Mädchen, als kennte sie ihn nicht, und spielt die Spröde. Nur an gewissen feierlichen Tagen geht sie mit ihm nach dem Kruge, um Wein zu trinken.

Ein sonderbarer Gebrauch herrscht, bei den Tänzen der Aelpler, vorzüglich im Kantone Bern. Wird ein Mädchen von einem Jünglinge zum Tanze aufgefordert, so erfordert die Züchtigkeit, daß sie seine Bitte verweigere. Er bittet, sie schlägt ab. Er wird zudringlich, sie zieht sich um desto mehr zurük. Nun ergreift er sie bei den Kleidern, um sie mit Gewalt aufzuziehen: allein sie hält, mit nicht geringerer Kraft, die Kleider zurük. Ist das Mädchen hübsch, so kommen bald noch ein Paar andere Jünglinge dazu, die an ihren Kleidern reißen, und sie zum Aufstehen nöthigen. Mit zerstörtem Kopfpuze und zerrissener Schürze gibt sie endlich nach, und tanzt alsdann den ganzen Abend. Je schöner das Mädchen ist, desto mehrere reißen sich um sie. An den folgenden Tagen machen

sich die Aeltern und Verwandten des Mädchens eine Ehre daraus. Es heißt alsdann: "Katharine, oder Elisabeth, ist am Mittwochen, oder Donnerstage, tüchtig zerrissen worden," das heißt: man hat ihr große Ehre bewiesen a).

Die nächtlichen Besuche der Jünglinge bei den Mädchen, so wie dieselben in dem Kantone Zürich Sitte sind, beschreibt Hr. Meister, aus eigener Beobachtung, auf folgende Weise b). "Sehr gemein ist es," sagt er, "daß der Beischlaf der Trauung, und zwar nicht bloß bei Wochen sondern bei Monaten, vorgeht. Sonderheitlich wird die Nacht vor dem Sonntage der ländlichen Galanterie gewidmet. Da die Land-Nymphen keinen Spiegeltisch haben, wobei sie Besuche annehmen könnten; da sie die Liebhaber nur selten, etwa an Kirchweihen, oder anderen Jahres-Festen, sprechen: so entschädigen sie sich dadurch, daß sie dem Geliebten Zutritt im Schlafzimmer erlauben. Um desto ehrbarer und züchtiger zu scheinen, kommt er ja nicht durch die Hausthür. Einige Zeit weilt er unten, am Fenster; pfeift und trillert ein Liedchen; schleudert einen Blumenstrauß oder den Hut, hinaufwärts; und steigt endlich zu seiner Donna durchs Fenster.

Bis

a) Tableaux de la Suisse. T. 2. p. 204.

b) Meisters kleine Reisen. S. 133.

Bis diese zu merken anfängt, daß es Zeit sei, öffentlich mit dem Freier zur Kirche zu gehen, werden die nächtlichen Besuche, meistens ohne Kränkung, getrieben. Freilich entstehen zuweilen blutige Händel, wann etwa ein Nebenbuhler dem anderen begegnet."

Ein Hauptzug, durch welchen sich der Alpen-Bewohner vor allen übrigen Europäischen Völkern, und sogar vor einem großen Theile der übrigen Schweizer, auszeichnet, ist seine außerordentliche Liebe zur Freiheit, und sein Widerwille gegen jeden Druk, gegen jeden Zwang, gegen jedes Joch. Liebe zur Freiheit ist bei ihm Leidenschaft. Auf seine Freiheit ist er stolz, und auf nicht freie Menschen sieht er mit Verachtung herab. Diesen Zug in dem Karakter des Alpen-Hirten hat Herr Ebel sehr gut aufgefaßt, und sehr treffend dargestellt. Seine Schilderung ist Zug vor Zug der Wahrheit gemäß, wie Jeder bezeugen wird, der die Appenzeller kennt. "Der Appenzeller zeichnet sich nicht nur unter seinen Nachbarn, sondern fast unter allen Völkern der Schweiz, durch Energie und starke Vernunft, durch Wiz und Erfindsamkeit aus. Die Freiheits-Revolution dieses Volkes zeugt, bis zum Erstaunen, von dessen Muthe, Kühnheit und kraftvoller Ausdaurung, und seine ganze Geschichte von dessen gesundem

Verstande und richtiger Urtheilskraft. Diese kleine Zahl von Hirten gab Beweise der allerhöchsten Karakterkraft, indem sie, obgleich so weit entfernt von den freien Schwyzern und Glarnern, und mitten unter den leibeigenen Unterthanen von Fürsten und Baronen, die ihre Knechte gegen sie führten, doch es wagten, das Joch ihres Tyrannen abzuschütteln, selbst die Waffen der furchtbaren Kirche zu verachten, und, aus dem langjährigen Kampfe siegreich hervor tretend, sich auf die Linie selbstständiger Nationen zu stellen. Das Appenzeller-Volk wohnt, seit Jahrhunderten, auf seinen Bergen, wie auf einer freien Insel, zwischen den unterthänigen Bewohnern des Thurgauer- St. Galler- Rheinthaler- Saxer- Grabser- Werdenberger- Sarganser- Gaster- Uznacher- Märker- und Toggenburger-Landes. Keine von diesen Völkerschaften (die Stadt St. Gallen ausgenommen) hat sich je zur Idee der Unabhängigkeit erhoben, ob es gleich einigen, z. B. den Toggenburgern, an günstigen Epochen nicht fehlte .... Daß die Appenzeller allein, unter allen ihren Nachbarn, den Entschluß faßten, sich Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu erringen, und daß sie ihre bürgerliche und politische Freiheit bis jezt zu behaupten gewußt haben, zeigt, daß sie, in einem höheren Grade, als jene, Stärke

und

und Lebendigkeit des Gefühles, Energie der Ideen und Willenskraft, besizen: denn nur Menschen von diesen Eigenschaften können Beweise von gesundem Verstande, starker Vernunft, von Karakter, Muth und Würde, geben. Auch sehen die Einwohner Appenzells mit einem gewissen Stolze, von ihrem höheren Wohnorte, auf die Nachbarn herab, und sezen sie tief unter sich. Ihr seid bevogtet, sagt der Appenzeller zu dem Rheinthaler. Und dieser Gedanke bläst sein ganzes Selbstgefühl auf. Um diesen Ausdruk in seiner ganzen Stärke zu kennen, muß man wissen, daß, in der Schweiz, statt Vormund, Vogt, und von allen Unmündigen, statt, sie stehen unter der Vormundschaft, gesagt wird: sie sind bevogtet. In den Worten des Appenzellers liegt daher nicht bloß der Sinn: Ihr habt einen Landvogt; Ihr werdet von einem Landvogte regiert, sondern zugleich der starke Nebensinn: Ihr seid Unmündige; Ihr könnet Euch nicht selbst regieren, deßwegen wird Euch ein Vormund gesezt." a)

Denselben Stolz zeigen auch die übrigen freien Alpen-Bewohner. Als, vor einigen Jahren, der Abbe Raynal um Erlaubniß anhielt, auf dem Grütli, am vier Waldstädter-See, an der Stelle,

a) Ebel Schilderung von Appenzell S. 380.

wo die drei unsterblichen Stifter der Schweizerischen Freiheit den feierlichen Bund beschworen, ein steinernes Denkmahl, auf seine Kosten, errichten zu dürfen, antwortete ihm der Landrath des Kantons Uri: "So lange Eidsgenoßen so dächten, wie bisher, da jeder Rechtschaffene, wenn er das erste mal am Grütli vorbei schiffe, aussteige, und ehrerbietig den Plaz besichtige, wo der Bund beschworen worden, der zur Freiheit der Schweiz den Grund gelegt, und, auch in der Folge, jedes mal, wann er vorüber fahre, die Ahnen segne, Gott danke, der Freiheit sich freue, und sich frei fühle; so braucht es kein steinernes Denkmahl. Wann aber (was wir nicht hoffen) unsere Söhne, oder Enkel, diese Empfindungen einst verlieren sollten, würde ein solches Denkmahl der Eidgenoßenschaft so wenig nüzen, als, in den lezten Zeiten der Republik, dem, in die Knechtschaft sinkenden, Rom, seine, so häufigen, Monumente geholfen." a)

Dieselbe innige Liebe für die, von den Vorvätern erkämpfte Freiheit, bewirkt, daß die Alpen-Bewohner insgesammt mit der Geschichte ihres Vaterlandes im Allgemeinen, und ihres einzelnen Staates besonders, auf das Genaueste bekannt sind. Mit Stolz zeigen sie die Schlachtfelder, auf denen ihre

a) Schweizerisches Museum. Bd. 1. S. 267.

ihre Vorältern gesiegt haben, und an allen wichtigen, oder merkwürdigen, Stellen, sind Kapellen erbauet, in welchen der Umstand, oder die Begebenheit, welche den Ort bezeichnenswürdig macht, abgemahlt, bildlich dargestellt, und durch Knittel-Verse erklärt ist. Auch an den Stellen, wo die Wohnungen der Stifter der Schweizerischen Freiheit, eines Stauffacher, eines Tell, und anderer, standen, sind Kapellen errichtet. Mit Ehrfurcht werden diese Kapellen von dem Hirten-Volke besucht, und Jeder betrachtet, mit innerlichem Entzüken, den klaßischen Boden derjenigen Freiheit, deren Früchte er in vollem Maaße genießt.

Willkomm du heilige Kapell!
Hier ward geboren Wilhelm Tell!
Hier, wo der Altar Gottes steht,
Stand seiner Eltern Ehe-Bett!

Ueberall findet man die Bildsäulen jener großen Männer, denen die ganze Eidgenoßenschaft ihr Dasein verdankt, auf den Brunnen. Jeder Reisende, der über den vier Waldstädter-See fuhr, und bei der Kapelle zu Tellen-Platten ans Land stieg, wird bemerkt haben, in welche Wuth die Schiffleute gegen Geßler gerathen, wann sie hier seine Tyranneien abgebildet sehen, und dem Fremden den Sinn dieser schlechten Mahlereien erklären sollen.

Sehr

Sehr viel trägt zu dem Enthusiasmus für Freiheit, zur ehrfurchtsvollen Bewunderung der Großthaten der Väter und zu dem wüthenden Hasse gegen allen Druk und Tyrannei, der Umstand bei, daß, seit mehreren Jahrhunderten, auf allen Schlachtfeldern, wo wichtige Siege erhalten, welche die Freiheit begründen halfen, jährlich, an dem feierlichen Gedächtnißtage, Prozessionen und Predigten gehalten werden, in denen der Geistliche die Geschichte der Schlacht an Ort und Stelle erzählt, und zum Danke gegen Gott sowohl, als zur Verehrung und Bewunderung der für das Vaterland Gefallenen, auffordert. So zu Näfels, zu Sempach. Eine Menge Priester, aus allen Gegenden der Schweiz, kommen dahin, um für die Ruhe der Seelen der, vor einem halben Jahrtausende von beiden Seiten Erschlagenen zu beten. Am Ende seiner Rede ruft der Prediger, nachdem er nochmals kurz die Geschichte des Krieges erzählt, und die Nahmen der gefallenen Schweizer-Helden abgelesen hat, in feierlichem Tone, aus: "Lasset uns, um Gottes Willen, eingedenk sein, aller Derjenigen, die, auf dieser Wahlstatt, sowohl auf unserer, als auf der Oesterreichischen Seite geblieben sind, deren Jahrestag und Gedächtniß heute gehalten wird." Dann wird ein feierliches Hochamt gehalten, welchem das Volk, die zahlreich versammelte

sammelte Geistlichkeit, nebst den Magistrats-Personen, dieser Herzerhebenden Feierlichkeit, in andächtiger Stille und mit gerührtem Herzen, auf den Knien liegend zusieht.

O! Ihr Väter, die Ihr hier gefallen,
Gundelfingen, und Du, Winkelried!
Eures Sieges Ruhm wird ewig schallen!
Dankend preißt Euch später Enkel Lied!
Durch Euch glüht noch, in des Schweizers Brust,
Edle Thaten zu verrichten, Lust!

Laßt mit stolzen Monumenten prangen,
Helden, unwerth der Unsterblichkeit;
Thaten, die nur feile Dichter sangen,
Siege wider Recht und Menschlichkeit:
Väter! fest, wie Eure Alpen, steht
Euer Ruhm, wann jener Glanz vergeht!

Es ist unglaublich, was für einen tiefen Eindruk ein solches Fest auf das ganze versammelte Volk macht. Im Nachhausegehen nimmt sich Jeder vor, wenn es sein müßte, eben so, wie Winkelried, für sein Vaterland zu sterben. Einer ruft dem Anderen zu:

Sieh! die Geister unsʼrer Väter schweben
Hier um uns, im Feld der großen Schlacht!

Brüder!

Brüder! schwört, dem Vaterland zu leben,
Fern, wie sie, von Stolz und eitler Pracht!
Heischt das Vaterland auch unser Blut,
Winkelried! wir folgen Dir mit Muth!

Die unglüklich gefallenen, und von den Franzosen gemordeten, Unterwaldner und Schwyzer haben bewiesen, daß diese Gesinnungen zu großen Thaten entflammen. Sanft ruhe ihre Asche: aber ewige Schande dem Senator Usteri, der den Senat bewog, zu erklären, daß die Französische Armee, welche die guten Menschen gemordet, und ihre friedlichen Wohnungen verbrannt hatte, sich um das Vaterland wohl verdient gemacht hatte! So tief sind wir gefallen, daß es Menschen gab, welche, durch Lobeserhebungen und Aufmunterungen, die Franzosen zur noch größeren Verheerung ihres Vaterlandes selbst anzufeuern sich bemühten!

Heimweh. Von dem Heimweh der Schweizer ist viel geschrieben worden. Manche Schriftsteller haben diese Krankheit der Schweizer überhaupt angesehen; und es ist freilich nicht zu leugnen, daß der Schweizer, welcher sich auswärts niedergelassen hat, beinahe ohne Ausnahme sich nach seinem Vaterlande zurük sehnt, und gemeiniglich im höheren Alter dahin zurük kehrt. Allein eigentlich ist das Heimweh nicht eine Krankheit des

Städ-

Städters. Dieser findet, in ganz Europa, wenn auch nicht die Schweizerluft und die erhabene Schweizer-Natur, doch dieselben, oder ähnliche, Nahrungsmittel, Wohnungen, Gesellschaften, Geschäffte und Vergnügungen, wie in seinem Vaterlande. Eine andere Bewandtniß hat es mit dem Hirtenvolke.

Fein sind die psychologischen Bemerkungen eines Bonstetten über die sonderbare Krankheit des Heimwehes. Schwerlich hat Jemand vor ihm die Natur dieser merkwürdigen Krankheit so genau zergliedert, ihren Ursprung so ergründet, wie dieser vortreffliche Schriftsteller, der Stolz der Schweiz.

"Die sonderbare Krankheit des Heimwehes," sagt er, "beweist dem Psychologen, wie tief alle Empfindungen in der Seele der Bergbewohner liegen. Daher der Widerstand, der alle Erwartung übersteigt, wo diese tiefen Empfindungen gereizt werden. Die grobe Tyrannei der Oesterreichischen Landvögte war ganz dazu berechnet, jene Heldenthaten hervor zu bringen, denen die Schweiz ihre Freiheit zu danken hat. Diese Stärke der Empfindung könnte wohl ihre Ursache in der Einfachheit derselben haben. Wer je, in einer Sennhütte auf den Alpen, einen ganzen Tag einsam verlebt hat, fühlt ein inneres, nie gefühltes

Leben

Leben hervor keimen, das aus der Abwesenheit aller gesellschaftlichen Gegenstände entsteht. So wie die Seele, bei der Nacht, die Geräusche vernimmt, die man bei Tage vermißt, wo das Gehör, durch andere Sinnen, gestört ist: so steigen alle Erinnerungen, auf den Alpen, wie aus den Gräbern der Vergessenheit, empor. Man kann daselbst an den Thieren bemerken, welchen tiefen Eindruk die Erscheinung ihres Gleichen auf sie macht. Wir Menschen aus der Unterwelt wissen wohl selbst nicht, wie viel die Anwesenheit und das Gewühl unserer Mitmenschen unaufhörlich auf uns wirket. Diese ganze Menschenwelt verschwindet aber auf den Alpen. Da lebt die Seele, in Erinnerung des Vergangenen, allein mit der Natur und ihren einfachen Gegenständen. Wer Ein mal einen Sommer, auf den Alpen, in Ruhe, besonders in der Jugend, gelebt hat, der kann dieses Leben kaum entbehren, und die jungen Sennen fühlen, bei aufgehendem Frühlinge, eben das Bedürfniß nach den Alpen, wie ihre Heerden. Aus der Abwechslung des einsamen Alpenlebens mit dem gesellschaftlichen Winterleben, entsteht die tiefe Empfindung für das Angewöhnte, die, in den Alpen, die Vaterlandsliebe bildet. Ein solches Alpenvolk ist aber jeder Entwiklung unfähiger, als jedes andere. Auch ist eine demokratische

kratische Regierungsform diesem Hange zum Angewohnten am angemeßensten. Bei einer solchen Form findet Jeder gut, was ihn nicht in seiner Gemüthsruhe stört. Darum müssen alle Bürger, bei den wichtigsten Verfügungen, zugegen sein, um zu erfahren, ob man nicht an den Nationalkarakter stoße, der niemals ungestraft kann beleidigt werden. Nur bei einem so gestimmten Volke ist Demokratie möglich: und auch da nur auf Einen, höchstens zwei Tage im Jahre. Ich habe," sagt Bonstetten, "zu Nyon einen Soldaten gesehen, der, mitten unter seinen Landsleuten, das Heimweh bekam, plözlich Sprache und Sinne verlor; weder schlafen, essen, reden, noch hören konnte. Nur wann er den Nahmen seiner Mutter hörte, gab er ein Lebenszeichen. Hätte man ihn nicht schnell nach Hause gebracht, so wäre er in wenigen Tagen gestorben. Wie tief waren, bei diesem Manne, die geheimen Bande befestigt, die ihn an seine Berge fesselten!" O! süße Erinnerung!

Du zauberst Alpensöhnen,
Verbannt auf Hollands Moor,
In des Kuhreihens Tönen
Der Heimath Bilder vor!

Nächst den Gedanken eines Bonstetten scheinen mir die folgenden Bemerkungen eines anderen

guten Beobachters ebenfalls Licht über die, so räthselhafte, Krankheit des Heimwehs zu verbreiten.

"Die Natur, welche den Alpenbewohner umgibt, rührt seine Sinnen, von der zartesten Kindheit an, auf eine außerordentliche und mannigfaltige Art. Sowohl die Bilder dieser Eindrüke, als auch alle anderen Genüsse, welche, durch Gleichzeitigkeit, an diese Naturscenen geknüpft sind, bleiben unauslöschlich. In der Einsamkeit, und im ruhigen Schooße einer schönen Natur, leben alle Empfindungen des Wohlwollens auf. Das Bedürfniß ihrer Befriedigung fühlt, im hohen Grade, der Aelpler, welcher mit seiner Familie von Anderen abgesondert wohnt, und alle Sommer einige Monate allein, unter seiner Heerde, auf den Gebirgen zubringt. Sein Herz kettet sich daher innigst an Alles, selbst an leblose Dinge. Je einsamer und einfacher er lebt, je beschränkter seine innere Selbstthätigkeit ist, je weniger seine Seele von Begierden und Leidenschaften bewegt wird, desto empfänglicher ist sein Herz für jeden Eindruk, der auf Empfindung wirkt. Entfernt von aller Entwiklung der höheren Geisteskräfte, mangeln ihm vielseitige Berührungs-Punkte für die Dinge in der Welt. Gefühle sind ihm daher die Hauptquelle des Genusses. Seine Familie, seine Kühe, Ziegen, Wiesen und Alpen, diese

einzi-

einzigen Gegenstände seiner Liebe, seiner Vertraulichkeit und Aufmerksamkeit, werden der ausschließliche Kreis, in welchem sich alle Empfindungen, Wünsche und Vorstellungen, tausendfach verflechten. Sein Heim schließt also Alles in sich, was, von der frühesten Jugend an, ihm Freude und Vergnügen gab, seine Phantasie mit den Bildern der süßesten Erinnerungen füllt, und die ganze Summe dessen enthält, was ihm, als Lebensgenuß, unentbehrlich geworden ist. Die Viehzucht gewährt dem Hirten, ohne Sorgen und große Mühe, die nothwendigen Bedürfnisse Die Wanderung der Heerden aus den Thälern nach den Gebirgen, und von den Gebirgen nach den Thälern, erfrischt das Leben des Aelplers durch stete Mannigfaltigkeit, und erfüllt seine Seele mit frohem Sinne. Ueberall begegnet ihm, in seinen Nachbarn, in seinen Landsleuten, der freundliche wohlwollende Blik eines Verwandten. Denn in diesen hohen Gebirgs-Gegenden, wo sich die Eingebohrnen, seit Jahrhunderten, ausschließend unter einander verheiratheten, umschlingen Familienbande bisweilen die Bevölkerung ganzer Gemeinden. Ueberhaupt herrscht, unter den Gebirgs-Schweizern, ohne Rüksicht auf Verwandtschaft, ein herzliches, biederes, kräftig treues Wesen im Umgange, welches der Alpensohn so wenig irgend-

wo wieder findet, als die politische und bürgerliche Freiheit, welche er im unumschränktesten Grade genießt. Auf diese Art machte häusliche, bürgerliche und politische Lage, den Alpenbewohner, nach Maaßgabe seiner Ausbildung, zum glüklichsten Europäer. Darf man sich noch wundern, daß er, von seinem Vaterlande entfernt, so häufig in heftige Heimsehnsucht fiel? Läßt sich eine grellere Abwechslung des freiesten, glüklichsten Zustandes denken, als der Gebirgs-Schweizer erfährt, wenn er, aus seinen Gebirgen, aus seinem lustigen Heim, auf Ein mal in eine Kaserne gesperrt, in alle Formen des Soldatendienstes gezwängt, und der steten Strenge pedantischer Aufseher und Zuchtmeister unterworfen wird? und zwar in einem Lande, wo Menschen, Sprache, Sitten, Lebensart, wo Alles ihm fremd ist. Er bleibt daher ohne Berührung, Antheil und Mittheilung. Nichts führt ihn aus sich heraus: Alles treibt ihn in seine Lieblingsgefühle zurük. Er entbehrt, was seinem Herzen, seiner Phantasie theuer ist; Alles, was Gewohnheit ihm zur anderen Natur gemacht hat, und findet nirgends Gegenreiz, oder Ersaz für den außerordentlichen Verlust. Nothwendig verfolgt ihn nun Langeweile überall. Seine Seele lebt nur in den Bildern der Vergangenheit, und das Gefühl des Entbehrens wird

immer schärfer. Mitten unter fremden Menschen, die er nicht liebt, und die für ihn nicht die mindeste Neigung, Freundschaft und Herzlichkeit hegen, überfällt ihn fürchterliche Leere. Er glaubt sich ganz allein, verirrt in einer unbekannten Welt, wo Alles um ihn her Wüste scheint. Auf diesem Punkte erwacht das Verlangen nach seinem Heim mit größter Lebhaftigkeit. Alle anderen Ideen und Empfindungen verlöschen, und die ganze Seelenkraft ist in dem einzigen Gefühle der Heimsucht zusammen gedrängt."

Die Beschreibung des Karakters, der Sitten und der Lebensart, der Einwohner des zweiten, oder gemäßigten Klimas der Schweiz, kann ich nicht leicht besser beginnen, als mit den Bemerkungen, welche Rousseau über diesen Gegenstand vorträgt. Diese Bemerkungen sind, in jeder Rükficht vortrefflich, eben so wahr, als unnachahmlich schön ausgedrukt. Ich kenne keinen Schriftsteller, der den Karakter und die Sitten der Schweizer so genau aufgefaßt, und so richtig geschildert hätte, als Rousseau.

"Die Schweiz," sagt er, "bietet ungefähr überall dieselben Ansichten dar; Seen, Wiesen, Wälder, Berge. Die Schweizer haben auch ungefähr dieselben Sitten, die aus einer Mischung von Nach-

ahmung anderer Völker und ihrer alten Einfalt zusammengesezt sind. Sie haben gewisse Lebensweisen, die unabänderlich sind, weil sie vom Klima, vom Boden, von den mancherlei Bedürfnissen abhangen, und die Einwohner jederzeit genöthigt sein werden, nach den Vorschriften der Natur des Landes, in welchem sie leben, sich zu bequemen. Von solcher Art ist z. B. die Vertheilung ihrer Wohnungen. Diese sind, weit weniger, als in anderen Ländern, in Städte und Fleken vertheilt: sie sind, ziemlich gleichförmig, über das Land, da und dort hin verstreuet. Daher kommt es, daß, obgleich die Schweiz, im Ganzen, verhältnißmäßig weit bevölkerter ist, als Frankreich, sie dennoch kleinere Städte und kleinere Dörfer hat. Dagegen trifft man aber überall Häuser an. Das Dorf bedekt das ganze Kirchspiel; die Stadt nimmt das ganze Land ein. Man kann sich die Schweiz wie eine große Stadt vorstellen, die in dreizehen Quartiere abgetheilt ist, deren einige in den Thälern, andere auf den Bergen sich befinden. Genf, St. Gallen, Neuschatel, sind gleichsam Vorstädte. Es gibt Quartiere, die stark bevölkert sind; andere sind es weniger: alle sind indessen stark genug bevölkert, um anzuzeigen, daß man sich immer noch in der Stadt befindet. Nur stehen die Häuser dieser großen Stadt nicht regelmäßig

mäßig in Linien, sondern sie sind, ohne Ordnung und Ebenmaaß, verstreuet, wie vormals im alten Rom. Wer denkt daran, daß er durch eine Wüste wandle, wann er Kirchthürme im Tannenwalde, Heerden auf Felsenspizen, Fabriken in Abgründen, und Manufakturen auf Waldströmen erblikt. Dieses sonderbare Gemisch hat etwas Belebtes, Beseeltes; es athmet darin Freiheit, Wohlstand; und immer wird das Land, in welchem es sich findet, ein in seiner Art einziges Schauspiel darbieten, jedoch nur solchen Augen, die sehen können." a)

"Diese gleichförmige Vertheilung der Häuser hat ihren Grund, in der großen Anzahl kleiner

a) Ja wohl hat Rousseau Recht: es gehören dazu Augen die sehen können, Augen eines Coxe, Meiners, Rousseau, Küttner, Ramond. Es gibt Menschen, die moralisch blind gebohren sind, und Nichts sehen. Es gibt andere Menschen, die moralisch gelbsüchtig gebohren sind, und sich ein Geschäfft daraus machen, mit hämischem Auge nur Unvollkommenheiten und Fehler auszuspähen, auch welche erdichten, wo sie keine finden. Zu diesen gehört Hr. Lehmann, in seiner Schrift: Ueber die Schweiz und die Schweizer, einem, in der unwürdigsten Absicht geschriebenen, Halbromane, welcher auch, von dem Publikum, mit der Verachtung aufgenommen worden ist, die er, in jeder Rükficht, verdient.

Staaten, deren jeder seine eigene Hauptstadt hat; in der Rauheit des Landes, welche den Transport erschwert; und in der Art seiner Erzeugnisse, welche größten Theils in Wiesen bestehen, daher sie erfordern, daß das Erzeugniß auf der Stelle selbst verzehrt werde, die es hervor brachte, wodurch beides, Menschen und Vieh, zerstreuet werden. Dieß ist der größeste Vorzug der Schweiz: ein Vorzug, den ihre Einwohner vielleicht für ein Unglük halten; welchen sie aber aus sich selbst hat; welchen Nichts ihr zu rauben vermag; welcher Troz der Einwohner, die Fortschritte der Ueppigkeit und der verdorbenen Sitten erschwert, oder aufhält; und welcher immer hinreichend sein wird, den Verlust an Menschen zu versezen, die, von der Schweiz, an fremde Länder überlassen werden."

"Dieß ist die gute Seite: nun das Uebel, welches, selbst durch dieses Gute, veranlaßt wird. Sobald die Schweizer, welche vormals in ihren Gebirgen eingeschlossen lebten, und sich selbst genügten, angefangen haben, mit anderen Völkern umzugehen, haben sie auch an der Lebensart dieser Völker Geschmak gefunden, und dieselbe nachahmen wollen. Sie bemerkten, daß das Geld eine ganz gute Sache wäre, und wollten also auch welches haben. Da sie keine Erzeugnisse hatten, die

die sie verkaufen konnten, keine Betriebsamkeit, um dasselbe sich zu verschaffen, so boten sie sich selbst feil. Sie verkauften sich den auswärtigen Mächten Stükweise, und erhielten dadurch gerade Geld genug, um einzusehen, wie arm sie wären. Da, in einem Lande, welches Nichts hervor bringt, und nicht an der See liegt, es beinahe nicht möglich ist, das Geld in Umlauf zu sezen; so haben sie, mit dem erhaltenen Gelde, neue Bedürfnisse kennen gelernt, ohne neue Mittel, dieselben zu befriedigen. Folglich sind sie, durch ihre ersten Entfremdungen von Truppen, genöthigt worden, noch mehr zu entfremden, und beständig damit fort zu fahren. Und da die Lebensart dadurch kostbarer geworden, so hat dasselbe Land dieselbe Menge von Einwohnern nicht länger ernähren können. Daher entstand die Entvölkerung, die, in einigen Theilen der Schweiz, bemerkt wird. Das Land ernährte seine zahlreichen Einwohner, so lange sie zu Hause blieben. Nunmehr aber, da die Hälfte auswandert, vermag es kaum, die andere Hälfte zu ernähren."

"Das Schlimmste, daß, von der Hälfte, die auswandert, genug wieder zurükkehrt, um alles zurükgebliebene, durch die Nachahmung fremder Sitten, zu verderben, besonders Französischer Sitten, indem Frankreich mehr Schweizer-

Truppen in seinem Solde hat, als irgend eine andere Nation."

"Aus dem Erwähnten läßt sich Alles erklären, was die Sitten der Schweizer besonders Auffallendes haben, vorzüglich aber der widersinnige Kontrast von Gesuchtheit und Einfachheit, welcher, in ihren Sitten, überall ins Auge fällt. Alle Gebräuche, die sie annehmen, nehmen sie verkehrt an: nicht aus Mangel an Verstand, sondern weil es die Natur der Dinge so mit sich bringt. Sie versezen die Gebräuche großer Städte in ihre Wälder, und bringen nun dieselben auf die lächerlichste Weise an. Sie wissen nicht, was eine ländliche Kleidung ist, und zieren sich, zwischen ihren Bergen, mit der Kleidung, die sie zu Paris trugen. Sie tragen, in ihren Tannenwäldern, allen Püz des Palais-Royal: ja ich habe sogar vom Heumachen in zierlicher Musselinener Weste zurük kommen sehen. Ihre Feinheit hat immer etwas grobes, ihr Luxus immer etwas rohes. Bald essen sie, bei feinen Gerichten, schwarzes Brot; bald stellen sie ausländische Weine zum Nachtische auf, und geben, beim Essen, de la piquette; bald erscheint, neben den schmakhaftesten Ragouts, ranziger Spek auf Kohl. Sie bieten Euch Kaffee mit Käs zum Frühstüke, Thee mit Schinken zum Vesperbrot an. Die Damen tragen feine Spizen

bei

bei grober Wäsche, neumodische Roben und farbige Strümpfe. Ihre Bedienten, welche abwechselnd Kammerdiener und Kuhhirten sind, tragen die Livree, wann sie bei Tische aufwarten, und bringen den Geruch des Mistes zwischen die Gerüche der Speisen."

"Da man des Luxus nur dann genießt, wann man denselben zeigen kann, so sind sie gesellschaftlicher geworden, ohne daß sie deßwegen ihren ursprünglichen Geschmak an abgesonderten Wohnungen verloren hätten. Niemand wundert sich hier, daß ich den Winter auf dem Lande zubringe: denn eine Menge vornehmer Leute thun dasselbe. Man bleibt also immerfort getrennt: man nähert sich aber einander in langen, und oft wiederhohlten, Besuchen. Will man seinen Puz und seine kostbaren Möbeln auskramen; so muß man seine Nachbarn zu sich loken, und auch sie besuchen. Da nun diese Nachbarn zuweilen sehr weit entfernt sind, so gibt es hier unaufhörliche Reisen. Ich kenne kein Volk, das immer so in Bewegung ist, wie die Schweizer: die Franzosen selbst kommen ihnen nicht bei. Ueberall trifft man hier Wagen an. Es gibt kein Landhaus, welches nicht seine Equipage hätte. Auch die Reit-Pferde, deren es in der Schweiz eine so große Menge gibt, werden nicht geschont. Da aber das Reiten öfters

den

den Zwek hat, irgend einer Dame einen Besuch zu machen; so reiten die Herren (wenn sie reiten, was immer seltener wird) in schön geglätteten weiß seidenen Strümpfen, und man puzt sich, um Post zu reiten, ungefähr eben so, als wenn man auf den Ball gehen wollte. Daher ist es ein glänzendes Schauspiel um die Straßen in der Schweiz. Da ist Alles blau, grün, rosenfarb. Man sollte meinen, man befände sich in den Thuillerien. Eine Wirkung dieses gesellschaftlichen Verkehrs ist die, daß es die Männer beinahe von dem Weintrinken geheilt hat; und eine andere, gerade entgegengesezte Wirkung dieses herum irrenden Lebens, ist die, daß dennoch die Wirthshäuser in der ganzen Schweiz häufig und gut dadurch geworden sind. Ich begreife gar nicht, wie man die Wirthshäuser in Frankreich so sehr loben mag. Denen in der Schweiz kommen sie bei weitem nicht nach. Freilich ist hier in den Wirthshäusern theuer zehren. Allein auch das Privatleben ist theuer. Und wie sollte es anders sein, in einem Lande, welches nur wenig Lebensmittel hervor bringt, und wo, dessen ungeachtet, viel Geld im Umlaufe ist."

"Die drei einzigen Kaufmanns = Waaren, welche den Schweizern bisher Geld verschafft haben, sind: Käse, Vieh, und Menschen. Allein seitdem

der

der Luxus hier eingeführt worden, ist ihnen dieser Handel nicht mehr hinlänglich, und sie haben noch die Fabriken hinzu gefügt, welche sie den Französischen Religions-Verbannten verdanken. Diese Hülfs-Quelle hat indessen mehr Schein, als Wirklichkeit. Denn, da die Theurung der Lebensmittel, im Verhältnisse mit der Vermehrung des Geldes, zunimmt; da der Anbau des Landes vernachläßigt wird, sobald man mit anderer Arbeit mehr gewinnen kann: so sind sie, bei mehr Geld, doch nicht reicher geworden. Am deutlichsten erhellet dieß, durch Vergleichung mit den katholischen Schweizern, welche ohne dergleichen Hülfs-Quellen sind, und daher weniger Geld haben, dennoch aber nicht weniger gut leben."

"Die Schweizer sind, im Ganzen, gerecht, dienstfertig, mildthätig, zuverläßige Freunde, tapfere Soldaten, und gute Staatsbürger; allein sie sind auch kabalirend, mißtrauisch, neidisch, neugierig und geizig. Ihre Geldliebe hält den Luxus mehr in Schranken, als ihre Einfalt. Im gewöhnlichen Leben sind sie ernsthaft und phlegmatisch; aber wüthend im Zorne, und taumelnd in der Freude. Die Fröhlichkeit ihrer Spiele übertrifft Alles. Es scheint unbegreiflich, daß das Volk in Frankreich so traurig, so langsam, mit so wenig Anstand tanzt, während die Tänze der Schweizer

so

so hüpfend, so lebhaft sind. Die Männer zeigen, in diesen Tänzen, ganz ihre Naturkraft; die Mädchen aber tanzen mit einer reizenden Gewandtheit: sie hüpfen herum, als glühte der Boden unter ihren Füßen."

"In ihren Geschäfften sind die Schweizer listig und gewandt. Die Franzosen, von denen sie für plump gehalten werden, sind weit weniger verschlagen, als sie. Der Französische Hof hat ihnen immer seine Geschäftsmänner zu Gesandten geschikt, und hat darin einen großen Irrthum begangen. Auf diesem Kampfplaze kommen die Franzosen gemeiniglich bei ihnen zu kurz. Man schike ihnen aber Leute von geradem und festem Karakter, so wird man sie bereden zu was man nur will: denn im Grunde lieben sie die Franzosen."

"Der so geistreiche Marquis de Bonnac konnte in der Schweiz Nichts ausrichten, weil er für verschmizt gehalten wurde. Dagegen richtete vormals der Marschall von Bassompierre aus, was er nur wollte, weil er offenherzig war, oder wenigstens bei den Schweizern dafür galt. In Unterhandlungen wissen die Schweizer jederzeit sich den Vortheil zu verschaffen, ausgenommen wann sie von ihren Obrigkeiten verkauft werden: denn sie können eher das Geld entbehren, als anderer Nationen Soldaten. Auch muß man gestehen,

stehen, daß sie die Verträge, die sie so gut zu schließen verstehen, nicht weniger getreu halten: eine Treue, die man ihnen eben nicht immer erwidert hat."

Schon seit zwanzig Jahren habe ich diese Schilderung des Karakters und der Sitten der Schweizer als ein Meisterstük bewundert. Man kann nichts Richtigeres, nichts Treffenderes sagen. Einzelne Züge finden sich darin, die nur ein so feiner Menschenkenner, als Rousseau war, so fein auffaßen, und so trefflich wieder geben konnte. Freilich ist es wahr, daß, in den lezten dreißig Jahren, bei zunehmendem Reichthume, auch die Sitten mehr und mehr sich verfeinerten, und daß daher das Gemählde, welches Rousseau zeichnete, nicht mehr im strengsten Sinne Wahrheit ist. Der Hauptkarakter bleibt indessen noch immer derselbe, und die sonderbare Mischung der natürlichen Roheit und Einfalt, mit der ausländischen Verfeinerung, und der plumpen Nachahmung fremder Sitten, ist noch eben so auffallend, als vormals. In der That war der Kontrast, den diese Mischung verursacht, niemals auffallender, als in der neuen Revolution. Ein Französischer Kommissair sagte einst, zu Luzern, in einer großen Gesellschaft, in welcher Ein Direktor und viele Senatoren gegenwärtig waren: "Es sieht komisch

genug

genug aus, wenn Ihr, Schweizer=Bären, nach der Französischen Geige tanzen wollt. Eure Sprünge sind so unbehülflich, daß selbst Eure Tanzmeister sich des Lachens nicht enthalten können." Ein anderer Kommissair sagte: "Wir mögen den Schweizer=Bären leken, so viel wir wollen, er bleibt doch ein Bär" Warum fiel es aber auch dem schwerfälligen Bären ein, die Sprünge des lustigen Franzosen nachzumachen, und bis zur schwindelnden Höhe der Revolution, bis zur Einen und untheilbaren Republik, ihm nach zu klimmen? Der leichtfüßige Franzose sprang, von da, durch einen einzigen Saz, wieder in die anmuthigen Gefilde der Monarchie herab, wo Bonaparte herrscht. Der unbehülfliche Schweizer aber, der einen solchen Sprung nicht wagen darf, klebt nun zwischen Himmel und Erde, bis irgend ein mitleidiger Nachbar ihm wieder hinunter hilft.

"Die Bewohner des zweiten, gemäßigten, Klima, sind, mit wenigen Ausnahmen, die glük=lichsten Menschen auf dem Erdboden. Außer Hol=land und England, gibt es, auf der ganzen be=wohnten Erde, keine so reichen Bauern, als in der Schweiz. Hier wird der Bauer gar nicht ge=drükt. Er hat keine Abgaben zu bezahlen. Hier ist kein Fürst, dessen Verschwendung er unterhalten;

keine

keine Mätressen, deren unersättliche Habsucht ihn aussaugt; keine Akzise; kein Emollement. Es werden hier keine verderblichen, lange dauernden Kriege, auf seine Rechnung, geführt, und er braucht keine stehende Armee zu rekrutiren und zu unterhalten. Die geringen Steuern, die man von ihm fordert, und nur von dem Wohlhabenden fordert, scheinen diesem ein freiwilliger Beitrag, zur Unterhaltung der vortrefflichsten gemeinnüzigsten Anstalten: daher bezahlt er gern. Er weiß daß diese erhöhet werden wird, "daß sie nicht verschwendet wird, für die Ländersucht eines Königs; oder in den, selbst geschaffenen, Unfällen seines Thrones; oder zur Ausführung der unordentlichen Einfälle, welche nun seine Lust, dann seine Quaal, immer aber die Geissel derer sind, welche sie erdulden."

Bei allen diesen Vorzügen darf man sich nicht wundern, wenn der Schweizer eine große Anhänglichkeit an das Vaterland zeigt. Seine Vaterlandsliebe ist eine wohl verstandene Selbstliebe, und so natürlich und gegründet dieselbe auch sein mag, ist sie dennoch nicht als eine Tugend, oder als etwas Lobenswürdiges, zu betrachten. Vielmehr scheint mir, daß ein berühmter Schriftsteller nicht ganz Unrecht habe, wenn er sagt: "Die, durch den Genuß wichtiger Privat-Vortheile genährte, Vaterlandsliebe der Schweizer, preiset man vergebens,

als eine der edelsten Tugenden, weil sie, in einem Staate, der kein Blut mehr verliert, sondern nur die Früchte der Siege seiner Vorfahren ruhig verzehrt, fast nichts mehr ist, als Behaglichkeit an einem guten Weideplaze, wo nichts Fremdes gtasen darf."

Bei den Bewohnern dieses Klimas herrscht auch gar nicht der Enthusiasmus für Freiheit, die Bewunderung der Großthaten der Vorväter, die Anhänglichkeit an das Vaterland, und die Bereitwilligkeit sich für dasselbe aufzuopfern, wie unter den Gebirgs-Bewohnern. Statt daß jene, auf den berühmten Schlachtfeldern zu Sempach und Näfels jährlich mit Rührung und Dankbarkeit, sich der Heldenthaten der alten Schweizer erinnern, haben die Baseler, auf dem, nicht weniger berühmten, Schlachtfelde zu St. Jakob, nicht einmal ein Denkmahl jenes bewundernswürdigen Sieges aufgerichtet. Auf dem Schlachtfelde wächst ein guter rother Wein, den sie Schweizer-Blut nennen. Von diesem trinken sie, von Zeit zu Zeit, eine Flasche, in den, auf der Stelle befindlichen, Wirthshäusern. "Allerdings fällt es ihnen bequemer, Schweizerblut zu trinken, als zu vergießen."

In den Städten sondern sich, beinahe überall, die beiden Geschechter von einander ab. Die Männer haben ihre eigenen Abendgesellschaften, wo gespielt,

spielt, und geraucht, und gekannengießert wird: Die Weiber haben ebenfalls ihre eigenen Gesellschaften, zu denen kein Mann den Zutritt erhält, und wo, bei dem Kaffeetrinken, geklatscht wird. Die Männergesellschaften werden, zu Genf und St. Gallen, Cercles, oder Zirkel, zu Basel Kämmerchen genannt.

Die Baseler-Kämmerchen beschreibt sehr genau Herr Küttner, und seinen Bemerkungen darüber muß ich, aus eigener Erfahrung, beistimmen. "Ein Kämmerchen," sagt er, "ist ein, mehrentheils rostiges, ziemlich unansehnliches Zimmer, oder mehrere, die eine geschlossene Gesellschaft in irgend einem Hause miethet. Dieses Zimmer ist alle Tage offen, und wer zwischen 5 und 8 Uhr, dahin geht, der ist immer gewiß, Gesellschaft da zu finden. Jeder unterhält sich da nach seinem Belieben. Man redet von Politik, von Stadtneuigkeiten, man trinkt Thee, raucht Tabak, spielt Tarok. Man ist hier (zu Basel) so sehr in diese Kämmerchen verliebt, daß es wenig Mannspersonen gibt, die nicht zu irgend einem gehören. Eben deßwegen wundere ich mich, daß man sie nicht mit mehr Bequemlichkeit und Zierlichkeit einrichtet. Als ich das erste mal in eines der hiesigen Kämmerchen kam, erstaunte ich, eine Menge reicher und wohlhabender Männer in einem elenden kleinen

Zimmer beisammen zu sehen. Ich habe nachher andere gesehen, aber keines, das nur die geringste Empfehlung von innerer guter Einrichtung, oder Schönheit, hatte. Gleichwohl findet man die Mannspersonen von der beßten Gesellschaft dieser Stadt, selbst die Häupter mit eingeschlossen, in einigen dieser Kämmerchen, oder Kämmerli, wie man sie hier nennt."

In so fern man gewiß ist, in diesen Zimmern immer Gesellschaft zu finden, oder eine leere Stunde da ausfüllen zu können, sind diese Kämmerchen, oder Zirkel, ganz gute Einrichtungen: Allein dem geselligen Leben sind sie, in mancher Rükſicht, außerordentlich schädlich, indem dadurch die beiden Geschlechter beständig von einander getrennt bleiben. Die Folgen dieser Einrichtung sind auffallend, in allen großen Schweizerischen Städten (den Kanton Bern und Neuschatel ausgenommen). Mannspersonen, die beständig unter sich leben, bekommen einen rohen Ton, und im ganzen Betragen eine gewisse ungeschliffene Grobheit, welche der Umgang mit dem sanfteren weiblichen Geschlechte abschleift und mildert. Nicht nur in der Schweiz ist der Einfluß, den die Absonderung beider Geschlechter auf die Männer hat, merklich, sondern auch in England, in Holland, bei dem Militair, bei den Studenten. Ueberall sind die Folgen dieselben.

selben. Da, wo beide Geschlechter gemischt sind, wie sie es sein sollen, bekommt der Mann im Umgang eine gewisse Dreistigkeit, Feinheit, und ein Zartgefühl, welches ihn liebenswürdig macht. Da hingegen, wo die Männer allein leben, und nicht gewohnt sind, in Frauenzimmer-Gesellschaften zu kommen, betragen sie sich in denselben, blöde, scheu und ungeschikt; sie empfinden und lassen es empfinden, daß sie an einem Orte sind, wo sie sich nicht zu benehmen wissen.

Nicht weniger nachtheilig, als für die Männer, ist diese Absonderung auch für das andere Geschlecht. Unter sich vernachläßigen sich die Frauenzimmer ebenfalls, sprechen von nichts, als von Kleinigkeiten, von Kleidern, von Kindern, vom Gesinde, von der Läster-Chronik, und kommen sie dann einmal unter Mannspersonen, so wissen sie sich nicht zu betragen, sind steif, schweigen still, und sizen stumm da, als ob es ihnen an Verstand fehlte.

Allein der größte Nachtheil, den diese Absonderung beider Geschlechter in der Schweiz veranlaßt, besteht darin, daß sich die jungen Leute nur äußerst selten sehen, sich weder sprechen noch beobachten können, und also nur auf Gerathewohl sich eine Frau wählen müssen. Freilich sind aber, in der ganzen flachen Schweiz, die Heirathen, beinahe

ohne Ausnahme, nichts weiter, als eine Sache der Konvenienz. Geld heirathet Geld, Familie heirathet Familie — das ist Alles. Der Sohn des angesehenen Mannes heirathet die Tochter eines anderen, eben so angesehenen. Der Sohn des reichen Kaufmanns heirathet die Tochter eines anderen reichen Kaufmannes, um dereinst einen Antheil an dessen Handlung zu erhalten. Dieß bleibt das Wesentliche. Auf den übrigen physischen und moralischen Zustand nehmen die zu Verheirathenden gegenseitig wenig Rükſicht. Dennoch fallen die Ehen meistens noch so ziemlich gut aus, weil die Mädchen meistens häuslich erzogen sind, keine Beispiele von Verdorbenheit um sich sehen, und zur Untreue schlechterdings keine Gelegenheit finden, da sie nur mit ihrem Geschlechte Umgang pflegen.

Die wenigen gemischten Gesellschaften, die es gibt, sind bloße Familien-Gesellschaften. Alle Glieder solcher Gesellschaften kennen sich genau; alle sind mit einander verwandt; alle stehen mit einander auf einem vertrauten Fuße. Alle Achtung, die man dem andern Geschlechte schuldig ist, alle Lebensart, wird daher beiseite gesezt. Man erlaubt sich platte, frostige, sogar saftige Scherze, und die Damen nehmen, in wahrer Unschuld,

Theil daran. Diesen Gesellschafts-Ton in den Städten der Schweiz hat freilich, unter den unzähli-

zählichen Reisenden, keiner beschrieben: allein keiner erhielt den Zutritt in dieselben, der nicht einmal den Einheimischen gestattet wird, die zu der Familie nicht gehören. Nur Hr. Küttner scheint von diesen Geheimnissen etwas geahnet zu haben. Seine Lage, vermöge welcher er als Glied der vornehmen und edel denkenden Familie angesehen wurde, in welcher er lebte, verbunden mit seinem langen Aufenthalte in der Schweiz, gestattete ihm den Zutritt in Gesellschaften, in die gewiß niemals, weder vor ihm, noch nach ihm, ein Ausländer gekommen war. Einige seiner Bemerkungen, welche, obgleich treffend, dennoch äußerst schonend vorgetragen sind, führe ich an.

"Die Gesellschaften sind hier mehr Familien-Gesellschaften, als von irgend einer anderen Art. Leute von einem gewissen Alter haben gewöhnlich alle Wochen einen Tag, an dem ihre Kinder, Nichten, Neffen, Vettern und Enkel (wenn sie welche haben) den Abend bei ihnen zubringen, und speisen. Die Gewohnheit, sich durch einen Titel der Verwandtschaft anzureden, geht so weit, daß man es auf die entferntesten Glieder ausdehnt. Man hört also Nichts, als: "Hr. Vetter, und Frau Baas, und Jungfer Baas, und Frau Tante, und Hr. Onkle" Lezthin sagte ich zu Jemanden: "ich wußte nicht, daß Hr. N. Ihnen verwandt ist."

ist.“ — “Auch ist er es so wenig, als Sie,” war die Antwort, “aber es ist eben so ein Gebrauch, und viele Leute halten es für höflich.”

“Was aber einem Fremden weit mehr, als diese weitläuftige Verwandtschaft, auffällt, ist, daß alle Baseler einander durch Er und Sie anreden.” Wie lebt er, Herr Vetter? “und komm sie hier, Frau Baas.” a) Ein Fremder scheint sich, in so einer Familien-Gesellschaft, im Anfange ganz verloren. Auch legt die Erscheinung eines Fremden vielen Personen großen Zwang auf, und deßwegen ist er, natürlich, nicht so gar willkommen. Doch legt sich dieß in der Folge, wenn man ihn mehr kennt, und er kann, in mancher Familie, angenehme Abende zubringen.

“Auf den Bällen ist weder ein Zeremonienmeister, noch ein befehlender Direktor, noch Verordnungen und Regeln, nach denen sich die Gesellschaft zu richten hätte. Ja es ist nicht einmal eine Ordnung für die Folge der Tänze. Daher geschieht es denn, daß oft Einer nach diesem, der andere nach einem anderen Tanze zu den Musikanten schreit, und die Paare, die sich schon in

einen

a) Hr. Spazier hatte also Unrecht, daß er es dem Baseler Bürgermeister übel nahm, als ihn dieser durch Er anredete. Wanderungen S. 24.

einen Kontretanz formirt hatten, müssen sich entweder wieder nieder sezen, oder Deutsche und Schwäbische tanzen. Für diese lezten hat man hier eine ungemessene Neigung, und sie machen die grösßere Hälfte aller Tänze aus. Da walzt man, um eine Säule herum, mit einer Heftigkeit, von der einem Fremden schwindelt, stößt an einander, und eilt Einer dem anderen zuvor. Bei der Mahlzeit herrscht Heiterkeit, und oft etwas mehr! Es sind Familien, die einander oft sehen, und sich genau kennen. Daher geschieht es denn, daß sie, beim Tanz sowohl, als bei der Mahlzeit, sich nicht immer die Achtung bezeigen, und die Aufmerksamkeiten für einander haben, die man in jeder großen Gesellschaft erwarten sollte."

Noch ein paar Züge, um dieses Sitten-Gemählde zu vollenden. Ich muß hier nothwendig von einem Fremden die Ausdrüke borgen. Was ich aus eigener Beobachtung sagen könnte, wirklich zu sagen, würde indiskret sein, und die übrigen Mitglieder der Gesellschaften, in denen ich mich, an mehreren Orten der Schweiz, befand, den Augen des Publikums, auf eine für sie unangenehme Art, bloß stellen. Also spreche Hr. Küttner, denn er spricht gut:

"Das Spiel hat hier noch nicht alle gesellschaftliche Unterhaltung verschlungen, und ich sehe

häufig, daß es in einer etwas zahlreichen Versammlung eben so viele Personen gibt, die nicht spielen, als die spielen. Der jüngere Theil der Gesellschaft ist dann munter genug, aber der ältere behauptet immer einen gewissen Ernst, und eine Art von Zeremonie in seinem ganzen Betragen, die vermuthlich aus einem Begriffe von Würde entsteht, die sie erhalten zu müssen glauben. Auch das Abgehen von einer Gesellschaft ist feierlich und in Form, und ich bemerke, daß viele, wenn sie von einer Mahlzeit gehen, dem Herrn, oder der Frau vom Hause, einen ausführlichen Dank abstatten. In der Stille eine Stelle verlassen, ohne sich wenigstens an die Herren vom Hause zu wenden, würden viele für üble Sitte halten."

"Die Frauenzimmer gewinnen, wenn man sie kennt; und ich kenne deren sehr liebenswürdige. Aber so lange man mit ihrer Gesellschaft nicht bekannt ist, sprechen sie wenig, und sind äußerst zurükhaltend. Das, was man Ton nennt, ein gewisses Mode-Ansehen, gewisse Mode-Manieren, nebst der freien, leichten, ungezwungenen Art, mit einem Jeden, den man auch nie vorher gesehen hat, um zu gehen, und in eine Unterredung zu treten, haben sehr wenige. Im Ganzen erscheinen die Frauenzimmer mit mehrerem Vor-

theile, als die Mannspersonen, und ihr Ton scheint besser zu sein, weil die lezten oft, und, wie es scheint, mit Fleiß, gewisse Dinge bei Seite sezen, die sie gewiß besser wissen, und die sie, außer ihrem Lande, in Gesellschaften beobachten. Es ist mir begegnet, daß ich, besonders an öffentlichen Orten, Mannspersonen und Frauenzimmer beisammen gesehen habe, und ich würde geglaubt haben, daß die lezten zu einem besseren, feineren Zirkel gehörten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß beide Theile in den nämlichen Gesellschaften leben. Das Geschlecht, im Allgemeinen gesprochen, ist artig, und ich glaube, es gibt hier, verhältnißmäßig, mehr Schönheiten, als in manchem anderen Lande. Auf Bällen und großen Hochzeiten sieht man eine Menge schöner Figuren und guter Gesichter, und die meisten haben das, was man ein schönes frisches Blut nennt."

Bisher ist die schlimme Seite der Sitten der Städtischen Schweizer dargestellt worden; es muß nunmehr erlaubt sein, auch die gute Seite dieser Sitten darzustellen. Da ich, aus wichtigen Gründen, in dieser äußerst delikaten Untersuchung partheilos zu erscheinen, und weder im Lobe, noch im Tadel der Schweizerischen Sitten, zu weit zu gehen wünschte: so habe ich mich auch hier nach einem Sachwalter umgesehen, der statt

meiner

meiner spreche. Zum Glüke fand ich Einen so beredten, daß ihm jeder Schweizer gerne die Vertheidigung anvertrauen wird. Er nennt sich Johann Jakob Rousseau. Man höre:

"Die Zirkel (oder Kämmerchen) sind Gesellschaften von zwölf bis funfzehen Personen, welche eine bequeme Wohnung miethen, die, auf gemeinschaftliche Kosten, mit Mobilien und anderen Nothwendigkeiten versehen wird. Dahin kommen, jeden Nachmittag, diejenigen Mitglieder, die nicht, durch Geschäffte, oder Vergnügungen, abgehalten werden. Man versammelt sich; Jeder überläßt sich, zwanglos, seinem Hange. Es wird gespielt, geschwazt, getrunken, geraucht. Bisweilen wird auch da gespeist: jedoch selten: denn der Genfer (der Schweizer überhaupt) bleibt gern in der Ordnung, und speist gern in Gesellschaft seiner Familie. Zuweilen geht man auch mit einander spazieren, und macht sich eine gesunde Bewegung. Die Weiber und Töchter haben ihrerseits auch ihre Kränzchen. Sie versammeln sich, bald bei der Einen, bald bei der anderen. Der Zwek dieser Zusammenkünfte ist, ein kleines Kommerzspiel, ein Vesperbrot, und, wie sich leicht denken läßt, ein unaufhörliches Geplauder. Die Männer sind zwar nicht eben streng von die-

diesen Kränzchen ausgeschlossen; allein sie mischen sich selten dazwischen. Ich habe auch eine schlimmere Meinung von denen, die immer dort sich zeigen, als von denen, die man dort niemals antrifft."

"So vertreibt man sich nun täglich die Zeit. Und diese Zeitvertreibe haben, bei allem Vergnügen und aller Aufheiterung, die sie gewähren, dennoch etwas äußerst einfaches und unschuldiges, so wie es sich für republikanische Sitten geziemt. In jedem wohl eingerichteten Staate finden sich Gebräuche, die von der Regierungsform abhangen, und zur Erhaltung derselben dienen. So gab es, z. B. auch zu London, vormals, dergleichen Männer-Gesellschaften, über welche sich die Verfasser des Zuschauers, mit großem Unrecht, lustig machen. Da diese Gesellschaften dadurch lächerlich wurden, so versammelte man sich nun in den Kaffee-Häusern und B...n. Ich zweifle, ob das Engländische Volk bei dem Tausche gewonnen habe. Folgen wir den Spuren der Natur, überlegen wir das Beßte der Gesellschaft: so ergibt sich, daß die beiden Geschlechter zuweilen mit einander vermischt sein, größten Theils aber von einander getrennt leben müssen. Der zu genaue Umgang zwischen beiden Geschlechtern ist den Männern eben so schädlich, oder noch schädlicher, als den Weibern. Sie

ver-

verlieren dabei nur ihre Sitten, wir aber sezen Sitten und Körperstärke zugleich zu. Denn da das schwächere Geschlecht außer Stand ist, unsere Lebensart anzunehmen, die ihm zu beschwerlich fällt; so zwingt es uns, seine, für uns zu weichliche, Lebensart anzunehmen: und, weil alsdann keine Scheidung mehr geduldet wird, so machen uns die Weiber zu Weibern, da sie selbst nicht zu Männern werden können. Diese Herabwürdigung des Mannes ist zwar überall äußerst schädlich: allein vorzüglich in solchen Staaten, wie der unsrige, muß man dieselbe zu verhüten suchen. Ob ein Monarch über Männer, oder über Weiber, herrsche, mag ihm ziemlich gleichgültig sein, wofern nur seine Befehle befolgt werden: aber in einer Republik sind Männer nöthig."

"Aber, wird man einwerfen, die Könige haben auch Männer nöthig, zum Kriegführen. Keineswegs. Statt dreißig tausend Männern dürfen sie nur hundert tausend Weiber ausheben. Es fehlt den Weibern gar nicht an Muth. Sie schäzen die Ehre höher, als das Leben, und sie schlagen sich brav, wann sie sich schlagen. Nur kann ihr Geschlecht die Beschwerden des Krieges und die Unbeständigkeit der Witterung so gut nicht ertragen. Das Geheimniß besteht also darin, daß man ihrer dreimal so viel habe, als zum Schlagen vonnöthen sind:

sind: die übrigen zwei Drittheile müssen für die Kranken und Gestorbenen gerechnet werden."

"Die Alten brachten beinahe ihr ganzes Leben an der freien Luft zu: entweder in Besorgung ihrer Privatgeschäffte; oder in Staatsgeschäfften, auf dem Marktplaze; oder auf dem Lande, spazieren gehend, in Gärten, an dem Ufer der See, im Regen, an der Sonne, und beinahe immer mit unbedektem Kopfe. Nie waren die Weiber dabei. Man wußte sie aber wohl zu finden, wann sie nöthig waren: und weder ihre Schriften, noch die, uns übrig gebliebenen, Bruchstüke ihrer Unterredungen, zeigen, daß Verstand, Geschmak, die Liebe sogar, durch diese Entbehrung im Mindesten gelitten hätten. Wir aber, wir haben ganz entgegengesezte Sitten angenommen. Sklavisch haben wir uns der Willkühr des anderen Geschlechts unterworfen, welches wir beschüzen, aber nicht bedienen sollten. Wir haben nun gelernt, dasselbe zu verachten, indem wir ihm gehorchen, und es durch unsere spottende Dienstfertigkeit, zu beleidigen. Zu Paris versammelt jedes Weib, in ihrer Wohnung, ein Serail von Weibern, die weibischer sind, als sie selbst; die sich darauf verstehen, der Schönheit auf jede Art zu huldigen, ausgenommen mit dem Herzen, das ihr gebührt. Betrachte man doch einmal diese Männer, die, in diesen selbstgewählten Gefängnißen, in beständi-

ständigem Zwange leben, wie sie aufstehen; sich wieder sezen; ohne Unterlaß hin und wieder gehen, jezt zum Kamine, dann zum Fenster; wie sie hundert mal den Feuerschirm in die Hand nehmen, und denselben wieder weglegen; wie sie in Büchern blättern, Kupferstiche beguken, sich hin und her drehen, im Zimmer herum tanzen — während das angebetete Geschöpf unbeweglich auf ihrem Sopha liegt, und, außer ihren Augen und ihrer Zunge, am ganzen Körper schlechterdings nichts thätiges hat. Woher dieser Unterschied? Weil eben die Natur, welche den Weibern ein sizendes und häusliches Leben vorgeschrieben hat, den Männern einen ganz entgegengesezten Lebenswandel auferlegt, so, daß diese Unruhe ein wirkliches Bedürfniß anzeigt. Die Morgenländer, welche, wegen der Hize des Klimas, hinlänglich ausdünsten, geben sich wenig Bewegung, und gehen nicht spazieren, aber sie sezen sich wenigstens an die freie Luft, um ungehindert Athem zu hohlen: bei uns hingegen geben sich die Weiber große Mühe, ihre Freunde in wohl verschlossenen Zimmern zu erstiken."

"Unsere Kämmerchen erhalten noch unter uns ein Bild der alten Sitten. Da die Männer unter sich leben, so haben sie nicht nöthig, ihre Begriffe zu der Fassungskraft der Weiber herab zu stimmen, und der Vernunft ein Feierkleid anzuziehen. Ohne die

minde-

mindeste Furcht, sich lächerlich zu machen, können sie ernsthafte und wichtige Gespräche führen. Da darf man noch von Vaterland und von Tugend sprechen, ohne langweilig zu werden; da darf man sich zeigen, wie man ist, ohne sich nach irgend einer Plaudertasche richten zu müssen. Ist die Unterredung weniger höflich, so sind die Gründe desto stärker: denn hier haben wizige Einfälle, zierliche Wendungen, kein Gewicht. Man kann sich nicht durch einen Scherz aus der Sache ziehen. Da schont keiner den Anderen im Streite: denn da Jeder fühlt, daß ihn sein Gegner mit voller Kraft angreift, so sieht er sich genöthigt, zu seiner Vertheidigung, ebenfalls alle Kraft anzustrengen. So wird der Verstand richtig und scharf. Kommt auch ein mal dazwischen ein ausgelassener Scherz vor, so muß man darüber nicht eben zu viel Lärm machen. Der am wenigsten grobe ist nicht immer der Rechtschaffenste, und diese, etwas ungeschliffene Sprache ist immer noch jenem weit gesuchteren Style vorzuziehen, in welchem beide Geschlechter sich gegenseitig verführen, und auf eine anständige Weise mit dem Laster bekannt machen"

"Man beschuldigt die Weiber-Gesellschaften eines großen Fehlers. Es sollen nämlich die Weiber dadurch nachredig und satyrisch werden. Wirklich ist auch leicht einzusehen, daß dasjenige, was

in einer kleinen Stadt vorfällt, diesen weiblichen Ausschüßen nicht entgehen kann. Eben so leicht läßt sich einsehen, daß die abwesenden Männer nicht verschont werden, und daß ein jedes hübsches und sehr bewundertes Weib, in der Gesellschaft, die ihre Nachbarinn zu besuchen pflegt, schlecht wegkommt. Vielleicht entsteht aber, aus dieser Unannehmlichkeit, mehr Gutes, als Schlimmes. Gewiß ist wenigstens, daß nicht so viel Schlimmes daraus entsteht, als aus der entgegen gesezten Lebensart. Denn was ist besser, daß eine Frau, in Gesellschaft ihrer Freundinnen, Uebels von ihrem Manne sage, oder daß sie, im Zweigespräch mit einer Mannsperson, ihm Uebels thue? daß sie die Fehler ihrer Nachbarinn tadle, oder daß sie dieselben nachahme? Ungeachtet die Schweizerinnen ziemlich offenherzig heraus sagen, was sie wissen, öffters auch was sie nur vermuthen: so haben sie doch einen entschiedenen Abscheu gegen jede Verleumdung, daher man niemals vernehmen wird, daß sie Jemand wegen etwas anklagen, was sie selbst für unwahr halten: dagegen sind, in anderen Ländern, die Weiber nicht weniger strafbar, wann sie schweigen, als wann sie sprechen, denn, aus Furcht vor Repressalien, verhehlen sie das Böse, was sie zuverläßig wissen, und machen, aus Rachsucht, nur das bekannt, was sie erdichtet haben."

"Wie viel öffentliches Aergerniß verhütet nicht die Furcht vor diesen strengen Beobachterinnen? Beinahe versehen sie bei uns das Amt der Zensoren. So waren, in den schönen Tagen Roms, die Staatsbürger wechselseitig Aufseher über einander, und, aus Eifer für die Gerechtigkeit, klagte Einer den anderen an. Als aber Rom verdorbene Sitten erhielt, als Nichts anderes mehr für die Erhaltung der guten Sitten zu thun übrig blieb, als die schlechten Sitten zu verbergen; da wurde der Haß des Lasters, welcher dem Laster die Maske abzieht, selbst zum Laster. Auf eifrige Staatsbürger folgten schändliche Angeber: und, statt daß vormals die Bösen von den Guten angeklagt wurden, klagten nunmehr die Bösen die Guten an. Wir sind, dem Himmel sei's gedankt, noch weit von einem solchen Ziele. So weit sind wir noch nicht gekommen, daß wir nöthig hätten, uns vor uns selbst zu verbergen, damit wir nicht vor uns selbst erschreken. Ich wenigstens, ich würde nicht mehr von den Weibern halten, wenn sie behutsamer wären. Man wird sich mehr in Acht nehmen, wann man mehr Ursachen haben wird, sich in Acht zu nehmen, und wann jede für sich selbst der Verschwiegenheit bedürfen wird, wovon sie anderen das Beispiel geben wird."

"Man mache sich also keinen so schlimmen Begriff von dem Geplauder der Weiber-Gesellschaften. Laßt sie nachreden, so viel sie wollen, so lange sie nur unter sich selbst nachreden. Verdorbene Weiber würden es nicht lange bei dieser Lebensart aushalten. Wie viel Gefallen sie auch am Nachreden finden möchten, immer würden sie in Gesellschaft der Männer nachreden wollen. Was man mir hierüber auch immer sagen mochte, niemals habe ich irgend Eine von diesen Gesellschaften gesehen, ohne, für Diejenigen, aus denen dieselbe bestand, Achtung und Ehrfurcht zu empfinden. Ja, das ist, dachte ich, die eigentliche Bestimmung der Natur. Sie gibt beiden Geschlechtern verschiedene Neigungen, damit sie getrennt, und jedes nach seiner Art, leben mögen. Diese liebenswürdigen Damen bringen so ihre Tage hin, mit Beschäfftigungen, die ihnen zukommen, oder mit unschuldigen und einfachen Vergnügungen, die sehr geschikt sind, ein rechtschaffenes Herz zu rühren, und von ihrem Karakter eine gute Meinung beizubringen."

"Die Kämmerchen der Männer haben freilich auch ihre Unannehmlichkeiten. Was auf der Welt hat keine? Sie spielen, trinken, betrinken sich auch wohl. Das mag wahr sein. Es mag auch wohl übertrieben sein. Ueberall ist Gutes und

Böses

Böses gemischt: nur in verschiedenem Verhältnisse. Die Bürger Eines Staates, die Bewohner Einer Stadt sind keine Anachoreten. Sie können nicht immer einzeln und getrennt leben: und könnten sie es, so müßte man sie doch nicht dazu zwingen wollen. Nur der scheueste Despotismus kann erschreken, wann er sieben oder acht Männer bei einander versammelt sieht, weil er immer fürchtet, sie möchten von dem Druke sprechen, unter welchem sie leben."

"Nun sind aber, unter allen Arten von Verbindungen, wodurch Privatpersonen sich versammeln, bei uns die Kämmerchen unstreitig die vernünftigste, unbescholtenste und am wenigsten gefährlichste: denn sie will und kann sich nicht verbergen, sie ist öffentlich, sie ist erlaubt, und Ordnung und Geseze liegen ihr zum Grunde. Es ließe sich auch unschwer darthun, daß die Mißbräuche, die daraus entstehen können, eben so leicht auch aus einer jeden anderen Art von Verbindung auch entstehen würden, wo nicht noch größere. Bevor wir also darauf denken, den eingeführten Gebrauch abzuschaffen, muß man wohl überlegt haben, was an die Stelle desselben eingeführt werden soll. Wer etwas vorschlagen kann, was thunlich ist, und woraus kein Mißbrauch entsteht, der schlage immer vor, und dann schaffe man

meinetwegen die Kämmerchen ab. Bis dahin aber lassen wir, wenn es nicht anders sein kann, Diejenigen die Nacht beim Trinken zubringen, die vielleicht dieselbe sonst auf eine schlimmere Art zubringen würden."

Dieß ist eine sehr beredte, aber etwas lange, Vertheidigung der Schweizerischen Sitten. Dennoch habe ich mehr als die Hälfte abgeschnitten. Ich hoffe, meine Leser werden mir verzeihen, daß ich Rousseau so ausführlich sprechen ließ: um so viel mehr, da sich die Stelle in Einer seiner Schriften findet, welche selbst von seinen eifrigsten Verehrern nur selten gelesen wird.

Die Religion hat allerdings einen großen Einfluß auf die Sitten der Einwohner und die Kultur des Landes. Mehrere Reisebeschreiber haben bemerkt, welch ein großer Unterschied zwischen dem reformirten Theile des Kantones Appenzell, und dem katholischen Theile desselben Kantones, Statt finde. Das Land, der Boden, das Volk, die Beschäfftigung desselben; Alles ist das Nämliche: und dennoch fällt die Verschiedenheit so sehr auf. In dem katholischen Appenzell, Inner-Roden genannt, sind die Wiesen schlecht bestellt und besorgt. Das Gras wächst nicht so dicht, nicht so üppig; es hat nicht die lebendige, helle, grüne, entzükend schöne Farbe, wie in Außer-Roden.

Die

Die Häuser sind kleiner, ärmlicher; und überall vermißt man die Ordnung, den Fleiß und den Wohlstand, welche sich in Außer-Roden durchgehends zeigen a).

Das Beispiel der beiden Kantone Glaris und Appenzell lehrt offenbar, wie mächtig, in diesem Lande, die Religion auf Alles wirkt. Es ist zwar, in der ganzen Schweiz, überall auffallend, daß Aufklärung, Betriebsamkeit und Reichthum, ungleich größer in den reformirten Gegenden sind, als in den katholischen. In den Kantonen Glaris und Appenzell ist aber diese Bemerkung ganz vorzüglich in die Augen springend. In dem reformirten Theile dieser beiden Kantone haben, seit der Reformation, Betriebsamkeit, Bevölkerung und Wohlstand, unaufhörlich zugenommen, während der katholische Theil derselben Kantone auf der nämlichen Stufe von Armuth und Unwissenheit geblieben ist, auf welcher er zur Zeit der Reformation sich befand.

Die vielen Festtage der Katholiken hemmen jede Neigung zur Betriebsamkeit. "Unthätigkeit erzeugt Trägheit, und Trägheit wieder Unthätigkeit; so daß, da die Ursache zur Wirkung, und die Wirkung zur Ursache wird, die Total-

a) Ebels Schilderung von Appenzell. S. 83.

summe des Uebels größer ist, als es sein würde, wenn bloß das arithmetische Verhältniß der Feiertage zwischen beiden Religionen wirksam wäre. Aus dieser Unthätigkeit entsteht eine größere Anhänglichkeit an Vorurtheile und alte Gewohnheiten, welche die alten Sitten verewigen, und den Fortgang des menschlichen Geistes hemmen. Auffallend ist es, in der Schweiz, daß alte Sitten und Meinungen sich bei den Katholiken besser erhalten, als bei den Reformirten, und daß, wegen der mehreren Festtage und größeren Sinnlichkeit der Religionsbegriffe, auch mehr Sinnlichkeit bei den katholischen Schweizern, als bei den weniger sinnlichen Reformirten, herrschen, die mehr an abstrakte prosaische Begriffe gewöhnt sind."

Außer den vielen Festtagen der Katholiken, sind, in der Schweiz, auch noch die vielen Klöster äußerst schädlich. Sie schaden der Bevölkerung, und geben einem unthätigen, der Welt unnüzen, Leben, einen Schein von Heiligkeit. Die Klagen über den vielfältigen Schaden, der dem Lande durch die Klöster entsteht, sind, selbst unter den Katholiken, allgemein.

Ferner hindert die katholische Religion die Aufklärung. In ganzen katholischen Kantonen fand man keinen Buchladen. Im Kantone Luzern war keiner; auch im Kantone Solothurn nicht.

In

In Wallis war das Verkaufen, und auch das Lesen der Bücher, überhaupt verboten.

Ueberall ist, in der Schweiz, der Unterschied zwischen den reformirten und den katholischen Gegenden, äußerst auffallend. In den protestantischen Kantonen findet man überall Betriebsamkeit, Thätigkeit; das Land ist besser bevölkert, und besser angebaut; die Einwohner sind reinlicher, und besser gekleidet; die Häuser sind dauerhafter und geschmakvoller gebaut. Kommt man aus einem protestantischen Kanton in einen angränzenden katholischen, so fällt der Unterschied sogleich in die Augen. So z. B. wenn man von Appenzell Außer-Roden nach Appenzell Inner-Roden kommt; oder aus dem Kantone Zürich in den Kanton Schwyz; oder aus dem Kantone Schwyz in den Kanton Glaris; oder aus dem Uznerland in das Toggenburg.

Das Volk der beiden Religionen haßt sich gegenseitig von ganzer Seele: ein Haß, welcher in den Zeiten der Helvetischen Religions-Verbesserung entstanden, durch die geführten innerlichen Religions-Kriege aber genährt und um Vieles erhöhet worden ist, und der leider! noch, von den Geistlichen beider Religionen, beständig unterhalten wird. Statt daß beide Religionen

neben einander freundlich und friedlich leben sollten, wie in Holland, in Nordamerika (denn wem kann etwas daran liegen, auf welchem Wege, oder Irrwege, oder Fußsteige, sein Nachbar dem Himmelreiche näher zu kommen sucht): statt friedlich und freundlich mit einander und neben einander zu leben, werden die Katholiken, schon in früher Jugend, von ihren Geistlichen gelehrt, die Reformirten, als irrgläubige Kezer, zu verachten und zu hassen. Den Reformirten hingegen wird, von frühester Kindheit an, in dem einfältigen Heidelberger-Katechismus, unter anderem Unsinne, auch eingeprägt: "es sei die Päbstliche Messe im Grunde nichts anders, als eine Entheiligung des Nahmens Gottes, und eine verfluchte, vermaledeiete Abgötterei." Mein Innerstes empörte sich, so oft ich Kinder von fünf oder sechs Jahren auf ihre Brüder und Glaubensgenossen so niederträchtig schimpfen hörte. Der Eindruk bleibt lebenslänglich unauslöschlich, und man hat nie gesehen, und wird es auch, so lange dieser abscheuliche Religions-Unterricht fortdauert, nie sehen, daß ein reformirter Schweizer und ein katholischer innige und vertraute Freunde gewesen wären. Kein katholischer Schweizer darf sich in einem reformirten Kantone niederlassen, kein reformirter in einem katholischen Kantone.

Ueberhaupt herrscht, unter der Schweizerischen Geistlichkeit, sehr viel herrenhuthisches, pietistisches, frömmelndes Wesen. Kopfhängen und Augenverdrehen gilt für Andacht und Frömmigkeit, und auf steifer Rechtgläubigkeit wird streng gehalten. Als der berühmte Zollikofer, kurz vor seinem Tode, seine Vaterstadt St. Gallen besuchte, predigte er daselbst, vortrefflich, wie sich von selbst versteht (denn wie hätte Zollikofer anders predigen können?): seine Predigt fand aber wenig Beifall, und wurde, als nicht rechtgläubig genug, von den dortigen Geistlichen laut getadelt.

Indessen muß man, um gerecht zu sein, auch gestehen, daß, in neueren Zeiten, von einigen Geistlichen beider Religionen sowohl, als von den Regierungen, sehr viel gethan worden ist, um das brüderliche Verhältniß zwischen den Schweizern herzustellen, und den unvernünftigen Religions-Haß mehr und mehr zu verbannen. Allein es dauert lange, bevor ein so alter, so eingewurzelter Haß, ausgerottet werden kann, und die neuesten Revolutions-Ereignisse haben leider! dazu beigetragen, denselben mehr und mehr anzufachen.

Noch verdient der Gesang in den reformirten Kirchen erwähnt zu werden, weil er etwas Eigenes und Besonderes hat. "Was einem Fremden (sagt Hr. Spazier, der hier ganz in seinem Fache ist),

ist), der den öffentlichen Gottesdienst besucht, sehr auffallen muß, ist der vierstimmige Choral-Gesang der Gemeinden. In ganzen Kantonen trifft man keine einzige Orgel an, welcher Mangel die Liturgie sehr leer und unkräftig machen würde, wenn die Gemeinden nicht an guten Gesang gewöhnt wären. Schon in Schulen dazu gebildet, und, durch stetes Vorsingen der, dazu bestellten, Schüler, und anderer Vorsänger, zur richtigen Intonation angehalten, verlernen die alten Leute ihre, einmal gefaßten Weisen, in einer Haupt- oder Mittel-Stimme, nicht leicht, und behalten so immerdar Sinn und Gefühl für den besseren Kirchengesang. Diese Erscheinung überraschte mich sehr."

So gut aber die Musik ist, so schlecht sind die Gesänge. In den meisten Orten sind noch die Lobwasserischen Psalmen gebräuchlich; und ich selbst habe, mehr als Ein mal, gereimten Unsinn, wie folgenden, in Gesellschaft einer ganzen Gemeinde, nicht ohne heimlichen Unwillen, mit gesungen:

Die Zedern auf Liban selber
Macht Er springen, wie die Kälber,
Und wie die Weiden und Heken
Die jungen Eichhörner leken.

Da,

Da, in der protestantischen Schweiz, die Kinder sehr früh zum Psalmensingen angehalten werden: so tragen diese unsinnigen Gesänge nicht weniger, als der Katechismus, der Lampe, das Nachtmahlbüchlein, oder Fragbüchlein, und der einfältige Hübner, dazu bei, den natürlichen Verstand der Schweizer mit einer recht diken Finsterniß zu umhüllen.

In der ganzen kultivirten Welt ist jezt, wenn ich nicht irre, der alte Julianische Kalender, oder der sogenannte alte Styl, nirgends mehr gebräuchlich, als in Rußland, und in dem reformirten Theile der Kantone Appenzell und Glarus. Die Weigerung der reformirten Schweizerischen Demokraten, den verbesserten Gregorianischen Kalender anzunehmen, hat keinen anderen Grund, als den, daß diese Verbesserung sich von einem Papste herschreibt. Der, durch die Geistlichen genährte, Haß dieser reformirten Demokraten, gegen Alles, was katholisch ist, geht so weit, daß sie von einem Katholiken, und besonders von einem Papste, nicht einmal eine wahre Verbesserung annehmen wollen. — So sehr kann der Religionshaß unwissende und störrige Bauern verblenden!

Zehente. In einem großen Theile der vier Italienischen Landvogteien ist die Abgabe

des

des Zehenten gänzlich unbekannt. In den übrigen Theilen wird der Zehente entweder nur von gewissen Gütern, oder nur von gewissen Früchten, gefordert. Beinahe überall kann man ihn jährlich, um einen geringen Preis, mit Geld abkaufen Die ganze Vogtei Valmaggia bezahlt gar keinen Zehenten: auch nicht die Bergthäler Muggio, Colla, Onsernone, Centovalli. In den Landschaften Mendrisio und Lugano ist der Bischof von Como, an mehreren Orten, der Zehent-Herr; an anderen Orten, das Kapitel; an noch anderen, der Geistliche. Viele Familien haben Zehenten gekauft, und besizen denselben als Eigenthum, wie z.B. in den Grafschaften Mendrisio und Lugano. Das ganze, dem Kantone Uri unterworfene, Liviner-Thal, ist zehentfrei. Die Landschaft Riviera bezahlt Zehenten an die Geistlichkeit. Auch die Landschaft Bellinzona bezahlt den Zehenten der Geistlichkeit, vorzüglich dem Bischofe von Como.

Auch in der übrigen Schweiz ist ein sehr großer Theil frei von Zehenten. Darunter gehören die demokratischen Kantone, die sich, zur Zeit ihrer Befreiung, von dieser Abgabe los kauften. Die kleine Republik Gersau bezahlte die bestimmte Summe, für ihre Befreiung von dieser Abgabe, an die Herren von Moos. Schon im sechszehnten

Jahr-

Jahrhunderte hatte sich das, jezt dem Kantone Bern zugehörige, Sanen-Thal, von allen Abgaben losgekauft a).

Einige demokratische Theile der Schweiz haben sich mit Gewalt von dem Zehenten frei gemacht. "Das Kloster Disentis hatte," wie Meiners erzählt, "bis 1737, den Fruchtzehenten in dem ganzen Hochgerichte dieses Nahmens. In dem angeführten Jahre zwangen aber die Landleute das Kloster, daß es diesen einträglichen Zehenten um 32,000 Gulden verkaufen mußte, so wie es schon vorher mehrere andere Vorrechte und Einkünfte, gegen willkührlich festgesezte Preise, hatte abtreten müssen. Wenn das Kloster sich geweigert hätte, so würde es in Gefahr gewesen sein, bestürmt zu werden. Man sage also ja nicht mehr, daß Eigenthum und wohl hergebrachte Rechte in demokratischen Verfassungen heilig seien." b)

Freiheit seine Gedanken mündlich und schriftlich zu äußern herrschte schwerlich in irgend einem Lande weniger, als in der Schweiz. Es war ein Geistesdruk von der ungereimtesten und unerträglichsten Art vorhanden, der die größten Männer, einen Haller, Sulzer, Euler, Zim-

a) Bonstetten Schriften S. 145.

b) Meiners Briefe. Bd. 3. S. 197.

Zimmermann, Rousseau, Lambert und andere, in das Ausland trieb. Daher ist auch, außer Geßners Gedichten und einigen medicinischen und ökonomischen Schriften, niemals irgend ein Werk von Bedeutung in der Schweiz gedrukt worden. "Vor einigen Jahren," sagt Zimmermann, "kam ein fremder Gelehrter nach der Schweiz, um sich in einem Lande nieder zu lassen, wo man frei denken dürfe. Er blieb zehen Tage zu Zürich, und ging dann nach Portugall."

Nur Ausländer hatten bis jezt das Vorrecht, über die Schweiz und ihre Verfassung freimüthig schreiben zu dürfen. Der einheimische Schriftsteller mußte, ungeachtet seiner Wahrheitsliebe, schweigen, wofern er sich nicht der Gefahr aussezen wollte, verfolgt zu werden. Welch ein Lärm entstand, in den kleinen demokratischen Kantonen, als der Herr von Haller die Geschichte des Wilhelms Tell historisch untersuchte, und gegen die Wahrheit derselben Zweifel äußerte.

Durch dergleichen Beispiele abgeschrekt, schränken sich die einheimischen Schriftsteller in der Schweiz bloß auf die Naturgeschichte, und auf die ältere Geschichte ihres Vaterlandes ein, oder auf andere Gegenstände, deren Behandlung den Regierungen gleichgültig ist. Die politischen Grundsäze,

Maxi-

Maximen und Verfahrungsart, der einzelnen Staaten aufzudeken, war ein höchst gefährliches Unternehmen. Nach den Grundgesezen von Zürich machte sich ein Bürger schon durch den Briefwechsel mit einem auswärtigen Privatmanne, über die Staatsverfassung dieser Republik, des Hochverrathes schuldig. Desselben Vergehens machte er sich schuldig, wann er etwas auswärts druken ließ, was nicht vorher zu Zürich censirt worden war. Der arme Waser mußte mit seinem Kopfe dafür büßen, daß er an Schlözer Aufsäze über die Zürcherische Staatsverfassung geschikt hatte. In den aristokratischen Kantonen gab es Beispiele, daß einige freimüthige Aeußerungen, oder der Verdacht geheimer Erkundigungen nach der inneren Verfassung der Republik, Fremden einen Befehl zuzog, das Land ungesäumt zu verlassen, gleich als wären sie zu Venedig. Sinner, der, in seiner Beschreibung, so gern komische Anekdoten, von fremden Gelehrten und Standespersonen, anführt, die sich in der Schweiz niederließen, hütet sich wohl, die Kritik gegen seine Landsleute zu richten: selbst an solchen Stellen, wo man von dem Geiste dieses Schriftstellers so etwas hätte erwarten dürfen a). Eben dieser Sinner erhielt einst, von dem Senate zu

Bern,

a) Hirschfelds Briefe über die Schweiz. S. 22. 24.

Bern, den Auftrag, dafür zu sorgen, daß Sittenverderbende Schriften nicht mehr so häufig gekauft und gelesen würden, vorzüglich aber, bei den Buchhändlern und Bücherverleihern, von den beiden Büchern: Helvetius de l'esprit und Voltair's pucelle d'Orleans, alle Exemplare zu konfiszieren. Der Befehl ward früh genug bekannt. Die Buchhändler und Bücherverleiher verstekten die Exemplare, so, daß Sinner, bei der Untersuchung, keine fand. Er berichtete also, an die Regierung: qu'il n'avoit trouvé, dans tout Berne, ni esprit ni pucelle. — So spottete der Censor selbst über die strenge Censur!

Die Einrichtung der Schulen ist in der ganzen Schweiz höchst elend, auch in den protestantischen Kantonen. Das Gedächtniß der Kinder wird mit dem Heidelbergischen Katechismus, Lampe, und mit Hübners biblischen Geschichten angefüllt. Da das lezte Buch in der Schweiz allgemein in den Schulen eingeführt ist, in Deutschland aber schwerlich bekannt sein möchte; so können folgende Verse unseren Lesern zur Probe des Unsinnes dienen, den dieses Schulbuch enthält.

Es wollten Jesum nicht die Gergesener leiden,
Als in die Schweine fuhr des Teufels Legion.
Was liebten sie demnach am Meisten unter beiden,
Die Säue, oder Dich, Du wahrer Gottes Sohn?

Die

Die Lehrer sind äußerst schlecht bezahlt, und müssen viele Stunden geben. Sie haben ein trauriges Leben, und nicht viel mehr zu essen, als Brot. Die Schulbücher dürfen sie nicht eigenmächtig abändern, sondern sie müssen die, seit hundert Jahren eingeführten, beibehalten, oder sich erst bei dem Magistrate, zur Einführung vorgeschlagener neuer Schulbücher, Erlaubniß ausbitten. Da unter den Herren des Magistrates Niemand sich befindet, der die neueren Fortschritte der Erziehungskunst und die vorgeschlagenen neuen Schulbücher kennt: so wird eine solche Erlaubniß jederzeit verweigert, Theils, weil man befürchtet, dergleichen neue Bücher möchten etwas gegen die reine reformirte Lehre enthalten, Theils aber weil es höchst unschiklich wäre, wenn die Kinder klüger sein wollten, als ihre Eltern. Es bleibt also beim Alten. Einige Lehrer wollten Rochow's Kinderfreund, andere Faust's Gesundheits-Katechismus, in den Schulen einführen: es wurde aber nicht gestattet. An einigen Orten, z. B. zu St. Gallen, sind die Schullehrer zugleich Geistliche. Da schränkt sich dann der ganze Unterricht der Kinder auf einen erbärmlichen pietistischen Religions-Unterricht ein, und Lehrer, denen es wirklich ein Ernst ist, besseren Unterricht einzuführen (wie z. B. der Professor Fels), werden mit ihren Planen nicht gehört. An

anderen Orten verlangt man von den Schullehrern, daß sie nicht allein allen Sonntags- Morgen- und Nachmittags- Predigten, sondern auch allen Wochen- Predigten, allen Vorbereitungen zur Kommunion, allen Betstunden und Kirchen- Katechisationen, persönlich, und zwar in Mantel und Halskrause, beiwohnen sollen. "Fehlen sie," sagt Hr. Spazier, "bei diesen öffentlichen Andachts- Uebungen, so werden sie, von den Gymnasiarchen, aufgezeichnet, und alle Fronfasten, das ist vier mal im Jahre, müssen sie, vor der sizenden Regenz, ihre Kirchen- Versäumniße verantworten. Man sieht bisweilen durch die Finger, aber das Gesez ist und bleibt doch da, und wird noch streng genug ausgeübt: denn die Orthodoxie hat einen leisen Schlaf." In der That ist es hart für diese armen Schullehrer, die ohnehin so schlecht bezahlt sind, daß man sie zwingt, sich täglich, in der Kirche, bei Anhörung abgeschmakter Vorträge, unnüzer Weise zu langweilen, da sie, während dieser Zeit, irgend etwas Nüzliches vornehmen könnten, was ihnen und ihren Familien Brot bringen könnte.

In Genf besonders ist die Aufklärung allgemein, und verbreitet sich bis in die untersten Klassen des Volkes.

Eben wegen der vortrefflichen Erziehung, die der Genfer Bürger genießt, und der allgemein herr-

herrschenden Liebe zu den Wissenschaften, hat Genf, seit langer Zeit, eine große Menge berühmter und gelehrter Männer erzeugt. Ohne der ältern zu erwähnen, wurden, in der lezten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts, hier geboren, und brachten zum Theil ihre ganze Lebenszeit hier zu: Bonnet, der liebenswürdige Philosoph, welcher, auf seinem prächtigen, "am sanften Abhange eines, vom Ufer aufschwellenden, Hügels, erbauten, und von einem heiligen Dunkel alter Kastanien überschatteten," Landhause, zu Gerthod, die Natur erforschte, und den erhabenen Schöpfer derselben, in seinen Werken verehren lehrte; Saussüre, der vortreffliche Beobachter und Beschreiber der Alpen; de Lüc, dessen große Entdekungen in der Meteorologie nicht weniger bekannt sind, als die Rechtschaffenheit seines Karakters und der nicht zu beugende Muth, mit welchem er die Rechte seiner Mitbürger gegen die Genfer-Aristokraten vertheidigte; Rousseau, der Unsterbliche; die berühmten Aerzte, Tronchin und Odier; der scharfsinnige Pictet; der treffliche Senebier; der große und edle Philosoph Abauzit, dem Rousseau ein unvergängliches Denkmahl in seinen Schriften gesezt hat. Von diesem wahren Weisen erzählt der edle Bonstetten: "Ich ging oft zum weisen Abauzit, dessen glükliche Armuth und heitere

Seele mich entzükten. Mir däucht, ich sehe noch den sehr kleinen, niagern Greis, im alten, mit ihm grau gewordenen, Wollroke, einsam spaziren. War er allein zu Hause, in der Finsterniß, so sang er im alten Lehnstuhle, so vergnügt wie ein Kind. Aus seinem Zimmer gingen wir, um sieben Uhr, in die Küche, wo er, mit seiner alten Magd, speiste. Mitten auf dem Tische war das Salz, in der Scherbe eines zerbrochenen Topfes, aufgestellt. Sein philosophisches Lächeln ist eben so selten an besseren Tafeln, als sein Salztopf. Er hatte dreißig Louisdors (180 Rthl.) Einkommen, welches zu Genf wenig ist. Mit diesem lebte er, vergnügter als ein König, von Jedermann hochgeschäzt, und beinahe angebetet. Sein Wiz war ganz von der Art, wie der von Fontenelle, doch ungekünstelter."

Aehnlich dem weisen Abanzit ist der berühmte Le Sage, ganz Europa, durch seine Schrift: Lucrèce Newtonien, als einer der tiefsinnigsten Mathematiker bekannt, mir aber, durch genaueren Umgang, als einer der ehrwürdigsten Weisen schäzbar. Seit vielen Jahren schon hat er sein Zimmer eben so wenig verlassen, als seinen Schlafrok abgelegt. Er ist ein kleiner, alter Greis, mit blizenden Augen, eine sprudelnde Quelle des feinsten Wizes. Als Anhänger der demokratischen

Par-

Parthei war er ein abgesagter Feind des aristokratischen Saussüre. So oft er diesen Nahmen nannte, kam immer ein beißender Einfall gleich hinter her. Einst sprachen wir von Saussüres Alpenreise, in welcher dieser Gelehrte viel von gerollten Kieseln (cailloux roulés) erzählt. Gleich entfuhr ihm ein wiziger Einfall. Monsieur de Saussure, sagte er, a roulé avec ses cailloux. Ein andermal, als er Saussüren alles Verdienst schlechterdings absprach, und ihm gar nichts übrig lassen wollte, stellte ich vor, wie ungerecht dieß wäre, indem Hr. von Saussüre wenigstens das Haar-Hygrometer erfunden hätte, welche Erfindung allein hinreichend sein würde, ihm unter den Physikern einen Nahmen zu machen. Dieß konnte er nun freilich nicht leugnen: er antwortete mir aber auf meine Rede mit einem der wizigsten und beißendsten Einfälle, die ich in meinem Leben gehört habe. Er sagte: Eh bien, Monsieur, vous avouez donc vous-même, que la réputation de Monsieur de Saussure ne tient qu'à un cheveu!

Nach Genf war Zürich die aufgeklärteste Stadt in der Schweiz. Die Nahmen der großen Männer, die sie gebildet hat, eines Bodmer, Breitinger, Hirzel, Hottinger, Lavater, und dreier Geßner, werden in der Lit-

terär-Geschichte der Schweiz, nie ohne Ehrfurcht genannt werden.

Zu Basel, welches vormals so große Männer hervor brachte, wo die Decolampade, Amerbach, Froben, Oporin, Bauhin, Zwinger, Wettstein, Grynäus, Buxtorf, Werenfels, Bernoulli, Euler, Stähelin, Iselin, La Chenal, und andere, geboren wurden, und dessen Universität einst berühmt war, sind jezt Wissenschaften und gelehrte Kenntnisse verachtet. Die Regierung hat Alles gethan, was sie nur vermochte, um die Universität bis zu dem Grade von Verfall zu bringen, worin sie sich, nun seit dreißig Jahren, befindet, da mehr Professoren, als Studenten sind. Hier sind Schuster, und Schneider, und Bäker, und Fleischer, die Kuratoren der Universität. Diese haben verordnet, daß keine andere, als Baseler-Bürger, Professoren an der Universität sein können: so wie keine andere, als Baseler-Bürger, in der Stadt Schuhe machen und Schweine schlachten dürfen. Sie haben ferner verordnet, daß die Professoren-Stellen niemals nach Verdienst besezt werden sollen. Um das Verdienst jedes Anspruches zu berauben, haben sie die Verordnung gemacht, daß, bei jeder erledigten Stelle, alle Gelehrten mit einander darum losen sollen. Auf solche Weise wurde einst der berühmte Mathe-

mati-

matiker Bernoulli zum Professor der Anatomie, und ein geschikter Botaniker zum Professor der Dogmatik ernannt. Ein Rathsschluß verpflichtete, vor noch nicht langer Zeit, den botanischen Gärtner, die Alleen um die Stadt zu beschneiden, damit er doch, für seine Besoldung, zum Nuzen der Stadt etwas thue. Die Herren Schuster und Schneider verordneten ferner: daß niemals ein Professor solle in den Rath kommen, und unter ihnen Plaz erhalten können. Sie fürchteten sich vor dem Lichte der gesunden Vernunft und des hellen Verstandes. Man kann, in der ganzen Schweiz, alle Aemter im Staate erhalten, ohne sich durch Studiren dazu fähig gemacht zu haben.

Wenn man den Kanton Bern, und, in einiger Rükficht, auch den Kanton Zürich ausnimmt, so ist die Polizei, in der ganzen Schweiz, auf dem schlechtesten Fuße. Da die Schweiz mit lauter Ländern umgeben ist, deren Einwohner zur Hälfte Bettler sind, mit Frankreich, Savoyen, Piemont, Mayland, Tyrol, und dem Vaterlande der Gauner, Diebe, Bettler und Gesindels aller Art, Schwaben a): so sollte billig vor Allem dafür gesorgt werden, daß diesem Gesindel der Eintritt in die Schweiz verwehrt würde. Dazu sind aber

a) Schinz Beiträge. S. 73.

keine Anstalten; vielmehr das Gegentheil. Aus einer übel verstandenen Gutherzigkeit wird, in jeder Schweizerischen Stadt, jeder durchreisende Landstreicher ein paar Tage, und, wann er krank ist, oder sich krank stellt, länger, gehegt, gepflegt, gut genährt und beherbergt. Ein solcher Landstreicher kann daher, ganz gemächlich, von St. Gallen bis nach Genf, und wieder zurük sich betteln, ohne daß er von dem Erbettelten, oder Gestohlnen, etwas auszugeben braucht. Ja er kann sogar, über den Gotthard, nach Italien reisen; denn auch auf der höchsten Spize des Gotthards, so wie jenseits dieses Gebirges, in dem Liviner-Thale, ferner in dem Bedreter-Thale, an der Gränze von Wallis, zu Faido, und in der ganzen Italienischen Schweiz, sind Anstalten, um Landstreicher zu füttern, und zu beherbergen. Diese Anstalten, welche meistens mit ansehnlichen Kapitalien versehen sind, wurden in den finstern Jahrhunderten errichtet, als man die bettelnden Pilger unterstüzen zu müssen glaubte. In unseren Zeiten loken sie das Gesindel aus allen benachbarten Gegenden, den Abschaum der Menschheit, nach der Schweiz. Wer sollte es glauben, daß, in jedem Jahre, über vier tausend Bettler, die bloß von Bettelei sich nähren, über den Gotthard in die Schweiz kommen. Auf diesem hohen Alpen-

Passe

Passe wimmelt es beständig von Bettlern. In den theuren Jahren 1771 und 1772 kamen, in jedem Jahre, gegen acht tausend. Bonstetten traf, auf der Spize des Gotthards, sogar einen Bettler ohne Beine an, der auf den Knien zu dieser außerordentlichen Höhe hinauf gerutscht war. Die Geschichte dieses Mannes ist sonderbar. Im Mayenthal saß er, Morgens um sechs Uhr, mit zweien Weibern, auf der Bank vor seinem Hause. Eine ungeheure Schneelauine rollte von ferne den Berg herab. Sie wollten fliehen. Schon war er unter der Hausthür, als das Haus, wie durch den Bliz zerschlagen, über ihm zusammen stürzte. Seine beiden Beine wurden, durch die gefallene Thür, im Schnee fest gehalten, und froren ab. Er selbst lag, neun und zwanzig Stunden lang, über dem erstarrten Leichname seiner Schwester. Das obere Stokwerk des Hauses, welches von Holz war, wurde, funfzig Schritte weit, so unversehrt weg getragen, daß ein alter Mann, der in seinem Zimmer saß, ganz unbeschädigt davon kam.

Beinahe jeder Staat in der Schweiz, Neufchatel ausgenommen, hat seine eigenen Aufwands-Gesezze, welche der Pracht und der Ueppigkeit steuern, und dem übertriebenen Aufwande Einhalt thun sollen. Diese Aufwands-Gesezze

seze der einzelnen Staaten haben aber nichts mit einander gemein, als das Prinzip, worauf sie sich gründen: übrigens ist, in Einem Staate erlaubt, was in dem anderen verboten ist, und umgekehrt. Allen diesen Aufwands-Gesezen sieht man es an, daß sie Theils von den niedrigeren Volksklassen gegeben sind, um aus Neid, die höheren Klassen in ihrem Aufwande einzuschränken; Theils von grämlichen Alten, um, durch die lärmenden Freuden der Jugend, an die Zeiten, welche unwiederkehrbar verflossen sind, nicht erinnert zu werden.

Beispiele dieser Aufwands-Gesezе werden das Gesagte erläutern.

In der Aufwands-Ordnung des Kantones Basel, vom Jahre 1758, heißt es, von dem Frisiren der Damen:

"Da auch die, durch das Frisiren einreißende, Pracht, in einen höchst verderblichen Mißbrauch erwachsen: so haben wir männiglich hiermit kund thun wollen, daß wir die, seit einiger Zeit aufkommende, Gewohnheit der Weibspersonen a), sich durch Mannspersonen frisiren zu lassen, als der Anständigkeit und der Ehrbarkeit höchst zuwider laufend ansehen, und daher verhoffen, daß, auf eine solche Erklärung, sich alle wohldenkende Weibspersonen, aus tragender Liebe zur Ehr-

a) Der Baseler Ausdruk für Damen.

Ehrbarkeit und den guten Sitten, dieses Mißbrauches enthalten werden."

Ein anderes Gesez zu Basel verbietet den Bedienten, hinten auf den Wagen zu steigen, erlaubt aber denselben neben dem Wagen her zu traben. Wie unvernünftig! Wie lächerlich! Das Gesez kommt offenbar von den Handwerkern, die nicht in Wagen fahren, und sich ärgern, wann bessere Leute, als sie sind, sich im bequemen Wagen schaukeln. Ein solches Vergnügen darf nicht ungestört bleiben. Es wird also nicht verboten, eine prächtige Equipage zu halten, nicht verboten, fünf bis sechs Bedienten zu halten; allein, so lang der Wagen in der Stadt fährt, müssen die Bedienten neben dem Wagen her gehen, und dürfen nicht aufsteigen.

Ferner: zu Basel ist verboten, in der Stadt zu tanzen, aber nicht auf dem Lande, und in den Vorstädten. "Es scheint, bei dieser Verordnung, als ob man die Stadt für das Allerheiligste erklären wollte, das, durch die Sünde des Tanzens, nicht entweihet werden dürfe; die Vorstädte und die Dörfer wären nur profane Pläze." Das Gesez hatte keinen anderen Grund, als den Neid der ärmeren Bürger, denen die Musik und das Tanzen der Vornehmeren und besser Begüterten unangenehme Empfindungen verursachte. Daß es ein unvernünftiges und abderitisches Gesez ist, erhellet

von

von selbst, so wie das Gesez zu St. Gallen, welches alles Tanzen gänzlich verbot. Eine so gesunde, eine so natürliche Ergözung zu verbieten, "eine Belustigung, wozu die Natur selbst den Menschen in seinem schönen Frühling auffordert, welche zu seiner ursprünglichen Freiheit gehört, welche weise Monarchien ohne Zwang genießen lassen, und welche nur republikanischer Eigensinn, oder Pfaffen-Despotismus, ihm entreißen wollen!"

Indessen fehlte es doch zu Basel, in den lezten Jahren, ungeachtet des Verbotes, nicht an Subskriptions-Bällen, die in öffentlichen Häusern gegeben wurden. Privat-Bälle in seinem Hause zu halten, war nicht erlaubt.

Diese Gesezе der Schweizerischen Staaten, welche den Aufwand einschränken sollen, verfehlen gänzlich ihren Zwek. Ja das Verbot scheint denselben vielmehr zu befördern, als ihm Einhalt zu thun. Wenigstens ist der Luxus im Fürstenthum Neufchatel, welches keine Aufwands-Gesezе kennt, bei weitem geringer, als in der übrigen Schweiz, wo (wie z. B. zu Basel) Häuser von Kaufleuten gebauet werden, die 200,000 Gulden, und mehr, kosten.

Ich will nun fortfahren, diese Aufwands-Gesezе zu zergliedern.

Zu

Zu Basel darf nach 10 Uhr (oder, nach Baseler Uhr, 11 Uhr) keine Kutsche mehr über die Straße fahren. Ungeachtet in der Stadt mehr als zweihundert Kaufleute Equipage halten, hört man doch nach 10 Uhr keinen Wagen mehr. Von Bällen, Konzerten und freundschaftlichen Abendessen müssen Herren und Damen, durch Regen, und Schnee, und Wind, zum Nachtheile ihrer Gesundheit, zu Fuß nach Hause wandern; denn Sänften gibt es hier nicht. — Abermals ein Gesez, welches keinen anderen Zwek hat, als den, daß die Schuster, und die Schneider, und die Bäker, die dasselbe gegeben haben, durch das Fahren der Wagen in ihrem ersten Schlafe nicht gestört werden mögen.

An den Kutschen und Schlitten ist, zu Basel, alle Vergoldung, Mahlerei und Wappen, verboten: mehrere Wagen zu halten, ist nicht verboten.

Bediente dürfen, ebendaselbst, keine Manschetten, keine seidenen Strümpfe, keine Tressen auf der Livree tragen.

Niemand darf, zu Basel, mit vier Pferden fahren, er müßte denn drei Stunden weit im Kantone reisen, oder außer Landes gehen. Es gibt aber, zu Basel, über hundert Häuser, die vier Pferde halten. Nun fahren sie, mit den vier Pferden, Eine Stunde weit von der Stadt, entweder

weder in das Bisthum Basel, oder in das Elsaß, oder in das Badische: dann sind sie außer Landes gewesen. Wenn sie aber, oft schwer bepakt, auf ihre Landhäuser fahren, so müssen sie mit drei Pferden fahren, und das vierte zu Hause im Stalle stehen lassen. Läßt sich wohl ein unsinnigeres und zweckloseres Gesez denken!

Spizen darf Niemand tragen: wohl aber Filosche, so fein und so kostbar als man will.

Mannspersonen dürfen (zu Basel) keine seidenen Röke tragen: Futter, Westen und Beinkleider von Seide, sind nicht verboten. Die reichen Baseler tragen daher, des Winters, Kleider von dem feinsten Wollen-Sammt, oder Manchester, der seine Schwärze nie so lang erhält, als der seidene, und also eher weggeworfen werden muß. Im Sommer tragen sie seidene Stoffe, in denen ein baumwollener Faden läuft. Diese Stoffe sind beinahe so theuer, als die ganz seidenen, und, wegen des fremdartigen Fadens, nicht von der mindesten Dauer.

Den Damen sind nicht nur eine Menge Stoffe, sondern auch sehr viele Farben, Formen und Schnitte, verboten a).

Die sorgfältige Ausschließung aller Fremden von der Theilnehmung an den Vorrechten und Bürg-

a) Küttners Briefe eines Sachsen. Bd. 1. S. 238.

Bürgerschaften der Einwohner, ist ein karakteristischer Zug der Schweizer, welcher durch die ganze Schweiz, ohne Ausnahme, herrscht. Sogar eine so äußerst entvölkerte Stadt, wie Basel, läßt keine Fremden zu. "Das Gefühl der Vorrechte und Aussichten, die mit dem Nahmen eines Baseler Bürgers verbunden sind, beseelt ihn zu sehr, als daß er gerne fremden Kaufleuten einen freien Handel zugestehen sollte. Er könnte es, ohne zu verlieren: er könnte es, und zugleich gewinnen," allein es geschieht nicht, man fürchtet sich vor allen Neuerungen, man fürchtet bei jeder Aufnahme eines Fremden zu verlieren.

Unter die Vorzüge der Schweiz gehört ganz unstreitig die Bequemlichkeit, womit man in diesem Lande reisen kann. In dem kleinsten Dorfe, in dem unbedeutendsten Fleken, ist der Gasthof schön und geräumig; die Speisen sind vortrefflich; die Betten reinlich und gut; das Tischgeräth ist von Silber; das Leinengeräth fein; und die Bewirthung unübertreffbar. In allen Gegenden, die nicht demokratisch regiert werden, sind die Straßen vortrefflich, und werden sehr gut unterhalten.

Zwei Haupt-Bedürfniße fehlen der Schweiz: Getreide und Salz.

Der Italienische Theil der Schweiz erhält das, ihm fehlende, Getreide, aus Mayland, jedoch ist

diese Ausfuhr nur unter äußerst drükenden Einschränkungen erlaubt.

Der Verbrauch des Kochsalzes ist außerordentlich groß in der Schweiz, weil zur Bereitung der Käse sehr viel davon verwandt wird. Im Kantone Bern allein sollen gegen hundert tausend Zentner davon jährlich verbraucht werden. Die Schweiz erhält das ihr fehlende Salz, Theils von Mayland, Theils aus Frankreich, Theils aus Bayern.

Von Mayland werden vorzüglich die Alpen der Italienischen Landvogteien damit versehen. Der Kaiser, als Landesherr von Mayland, liefert den Schweizern jährlich, Vertragmäßig, eine gewisse bestimmte Menge von Salz, zu festgesezten Preisen. Es soll dieses Mayländische Salz See-Salz von der Küste der Barbarei sein.

Da die Schweiz mineralische Wasser von mancherlei Art enthält, so gehört der Gebrauch derselben, oder die sogenannten Badekuren, mit zu den modischen Ergözlichkeiten. Daher werden die Bäder alle Jahre stark besucht. Hirschfelds Bemerkung über diese Badekuren, so sarkastisch sie auch scheinen mag, ist dennoch nicht ganz ungegründet. "Der Aufenthalt in den Bädern," sagt er, "macht einen Theil des Landlebens aus. Viele unter den Schweizern reisen, bei starken Kräften und guter

Gesund-

Gesundheit, in das Bad, bloß um sich zu vergnügen, und nicht nur die Ruhe und Erlösung von Geschäfften und vom Zwange, sondern auch die Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu genießen. Hieraus läßt sich auch vielleicht das besondere Phänomen erklären, daß manche Damen, die viele Jahre lang unfruchtbar gewesen, aufhören es zu sein, wann sie gewisse Bäder gebrauchen. Sie kommen oft, nach einem kurzen Aufenthalte, so gestärkt zurük, daß ihre Ehegatten mit Verwunderung die befruchtende Kraft der Bäder wahrnehmen. Der Ehemann, der gern Erben hätte, und seiner Seits nichts dazu beitragen kann, überläßt seine Frau den wunderbaren Wirkungen irgend eines Gesundbrunnens, besonders in dem Berner Kantone, und findet seine Wünsche nur selten unerfüllt."

Das Gift der neuen Französischen Mode-Philosophie hatte leider! auch angefangen, in den größeren Städten der Schweiz sich zu verbreiten. Diese schändliche Philosophie, welche das Dasein Gottes leugnet, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele, Moral, Tugend, Gewissensbiße für lächerliche Vorurtheile erklärt; alle Handlungen des Menschen, ohne Ausnahme, aus der Selbstliebe erklärt; und deren höchstes Moral-Prinzip die Furcht vor dem Galgen ist: diese schändliche Phi-

losophie, welche auch vormals die Philosophie der Epikurischen Schweine war, [wie Horaz sie nennt a)] hatte, in der lezten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, zu Zürich, Bern, Basel, Lausanne und Genf, manchen Anhänger. Wie manchem trefflichen Schweizer-Jüngling ging es so, wie dem edeln Bonstetten. "Mein erstes Gefühl," sagt dieser, "als mein Herz erwachte, war das hohe Gefühl der Religion. Als mein Lehrer mich zum heiligen Nachtmahl unterwies, betete er oft und herzlich mit mir. Meine erste Kommunion war einer der frohesten Tage meines Lebens. Mit welchem Entzüken ich oft, zu Iverdün, ganz hingegossen auf dem Rasen lag, und in den Sternenhimmel schauete, wo alle Seligkeiten auf mich, in ewigen Reihen, warteten. Aus dieser Unschuldswelt ward ich nach Genf versezt, wo ich, beim ersten Souper, bei einem bekannten Atheisten (Rilliet) gegen Gott mit vielem Wize dociren hörte. Auch ging ich oft zu Voltaire. Bald stiegen Myriaden Zweifel aus meiner innersten Seele, wie eine Höllenschaar, empor, und mein heiteres Leben umwölkten schrekliche Gedanken."

Man sieht aus dieser Stelle, und leider! ist es nur zu wahr, daß die Genfer-Atheisten mit ihrem Atheismus prahlten, und, bei ihren feinen Sou-

a) Epicuri de grege porcum. *Horat.*

Soupers, die Lekerspeisen damit würzten, daß sie über den Urheber und Schöpfer derselben, über Gott, spotteten. Hierin trieben sie die Verruchtheit weiter, als selbst ihre Französischen Vorbilder. Seitdem die Stifter der atheistischen Sekte, Helvetius, Dalambert und Diderot, todt waren, sprach man in Gesellschaften selten, oder niemals, von Religion. Nur ein einziger Französischer Gelehrter erklärte sich laut und öffentlich für einen Atheisten, nämlich der Astronom Lalande. Im vorigen Jahre schilderte ein Französischer Dichter diesen eiteln Gelehrten, sehr treffend, in folgenden Versen:

Mais *Lalande* paroit. Titan audacieux
Du créateur suprême il veut priver les cieux.
Ridicule pédant, étonné de sa gloire,
Qui prend pour du génie une heureuse mémoire,
Fatigue l'univers du bruit de ses travaux,
D'étoiles, qu'il croit voir, parsème les journaux,
Et, déssséché d'envie au fond de son collège,
Pleure sur les lauriers de l'almanach de Liège a).

Die

a) Der almanac de Liège ist in Frankreich das, was in Deutschland der hundertjährige Kalender, in wel-

Die sonderbarste Erscheinung bei diesen neumodigen atheistischen Philosophen, ist ihre Inkonsequenz. Mit dem unbegränztesten Unglauben verbinden sie den lächerlichsten Aberglauben. Der Marquis D'Argens war in Todesangst, wann, bei der Tafel, Salz verschüttet wurde. Für ein eben so schlimmes Zeichen hielt er es, daß, des Morgens, vor seinem Hause zu Berlin, Schweine vorbei getrieben wurden: daher hielt er einen Jungen, der die Schweine prügeln mußte, damit das Unglük, was die Schweine bedeuteten, über ihren eigenen Kopf komme b). La Lande sezt sich an keinen Tisch, an welchem er der dreizehnte ist. Er glaubt zwar keinen Gott, hält es aber für eine üble Vorbedeutung, der dreizehnte an einer Tafel zu sein.

Die reichsten Einwohner der Schweiz sind die, Handel treibenden, Städter, in Genf, Basel, Zürich, Winterthur und St. Gallen; dann die, von ihren Gütern und von den Gütern des Staates zugleich lebenden, Patrizier in den aristokratischen Kantonen, Bern, Luzern, Solothurn, Freiburg;

welchem Regen, Sonnenschein, Frost, Hize, Gewitter, Pest und theure Zeiten, im Voraus angekündigt sind. Faire des almanachs heißt, im Französischen, soviel, als prophezeien, voraussagen.

b) Müllers Geschichte der Schweiz. Bd. 3. S. 170.

burg; dann die Eigenthümer und Gerichtsherren im Waat-Lande und Thurgau; dann die, Viehzucht und Fabrikation zugleich treibenden, Hirten in den Kantonen Appenzell, Bern; dann die Uhrmacher in den Neuschateller-Gebirgen; dann die Hirten, welche bloß von Viehzucht sich nähren; dann die, von Akerbau und Fabrikation zugleich sich nährenden, Bauern, in den Kantonen Basel und Zürich, im Thurgau, nachher die von Akerbau und Obstzucht zugleich lebenden, Thurgauer; dann diejenigen, die sich bloß mit dem Akerbaue beschäfftigen; endlich die Wein bauenden Schweizer.

In den Weinländern, wo der Bauer am ärmsten ist, und am elendesten lebt, ist das Land am theuersten. In der Gegend von Chur und Mayenfeld werden sechs Quadratschuh Land mit drei Reichsthaler, bis drei und Ein Vierthel Reichsthaler, bezahlt a). Im Veltliner-Weinland werden sechs Quadratschuhe Land mit drei Reichsthalern bezahlt, und dennoch verzinset sich das Land zu fünf vom Hundert b). Auch am Bieler-See verzinset sich das Weinland zu fünf vom Hundert. Ein Juchart Rebenland (zu 40,000 Quadrat-Schuhen) kostet daselbst, im Durchschnitte,

a) Lehmann Beschreibung des Velltlins. S. 173.
b) Ebendaselbst.

drei tausend, das beßte aber vier tausend Gulden. Am Neufchateller-See kostet das Juchart Rebenland drei tausend Reichsthaler, und noch mehr. Dagegen gibt ein Juchart Rebenland, am Bieler-See und am Neufchateller-See, im Durchschnitte, jährlich fünf und zwanzig Säume (jeden zu hundert Maaß), in guten Jahren aber vierzig, bis sechs und fünfzig Säume. Das Rebenland ist, am Neufchatelker-See, theurer, als am Bieler-See und am Genfer-See, weil die Neufchateller-Weine weit edler und theurer sind, als die meisten übrigen Schweizer-Weine a). Indessen hat man Beispiele, daß, am Genfer-See, ein Arpent, oder Pose (von 40,000 Quadrat-Schuhen) mit 16,000 Franzöfischen Livres bezahlt worden. Ein Juchart Wiesenland (von 31,250 Quadratschuhen) gilt, im Argau, tausend und mehr Gulden, hingegen Ein Juchart Akerland (von 35,000 Quadrat-Schuhen) gilt nur ungefähr zwei hundert Gulden. Die Wiesen gelten, dem zufolge, im Berner-Gebiete, drei, bis fünf mal so viel als das Akerland, und das Weinland ist vier bis fünf mal so theuer, als der beßte Wiesengrund b). Im Thurgau gilt ein Juchart Weinland (von 32,000 Quadratfuß) tausend, bis

fünf-

a) Meiners Briefe. Bd. 1. S. 143.
b) Ebendaselbst.

fünfzehen hundert Gulden. Es gibt aber Jahre, in denen der Besizer einer solchen theuren Juchart Weinland zwei hundert und fünfzig Gulden aus derselben zieht a).

Das Weinland erfordert noch einmal so viel Hände, zur Bearbeitung, als das Akerland, und das Akerland erfordert noch einmal so viel Hände, zur Bearbeitung, als das Wiesenland. Hieraus erhellet, daß die Viehzucht der Bevölkerung nicht günstig ist. Daher kommt es, daß, von dem Hirtenvolke in den Alpen, welches äußerst fruchtbar ist, und eine Menge Kinder, vorzüglich männlichen Geschlechtes, zeugt, jährlich eine so große Menge von Männern auswandern, und auswandern müssen. Sehr günstig ist hingegen der Bevölkerung der Weinbau. Allein der Unterschied besteht darin, daß die Viehzucht nur wenige Menschen, äußerst gemächlich und reichlich ernährt, der Weinbau hingegen viele Menschen äußerst kümmerlich, mühsam und kläglich.

Am günstigsten sind der Bevölkerung die Fabriken. In allen Gegenden der Schweiz, wo sich die Fabriken befinden, hat die Zahl sowohl, als der Wohlstand der Einwohner, binnen kurzer Zeit, außerordentlich zugenommen. Im Thurgau lebt,

a) Ebels Schilderung von Appenzell. S. 28.

auf jeder Quadrat-Meile, die große Zahl, von 5000 Menschen. Im Emmethal hat sich die Zahl der Einwohner seit einem Jahrhunderte verdoppelt, und in dem kleinen Amte Lenzburg hat dieselbe, seit dem Jahre 1760, um mehr als sechs tausend Köpfe zugenommen. Auffallend hat, auch im Kantone Appenzell Außer-Roden, die Bevölkerung zugenommen, seitdem daselbst die Musselin-Fabrikation eingeführt worden, besonders seit den Jahren 1774 bis 1794. Dieses Land erhielt, in einem so kurzen Zeitraume, einen Zuwachs von sieben tausend Menschen. Ehen von sechszehen Kindern sind, in den Fabrik-Ländern, nicht selten. Im Kantone Appenzell Außer-Roden wohnt auf jeder Quadrat-Meile, die, beinahe unglaublich große, Zahl, von 7000 Menschen.

Uebrigens ist, in vielen Gegenden der Schweiz, die Bevölkerung beträchtlich geringer, als dieselbe vor Jahrhunderten war. Im Saanenlande war die Bevölkerung, vor ein paar hundert Jahren, um Einen Drittheil stärker a). Auch die Gegend um den Thuner-See war vormals viel bevölkerter, als heut zu Tage. Spiez war, noch im dreizehenten Jahrhunderte, eine Stadt; Rallige war ein Fleken, wie die vielen Mühlenrechte beweisen, die noch jezt vorhanden sind, und mit

der

a) Bonstetten Schriften. S. 147.

der gegenwärttgen Bevölkerung in gar keinem Verhältnisse stehen.

In einigen Theilen des Kantones Zürich hat sich hingegen die Bevölkerung, innerhalb hundert Jahren, mehr als verdoppelt, und die Zahl der Ehen vervierfacht a).

Auch der Weinbau ist in der Schweiz sehr alt. Wir finden, schon zu der Römer Zeiten, Spuren von Weinbau in Graubündten, vielleicht im Veltline b). Auch wurde in dem Romanischen Helvetien, in dem Waatlande, von den ältesten Zeiten her, Wein gebauet. Hingegen in dem Allemannischen Helvetien, in der Oestlichen Schweiz, findet sich, im achten Jahrhunderte, noch keine Spur von Weinbau c). Vor Karl dem Großen tranken die Deutschen Bier, oder sie bereiteten durch Auspressen des Saftes, Wein aus Aepfeln und Birnen (pomaticum, piraticum), wie noch heut zu Tage, in der Oestlichen Schweiz, üblich ist. Karl der Große machte zuerst, im neunten Jahrhunderte, den Versuch, auch in der Oestlichen Schweiz, vorzüglich im Thurgau, den Weinbau ein-

a) Höpfners Magazin. Bd. 3. S. 77.

b) *Plinius* lib. XIV. c. 1. 2. 3. 6. *Strabo* lib. IV. *Virgilius* Georg. lib. II. v. 96. *Sueton* Aug. c. 77.

c) Man sehe die Urkunden, bei Herrgott, von den Jahren 776, 779, 789.

einzuführen a). Allein der Versuch gelang nicht. Das Klima war noch zu rauh, und die Luft, wegen der vielen, noch nicht ausgehauenen, Wälder, noch zu kalt und zu rauh. Erst fünfhundert Jahre später wurde, in diesen Gegenden, guter Wein gebauet b).

Heut zu Tage wird in der Schweiz viel Wein gebauet. In dem größten Theile der Kantone Zürich, Schafhausen und Basel, im Thurgau, im Rheinthale, im Meyenfeldischen bis nach Chur hin, im Veltline und Chiavenna, in den Italienischen Landvogteien, in dem unteren Wallis, in einigen warmen Thälern von Ober-Wallis, in dem Waat-Lande, im Neuschatellischen, an dem Bieler- und Murter-See, im untern Aargau, in der Grafschaft Baden, und in den freien Aemtern, wird Wein gebauet. Die vorzüglichsten weißen Weine wachsen im Waat-Lande, die beßten rothen Weine liefern die heißen Bergwände des Veltlines und die Hügel am Westlichen Ufer des Neufchateller-Sees.

Unter allen Bewohnern der Schweiz ist der Wein bauende Landmann der ärmste. Er ist auch der trägste, und derjenige, der am wenigsten auf Verbesserungen bedacht ist. Ungeachtet, in den lezten

a) Seine Verordnung findet sich in Schinz Geschichte des Handels von Zürich.

b) Im Jahre 1335. *Joh. Vitoduranus.*

lezten Jahren, der Weinbau beträchtlich zugenommen hat, und mancher Morgen Akerland in Weinland ist verwandelt worden, findet man dennoch nicht, daß, bei dem neuen Anbaue, vorzügliche Arten von Weinreben wären ausgesucht, oder aus der Fremde verschrieben worden. Vielmehr werden immer noch dieselben mittelmäßigen, und zum Theil schlechten und sauren, Arten von Wein, unterhalten, und weiter fortgepflanzt. Hierin bedarf die Schweiz noch einer großen Verbesserung: denn so weit geht die Nachläßigkeit, daß sogar an Stellen, wo sonst vorzügliche Weine wuchsen, nunmehr schlechtere Weine angepflanzt worden sind, weil diese leichter Käufer finden.

Der Weinbau ist überhaupt weit mühsamer, weit kostbarer, weit mehr Unglüksfällen unterworfen, und weit weniger einträglich, als der Getreidebau. Der Weinbauer macht, im Sommer, auf die Weinlese hin, Schulden. Fällt die Weinlese schlecht aus, so kann er diese Schulden nicht bezahlen. Kommen nun mehrere schlechte Jahre nach einander, was gewöhnlich geschieht: so muß er seinem Gläubiger sein Eigenthum überlassen, und der Reiche bemächtigt sich desselben.

In vielen Gegenden der Schweiz ist der Weinbauer nicht Eigenthümer des Weinberges, den er bauet, sondern bloß Bearbeiter desselben. Er muß

alle

alle Arbeiten in dem Weinberge, das ganze Jahr über, entweder selbst, oder durch Miethsleute, die er bezahlt, verrichten, und theilt alsdann den Ertrag des Weinberges mit dem Eigenthümer, zu gleichen Theilen. Ist der Ertrag gering, so hat der Bauer das ganze Jahr über vergeblich gearbeitet, und muß dann des Winters hungern.

In einigen Gegenden der Schweiz schadet der Weinbau, weil er so viel Dünger erfordert, selbst dem Wiesenbau. "Die Höhen dieses Thales des Jura haben keine Weiden. Dieß kommt daher, weil man in der Ebene selbst zu viel Futter, und Düngung für die Weinberge braucht." a)

Die großen Nachtheile des Weinbaues, in Vergleichung mit der Viehzucht, fallen nirgends deutlicher in die Augen, als in den, unter dem harten demokratischen Druke der Graubündtner seufzenden, Italienischen Fruchtgärten, den Grafschaften Chiavenna, Veltlin und Bormio. Mitten unter den unglüklichen Wein bauenden Menschen des Veltlins wohnt, in einem kleinen, abgelegenen Bergthale, das Malenger-Thal (Val di Malengo) genannt, ein Viehzucht treibendes Volk. Dieß sind schöne, starke, große, wohl genährte und gut gebildete Menschen, ehrlich und offenherzig. Zwischen ihnen, und den, rund um sie her im Thale wohnenden,

a) Bonstetten Schriften, S. 194.

den, physisch und moralisch verkrüppelten Menschen, ist ein großer Abstand. So sind auch die Einwohner der Grafschaft Bormio, welche keinen Wein bauen, weit glüklicher und wohlhabender, als ihre, Wein bauenden, Nachbarn.

In einigen Thälern wächst vortrefflicher Wein am Fuße der Eisgebirge, z. B. im unteren Wallis, am Fuße des St. Bernhardsberges.

So kostbar ist das Erdreich in dem Weinlande, und so sehr belohnt es die, auf dasselbe verwandte, Mühe, daß, an mehreren Orten, z. B. am Bieler-See, "die Besizer der Weinberge jede Handbreit Erde zu nuzen wissen, die sie dem Berge abgewinnen können; daß sie oft, mehrere Fuß hohe, Mauern aufführen, und fruchtbare Erde hinauf tragen, um nur drei bis vier Stöke hinpflanzen zu können. Solche kleine Häuflein von Stöken stehen bisweilen im Grunde Eines, oder mehrerer, hohen Felsen, wie in natürlichen Nischen, und haben das Ansehen, als wenn sie, in heiligen Kapellen, irgend einer Gottheit des Ortes gewidmet wären."

Der Weinbau ist der theuerste Bau unter allen, weil er so sehr große Auslagen erfordert. Neu gepflanzte Reben tragen, in den ersten sechs Jahren, nichts ein, und verursachen indessen immer noch Kosten. Gute Weinjahre kommen selten, der Preis des Weines verändert sich. Darum sind die Win-

zer,

zer, unter allen Landbauern, die ärmsten. "Ihre Arbeit ist eine Lotterie, ihre Belohnung die Hoffnung besserer Zeiten."

Der Weinbau hat, für den Landmann, sehr viel Anziehendes. Er ist nicht so mühsam, als andere Landarbeiten. Er wird immer in Gesellschaft Anderer verrichtet, also zwischen freundschaftlichen Gesprächen und munteren Scherzen. Auch wechseln die Arbeiten mannigfaltig ab. Dazu kommt noch das Vergnügen, welches mit der Beobachtung des Hervorkeimens, Wachsens, Blühens und Reifens, der Trauben, verbunden ist. Die Aussicht auf eine gute Weinlese macht schon in der Hoffnung glüklich, und unterstüzt den Muth in den Fehljahren a).

Nicht nur auf den Gebirgen, auch in der Ebene gehören Viehzucht und Wiesenbau unter die vorzüglichsten Gewerbe der Schweizer. Daß das Gras, auch in den Ebenen der Schweiz, weit grüner von Farbe, und das Heu wohlduftender ist, als in anderen Ländern, ist von den meisten Reisebeschreibern bemerkt worden. Die Heu-Erndte ist in den Ebenen der Schweiz ein eben so großes Fest, als in Getreidereichen Gegenden die Korn-Erndte, und im Reben-Lande die Weinlese. Zur Zeit der Heu-Erndte ist das ganze Land munter und

a) Höpfners Magazin Bd. 3. S. 136.

und fröhlich. Da wimmelt alles von Schnittern, die das hohe Gras abmähen, von Mädchen und Weibern, welche, fröhlich singend, das halb verdorrte, Heu umwenden, und von Knechten, die das, gänzlich dürr gewordene, Heu, in die Scheunen fahren. Die Wiesen sind insgesammt mit grünen Heken eingefaßt, und mit Obstbäumen bepflanzt, unter deren Schatten die ermüdeten Arbeiter ausruhen, und sich mit Brot, Wein und Käse, erquiken.

Unter den Bauern, die sich mit dem Wiesenbau beschäfftigen, finden sich viele wohlhabende, und nicht wenige reiche. Im Berner-Gebiete besizen manche hundert tausend, bis hundert und zwanzig tausend Reichsthaler, im Vermögen, und einige wenige noch mehr.

Die reichsten Wiesen in der Schweiz finden sich um die Hauptfleken der drei Kantone, Uri, Schwyz und Unterwalden. "Sie zieren, mit Stundenlangen Blumen-Tapeten, die Palläste dieser Hirtenkönige, und gewähren dem glüklichen Volke die edelste Muße, im Schooße der Natur und der Freiheit."

In den meisten Hirtenländern der Schweiz wird das getroknete Heu von Menschen in die Scheunen getragen, und nicht auf Wagen geführt. In diesen demokratischen Kantonen denkt Niemand

auf Verbesserung, weder im Kleinen noch im Großen; und dann fehlt es auch an guten Straßen, um das Heu nach der Scheune zu führen.

„In den fabrizirenden Gemeinden verwandelt man manche Fruchtfelder in Wiesen, oder wechselt die Getreide-Erndten mit Klee-Erndten ab, weil die Wartung von Wiesen weniger Kosten, Mühe und Zeitverlust verursacht, als die Bearbeitung von Getreide-Feldern. Diese Verwandlung von Aekern in Wiesen und Kleefelder, zieht nicht allein keine Verschlimmerung der Kultur nach sich, sondern ist vielmehr eine außerordentliche Verbesserung derselben, indem Wiesen, die sorgfältig gedüngt, mit guten Futterkräutern besäet, und mit feinen Obstbäumen bepflanzt sind, viel mehr eintragen, als die ergiebigsten Kornfelder, weßwegen die ersten auch meistens den doppelten, oder dreifachen, Preis der lezten haben. Der Frucht-Zehente kann also immer mehr und mehr fallen, und dennoch die Kultur des Landes immerfort verbessert werden. Die Obrigkeit fordert zwar, von den, in Wiesen verwandelten, Akerfeldern, oder von solchen Feldern, auf welchen man, mehrere Jahre hinter einander, Klee zieht, einen bestimmten Zehenten ein. Allein dieser Zehente ist so mäßig angesezt, daß die Regierung allerdings verliert, oder weniger an Früchten, oder baarem Gelde

erhält, als sie erhalten würde, wenn die Aeker, wie vormals, mit Frucht besäet würden. Die Obrigkeit sieht diesen Schaden, und erträgt ihn, wie billig, gern, weil das Ganze dabei gewinnt, und weil sie, aus den Fabrik- und Kaufhaus-Zöllen, viel mehr zieht, als sie an dem verminderten Zehenten einbüßt a)."

Der Akerbau ist, in der Schweiz, nicht so einträglich, als in andern Ländern. Ein mageres und unfruchtbares Erdreich bedekt, in den meisten Thälern, den harten Felsen. Der Pflug dringt nicht ein, und der ausgestreuete Saame gedeiht nicht. Auf eine reichliche Saat folgt eine dürftige Erndte. Was die Natur, in den Südlichen Ländern, den trägen Einwohnern, ungefordert, im Ueberfluße darreicht, das verweigert sie, in der Schweiz, auch dem hartnäkigsten Fleiße: nämlich das Nothwendige, und zur Erhaltung des Lebens Unentbehrliche.

Die Aker bauenden Landleute in der Schweiz haben, nächst den Wein bauenden, das mühseligste Leben, und gehören dennoch, nächst diesen, unter die ärmsten. Akerland ist weit wohlfeiler, als Weinland, und als Wiesenland: daher werden jährlich Aeker in Wiesen, oder in Weinberge,

a) Meiners Briefe Bd. 3. S. 51.

verwandelt. Auch wird in der Schweiz durchaus das beßte Land zum Wiesenbau, und das schlechteste zum Akerbaue benuzt. Einiges dient wechselsweise einige Jahre zum Wiesenbaue, und dann zum Akerbaue.

Ein einziger Anblik in seiner Art (dessen ich aber in den hohen Alpen öfters genoß, und dessen, wo ich nicht irre, auch Hr. Meiners erwähnt) ist es, mitten im August, in der heißesten Jahrszeit, mitten zwischen reifenden Saaten, einen großen Schneeklumpen liegen zu sehen. Dergleichen Schneeklumpen sind die Ueberbleibsel von ungeheuren Schneelauinen, welche im Frühling von den Gebirgen in die Thäler herab rollen. Eine solche, fest in einander gedrükte, Masse von gefrornem Schnee, schmilzt den ganzen Sommer über langsam weg; indessen kommt öfters ein neuer Winter, bevor sie noch ganz aufgethauet ist.

Im Ganzen genommen, ist der Akerban, in der Schweiz, von keinem großen Belange. Solothurn ist vielleicht, unter allen Kantonen, der einzige, welcher mehr Getreide erzeugt, als er, zu seinem eigenen Unterhalte, bedarf. Selbst das, so fruchtbare, so Getreidereiche, Thurgau, erzeugt nicht so viel, als es vonnöthen hat.

Im dreizehenten und vierzehenten Jahrhunderte findet man überall, in den Alpen-Thälern, Spuren

von

von Akerbau, besonders in Uri, Schwyz und Unterwalden, wo es jezt gar keinen Akerbau gibt. Ja findet man jezt, in den genannten Kantonen, nicht einmal Straßen, welche doch der Akerbau voraus sezt. In neueren Zeiten hat der Akerbau, in den Alpen-Thälern, dem Wiesenbaue und dem ruhigern Hirtenleben weichen müssen, und selten sind jezt, in den Gebirgen, die

Aeker, wo stachlichte Gerste bei bebendem
Roggen dahin wogt,
Lichter Haber begränzt bräunliches Furchengestreif.

Der Obstbau wird vorzüglich im Thurgau getrieben. Unzählige Obstbäume stehen dort auf den Kornfeldern. Stundenlang wandert man in dem Schatten eines wahren Waldes von dikstämmigen, großen und breitästigen, Birn- und Aepfelbäumen, worunter das schönste Getreide wächst. Diese ungeheuren Obstbäume stehen vier und zwanzig Schritt von einander, längs den Akerbeeten in geraden Linien gesezt, so, daß sie, von allen Seiten, Alleen bilden. Sie sind von seltener Größe, Dike und Schönheit. Viele tragen, in Einem Jahre, sechszig bis hundert Viertel Aepfel, oder Birnen, woraus der Eigenthümer dreißig bis fünfzig Gulden lösen kann. Die Obstzucht ist

daher äußerst einträglich, und die Ausstattung vieler Töchter des Thurgaues besteht einzig und allein in einer Anzahl Birn- oder Aepfelbäume. "Die Kultur derselben ist vielleicht nirgend so weit getreiben, wie hier: denn es erregt, mit Recht, Erstaunen, in diesem Klima einen prächtigen unübersehbaren Wald von Obstbäumen zu durchreisen, den man vergebens in Ländern eines milderen Himmelsstriches sucht." Die jährliche Erndte von Aepfeln und Birnen wird hauptsächlich dazu verwandt, Saft daraus zu pressen, und den Aepfel-Wein daraus zu bereiten, welcher, in der Schweiz, Most genannt wird. Dieß ist das Lieblings-Getränk der Bauern dieser Gegend, schon seit den Zeiten Karls des Großen, und vorher. Der Schatten, welcher, durch die, in den Getreidefeldern stehenden, Fruchtbäume, verursacht wird, ist dem Getreide nicht nachtheilig. Es kommt, unter diesen Bäumen, sehr gut fort, und man sieht es hier eben so hoch, und mit eben so vollen Aehren, als auf den offensten Sonnenreichsten Feldern. Vorzüglich gut gedeihet der Haber unter den Bäumen; und diese Getreide-Art wird besonders stark in dieser Gegend gebauet, weil der Brei aus Habermehl eine tägliche Nahrung des Landmannes ausmacht a).

Die

a) Ebel's Schilderung von Appenzell. S. 23.

Die Leinwand-Weberei ist, in dem Oestlichen Theile der Schweiz, sehr alt. Wir wissen, daß, schon im dreizehenten Jahrhunderte, einige Leinwand-Bleichen zu St Gallen vorhanden waren. "Die jungen Thurgäuerinnen erhalten, bei ihrer Verheirathung, unter anderen Sachen ihres Hausrathes, einen großen, mit Flachs dik bewundenen, Roken, in welchem Geld, Band, Spizen, und andere dergleichen Dinge, eingewikelt und verborgen sind, welche, je nachdem die junge Ausgestattete fleißig spinnt, nach und nach herausfallen. Diese, noch herrschende, Sitte, schreibt sich zuverläßig aus der Zeit her, wo die Flachs- und Hanf-Spinnerei eingeführt wurde, und die Verbreitung derselben Hinderniße fand." a)

Bis in die Mitte des achtzehenten Jahrhunderts war die Leinwand-Fabrikation, im Thurgau und zu St. Gallen, allgemein. Damals wurde die Baumwollenspinnerei und die Musselin-Weberei eingeführt, welche einträglicher waren, als die Leinwand-Fabrikation. Hierdurch kam diese in Verfall, welches sehr zu beklagen ist, da die Leinwand ein Bedürfniß der ersten Nothwendigkeit ist, Kattun und Musseline hingegen Waaren sind, deren Absaz von der Mode abhängt.

a) Ebels Schilderung von Appenzell S. 29.

Der Seidenbau wird vorzüglich getrieben, in der Südlichen, Italienisch sprechenden, Schweiz. In der Grafschaft Bellinzona nimmt derselbe von Jahr zu Jahr zu, und ist jezt so weit gestiegen, daß, ungeachtet der außerordentlichen Menge von Maulbeerbäumen, welche in dieser Grafschaft angepflanzt sind, die Einwohner dennoch genöthigt sind, noch eine große Menge Maulbeerblätter jährlich, von den Einwohnern der Landschaft Rivina, zu kaufen.

In der Landschaft Mendrisio wird ebenfalls viel Seide gezogen, und zwar von vorzüglicher Güte: denn je höher der Ort liegt, wo die Seide gezogen wird, desto feiner und besser wird dieselbe.

Die Fabrik von seidenen Bändern ist im Kantone Basel die Quelle des Reichthumes und des Wohlstandes. Die Bauern um die Stadt verfertigen diese Bänder. Auf einer äußerst zusammen gesezten Maschine, an welcher indessen die Bauern schon beträchtliche Verbesserungen angebracht haben, werden diese Bänder verfertigt. In den Baselschen Dörfern hört man, von allen Seiten, das Geräusch des Weberstuhles. Es werden Bänder von solcher Feinheit verfertigt, daß zweihundert und sechszig Ellen derselben nicht mehr wiegen, als zwei Loth. Dagegen gibt es andere, die so

schnell

schnell verfertigt werden können, daß ein einzelner Arbeiter gegen sechshundert Ellen derselben in Einem Tage zu liefern im Stande ist. Ein guter Weber verdient des Jahres zwischen drei und vierhundert Reichsthaler, und dabei bleibt ihm noch Zeit genug übrig, seinen Aker und Garten zu besorgen. Uebrigens arbeitet der Baseler Bauer am Weberstuhle nur im Winter, und zu der Zeit, da die Feld-Arbeiten ruhen. Für eigene Rechnung darf er nichts weben, sondern er muß Alles nach Basel liefern. Eben so wenig ist es ihm erlaubt, Seide zu kaufen, oder zu verkaufen. Es wird ihm die Seide in Basel zugewogen, die er alsdann in Band verwandelt. Es werden jährlich, zu Basel, und in dem Kantone, für den Werth von mehr, als drei Millionen Reichsthaler verfertigt.

Die Musselin- und Kattun-Fabrikation ist bei weitem die beträchtlichste und einträglichste, unter allen Fabriken der Schweiz. Sie fing gegen die Mitte des achtzehenten Jahrhunderts an, und hat den Städten der Oestlichen Schweiz ungeheure Reichthümer verschafft. Der Hauptsiz dieser Fabrik ist in den Städten, St. Gallen, Winterthur und Zürich. Städte, die, bei nicht größerem Umfange, so reich sind, als St. Gallen und Winterthur, gibt es in ganz Europa nicht; nicht einmal in Holland, oder England.

Allein für die Stadt St. Gallen sind dreißig tausend, bis vierzig tausend, Stikerinnen, unaufhörlich beschäfftigt. Vor der Französischen Revolution verdienten die Einwohner von Schwaben und Tyrol, Theils für Spinnen von Baumwolle, Theils für Stiken von Musselin, über Eine Million Gulden. Der Arbeitslohn war in Deutschland wohlfeiler, als in der Geldreichen Schweiz; daher wurde die Musseline meistens in Deutschland gestikt. Jedes St. Gallische Handelshaus hatte, unter den Tyrolischen, oder Schwäbischen, Bauern, seine Faktoren, welche die Musseline empfingen, und dieselbe unter die Stikerinnen vertheilten. Kommt die Musseline, gestikt von den groben Fingern der armseligen Bewohner jener Gegenden, aus den finstern, kleinen, unreinlichen Stuben, nach der Schweiz zurük, so sieht sie schwarz und schmuzig aus. Sie muß daher gewaschen, gewalkt, gebleicht, gepreßt werden. Dann erscheint sie blendend weiß, rein, werth von einer Fürstinn getragen zu werden. Die kostbarsten Arten von Musseline, welche den Schmuz und Rauch der armseligen Deutschen Stuben nicht vertragen können, werden zu St. Gallen selbst gestikt, und sorgfältig rein erhalten a).

Der Appenzeller verfertigt alle Leinen- und Baumwollen-Zeuge, so gut und schlecht, als es ver-

a) Ebels Schilderung von Appenzell. S. 277.

verlangt wird. Außer den Musselinen, webt er noch Baumwollen-Tücher, Kattune aller Art, Barchent, Ziz, Leinwand, Schnupftücher, Persienne, Battist, und seidene Flore, und viele von seinen Fabrik-Waaren werden auswärts für Ostindische, Englische, oder Holländische, Waaren, verkauft a).

Bei weitem den beträchtlichsten Handel mit Musseline treibt die, außerordentlich reiche, Stadt St. Gallen. "Man schäzt die Zahl der Spinner und Spinnerinnen, der Weber und Stikerinnen, die aus der Stadt St. Gallen, das ganze Jahr hindurch, ihre Arbeit erhalten, auf achtzig bis hundert tausend, und die Zahl der Stikerinnen allein, die von St. Gallischen Kaufleuten und Fabrikanten beschäfftigt werden, auf dreißig bis vierzig tausend. In St. Gallen selbst wird mehr gestikt, als gesponnen, und mehr gesponnen, als gewoben, weil die Keller zum Weben sich nicht so leicht in der Stadt, als auf dem Lande einrichten lassen," oder vielmehr, weil der Handel mit den Fabrikaten weit einträglicher und weniger mühsam ist, als die Fabrikation selbst.

Außer den angeführten Manufakturen und Fabriken hat sich die Betriebsamkeit der Schweizer, besonders der Hirten, noch einige besondere Zweige

von

a) Ebels Schilderung von Appenzell. S. 277.

von Geld-Erwerb zu verschaffen gewußt, die mehr oder weniger einträglich sind. Darunter gehören

Nußbäume, welche vorzüglich zu Interlachen, im Berner Oberlande, und im Kantone Unterwalden gezogen werden. In diesem Kantone macht die Ausfuhr derselben einen beträchtlichen Handels-Artikel aus. Der General Pfyfer zu Luzern erzählt, daß er einst eine einzige Diele von diesem Holze, zu Paris, für achthundert Livres hätte verkaufen sehen. Eine große Menge Nußbaumholz geht auch auf dem Rheine hinunter, nach Holland.

Unter die besonderen Zweige Schweizerischer Betriebsamkeit gehört auch die Bereitung des Kirschengeistes. Diese angenehme und wohlschmekende Art von Branntwein wird in großer Menge aus dem Lande geführt, und kommt zu Paris auf die am beßten besezten Tafeln. In dem Kantone Bern, vorzüglich um den Brienzer- und den Thuner-See, werden die Kirschenbäume, zu diesem Zweke, häufig gezogen. Die Vögel verpflanzen diese schönen nüzlichen Bäume überall. In vielen Dörfern ist es Sitte, daß, bei der Geburt eines Kindes, ein Kirschenbaum gepflanzt wird, den der junge Eigenthümer, gleich seinem Bruder, pflegt und liebt, wobei er nicht ohne große Angst ist, wann der Baum kränkelt.

"Eine liebenswürdige Sitte, die, uns umblühenden, Pflanzen, durch Bande des Gefühles, mit dem Menschengeschlechte in Gesellschaft, und so die Natur näher an unsere Herzen zu bringen!"

Diese Kultur der Kirschenbäume hat die ganze Gegend sehr bereichert. Es ist ein Gewinn, der keine Mühe kostet, und gleichsam aus der Luft gegriffen wird. Oft trägt ein einziger Baum zwölf Reichsthaler, und mehr, ein. Auch das Dorf Riechen, unweit Basel, treibt einen, nicht unbeträchtlichen, Handel, mit getrokneten Kirschen und mit Kirschengeist, und gewinnt, durch diesen Handel, jährlich gegen sechs tausend Gulden. Die Häuser in diesem Dorfe sehen nicht aus, wie Bauernwohnungen, sondern wie anständige Bürgerwohnungen in Städten.

Einen besonderen, und, in so fern als er ein Landes-Produkt betrifft, merkwürdigen Handel, treiben die Einwohner des Kantones Glaris, mit den Schiefertafeln, deren man sich, über ganz Europa, zum Rechnen bedient. Der Schiefer wird, seit zweihundert Jahren, im Kantone Glaris, an dem Blattenberge, gebrochen, in hölzerne Rahmen gefaßt, und nach Holland verfahren.

In der Landschaft Chiavenna, in der südlichen Schweiz, finden sich die Topfstein-Gruben, welche, schon zu Plinius Zeiten,

und

und vormals mehr als jezt, einen beträchtlichen Handelszweig ausmachten. Es wird daraus allerhand Kochgeschirr verfertigt, dessen sich die Italiener häufig bedienen.

Der Milchzuker wird, aus der Schweiz, in beträchtlicher Menge ausgeführt. Wann die Milch zum Käse nicht gebraucht wird; so wird sie mit Eiern abgekocht, geschieden, durchgeseihet, eingekocht, und im Kühlen krystallisirt. Das Milchpulver (Franchipane) wird durch bloßes Einkochen der Milch bereitet.

Der Salpeter wird aus mehreren kleinen Kantonen, vorzüglich aber aus Appenzell und Glaris, in großer Menge ausgeführt. Die ausgegrabene Erde der Viehställe wird, zu diesem Behufe, ausgelaugt.

Als eine besondere Art von Betriebsamkeit, welche einigen Theilen der Schweiz, z. B. dem Kantone Appenzell, und dem Prettigäu im Bündtner-Lande, nicht unbeträchtliche Summen einträgt, verdient auch noch bemerkt zu werden, die Schnekken-Mästung. "Längs den Sitter trifft man, im Sommer, kleine Gärten an, in denen so große Schneken-Heerden leben, daß man das Geräusch, welches die Bewegung ihrer gezahnten Kinnladen beim Fressen der Blätter hervor bringt, mehrere Schritte davon deutlich hört. Die jungen

Schne-

Schneken werden überall gesucht, gesammelt, und in diese Gärten gesezt, wo der Eigenthümer sie erzieht, und füttert, bis sie sich, gegen den Winter, einschließen. Außer dem, was sie auf dem Boden, und an dem, im Gärtchen stehenden, Kirschbaume finden, erhalten sie noch Salat, Kohl, Kraut, und andere Blätter. Bei dieser Fütterung werden sie sehr groß und fett. Bevor die Fastenzeit anfängt, paken die Eigenthümer die zugeschlossenen Schneken in Fässer, und gehen damit in die Klöster Schwabens, Bayerns, Oesterreichs, und selbst bis nach Wien, wo man sie als Lekerbissen kauft. Es gibt Schneken-Händler, welche sich ein artiges Vermögen gesammelt haben. Die Kapuziner in dem Fleken Appenzell mästen sich, für ihre eigene Tafel, jährlich eine Heerde von 40,000 bis 50,000 Schneken."

Je mehr sich der Reisende, durch das im Bisthume Basel liegende St. Immerthal, den Thälern von Neufchatel nähert, desto dichter stehen die Dörfer neben einander, desto wohlhabender und desto reicher sind sie. Von den betriebsamen Menschen, welche oben, in den Neufchateller Gebirgen wohnen, ergießt sich Wohlstand und Ueberfluß bis in die Ebene herab. Renan, das lezte Dorf in dem St. Immerthale, ist eines der schönsten und reichsten Dörfer in der

Schweiz

Schweiz. Von da an windet sich ein anmuthiger Weg aufwärts, um den Berg herum, von welchem die Aussicht eben so schön, als abwechselnd ist. Das ganze, so fruchtbare, St. Immerthal, stellt sich, mit seinen zahlreichen Dörfern, dem Auge dar. Auf dem Gipfel des Berges wechseln schöne Wiesen mit dunkeln Tannenwäldern ab. Alles ist bewohnt. Die Häuser sind groß, geräumig, von Stein gebauet. Alles hat ein Städtisches Ansehen, und die ganze Gegend hat das Ansehen, als befände man sich in der Ebene, in einem der schönen Landstädtchen des Berner Gebietes. Endlich erblikt der Wanderer das Thal La Chaux de Fond zu seinen Füßen. Dieses Thal (welches, wo nicht höher, doch gewiß eben so hoch liegt, als die höchsten bewohnten Bergthäler der übrigen Schweiz) besteht aus einer großen Wiese, welche mehrere Stunden im Umfange hat, und rings umher von Bergen umgeben ist, die von pyramidalischen Tannen bewachsen sind. Die ganze Wiese, das ganze Thal, ist mit schönen Häusern völlig bedekt: sie ist ein langes Dorf. Am Ende des Dorfes steht eine ordentliche Stadt, welche La Chaux de Fonds heißt, und die höchste in der Welt ist.

Hier sowohl, als in den benachbarten Thälern, Locle und la Sagne, wohnen die fleißigsten

und

und betriebsamsten der Menschen. Täglich wächst ihre Zahl an, täglich werden neue Häuser gebauet: schon fängt es an, am Raum für beide zu mangeln. Da das Thal klein und der Raum durch Berge überall eingeschränkt ist: so suchen sie sich in der Höhe auszudehnen. Sie bauen steinerne Häuser von fünf, von sechs, von sieben Stokwerken. Wahre Palläste stehen hier, in dem Lande, welches, von der Natur, bloß für Bären, und Wölfe, und Gemsen, und Murmelthiere, und Raubvögel, bestimmt zu sein schien. Denn neun Monate dauert hier der harte Winter, und auch die übrigen drei Monate sind nicht gänzlich frei von Eis und Schnee. Alles ist hier thätig; alles beschäfftigt; Niemand geht müßig; die geschiktesten und berühmtesten Mechaniker Europens sind Einwohner dieses und des benachbarten Thales, und leben hier. Reichthum und Ueberfluß finden sich überall, unter diesem betriebsamen Völkchen. — Und wodurch wird dieses Wunder bewirkt? welche Macht hat die Wohnung der Wölfe und Bären in eine Behausung der glüklichsten und thätigsten Menschen umgeschaffen? — Allein die Freiheit, die unumschränkteste Freiheit! Der Monarch, unter dessen Schuz dieses Schweizer-Ländchen steht, ist durch die Landes-Geseze so sehr eingeschränkt, und so weit entfernt, daß nur die Wohlthat seines Schuzes, ohne die, anderswo damit verbundenen,

Beschwerden von Kantons-Einrichtungen, Akzise, Einquartierungen, u. s. w. empfunden werden. Die Abgaben sind gering und unbedeutend. Hier herrscht nicht, wie in der übrigen Schweiz, irgend ein gehäßiger Zunftzwang; denn Jeder kann treiben, was er will: es herrscht keine Ausschließung der Fremden, wie in der übrigen Schweiz; denn hier kann jeder Fremde, für sechs Livres, das Bürgerrecht erhalten: auch herrscht hier nicht, wie in der übrigen Schweiz, irgend ein Vernunftwidriger Religionszwang; denn um die Religion des Staatsbürgers bekümmert sich der Staat nicht. Dieselben Ursachen, welche Holland mächtig, groß und reich, machten, haben auch in diesem kleinen Schnee-Ländchen unglaublich große Reichthümer angehäuft. Die Folgen des Zunft-Regimentes und des Religions-Zwanges und der gänzlichen Ausschließung der Fremden, sind, in der übrigen Schweiz, sichtbar genug.

In geringer Entfernung von La Chaux de Fond, und beinahe eben so hoch, liegt das Thal Locle. In diesem Thale sieht das Dorf Locle mehr einer Stadt ähnlich, als einem Dorfe; und zwar einer sehr schönen und reichen Stadt. Auch hier herrscht dieselbe Betriebsamkeit, wie zu La Chaux de Fonds. Auch hier ist, wie dort, ein unfruchtbarer, wilder, unangebauter Boden; der nicht einmal einen fließenden Bach, nicht einmal

nial Wasserquellen hat; nicht einmal Fruchtbäume trägt: wo weder Korn, noch Gerste, noch Haber reif wird; der von der Natur zu einem Aufenthalte wilder Thiere bestimmt war, und neun Monate des Jahres mit dreißig Schuh hohem Schnee bedekt liegt; durch die Betriebsamkeit seiner Einwohner, mit schönen Häusern bedekt worden. Der Reisende hört überall die Töne, sieht überall die Spuren der thätigsten Betriebsamkeit. Spizenwirken, Goldarbeiten, Uhrmachen, Müzenstriken, Messerschmieden, Schmelzarbeiten, Eisenarbeiten, Stahlarbeiten, Feilenhauen, Verfertigung der Werkzeuge zum Uhrmachen, Verfertigung mathematischer Instrumente und bewundernswürdiger Kunststüke der Mechanik: das sind die Quellen des großen Reichthumes der Einwohner dieser Thäler. Ohne die Wand-Uhren und Stand-Uhren zu rechnen, werden jährlich, in den beiden Dörfern Locle und La Chaux de Fonds, über vierzig tausend, goldene und silberne, Uhren verfertigt. Ein einziger Fabrikant zu La Chaux de Fonds verfertigt deren wöchentlich vierzig, das sind zwei tausend und achtzig des Jahres. In dem Dorfe Locle leben vier hundert und fünfzig Uhrmacher, und über sechs hundert Spizenwirkerinnen.

Alle diese Menschen können aber doch nicht leben und arbeiten ohne Wasser. Dem Thale Locle hat aber die Natur alles Wasser durchaus

versagt. Eine Viertelstunde von dem Dorfe fließt ein Bach; allein auch dieser verliert sich unter der Erde, in einer tiefen Felsenkluft. Hier hat nun das mechanische Genie der Einwohner, mit unbeschreiblicher Dreistigkeit, das sich verlierende Wasser noch zu nuzen gewußt. Zwei Bauern haben, in der tiefen und engen Felsenkluft, drei Mühlen über einander angelegt, von denen die unterste dreihundert Fuß unter der Oberfläche der Erde liegt. Hier, in dieser schrecklichen Kluft, wird für das Thal das Mehl gemahlen und das Holz gesägt. Die Kluft ist so eng, und so tief, daß niemals das Tageslicht in dieselbe herab dringt. Der Felsen, an welchem dieses unterirdische Mühlwerk liegt, scheidet das Thal von Frankreich. Er ist, nach Locle zu, nicht viel höher, als ein Kirchthurm. Auf der Französischen Seite hingegen ist der Felsen steil, und von außerordentlicher, beinahe unersteiglicher Höhe. Die Dike des Felsens, zwischen Locle und der Franche-Comte, beträgt 662 Fuß. Das reiche, betriebsame und thätige, Völkchen dieses Thales, hat den, romanhaft scheinenden, Plan gemacht, diesen Berg zu durchbohren, und sich so eine gerade Straße nach Frankreich zu bahnen, wohin sie bis jezt nur durch weite Umwege um den Berg herum gelangen können. Der Französische Chevalier d'Arcon, der Erfinder der schwimmenden Batterien, machte

den

den Plan zu diesem Erstaunenswürdigen Werke, und unter seiner Leitung wurde auch die Ausführung angefangen, die aber vermuthlich jezt wieder ins Steken gerathen sein wird.

An keinem Orte in der Welt sieht man so auffallend, wie hier, den Unterschied zwischen fleißiger Thätigkeit und träger Faulheit. Die prächtige Benediktiner-Abtei Bellelai liegt nicht weit von Locle. Hier schwelgen die reichen Mönche unthätig, in geistlicher Faulheit, und rund um sie her ist das Land, welches hier so stark bevölkert und so gut angebauet wird, eine unbewohnte Wildniß. "Bellelai, in der gleichen Lage, und überhaupt unter den nämlichen physischen Umständen, wie La Chaux de Fond und Locle, ist mit einer weiten Wildniß umgeben, und von Bettlern bewohnt: da hingegen, in lezt genannten Gegenden, Bevölkerung, Reichthum, Freiheit und Glük, sich auf einem Grade vereinigen, welcher vielleicht auf dem ganzen Erdboden sonst nirgendwo gefunden wird." Zu Bellelai leben sechs und vierzig Mönche wie Fürsten, mitten unter Bettlern. Es ist überaus merkwürdig, wie man von der Armuth des Dellsperger-Thales, im Bisthum Basel, Stufenweise, bis zu dem Reichthume von La Chaux de Fond und Locle herauf steigt. In einer Streke von zwölf bis fünfzehn Stunden kommt der Reisende durch alle Grade, welche es zwischen Armuth mit Elend, und Reichthum mit Ueberfluß geben kann.

Nirgends sieht man deutlicher die Folgen der Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit, als in Genf. Der Reichthum in dieser Stadt ist außerordentlich groß. Neu gebaute Palläste, die inwendig fürstlich möblirt sind, prächtige Equipagen, kostbare Gemählde, zeugen von Reichthum und Ueber-

fluß. In Genf, einer Stadt, welche kaum fünf und zwanzig tausend Einwohner hat, werden vier und zwanzig Familien gerechnet, in denen beständig von Silber gespeiset wird, und über dreihundert Häuser, welche ein vollständiges silbernes Tafel-Service besizen. Allein die Einkünfte, oder Zinsen, von dem, in Frankreich angelegten, und der dortigen Regierung vorgestrekten, Gelde, betrugen jährlich nahe an zwanzig Millionen Französischer Livres. Die ganze Gegend um Genf war mit den prächtigsten Landhäusern und den anmuthigsten Gärten geziert, in welchen die reichen Genfer der unübertrefflich schönen Aussicht über den See und gegen die Savoyschen Gebirge, genossen. Wohin man blikte, sah man Spuren von dem Wohlstande und dem Reichthume, den Thätigkeit, Fleiß und Handlung, gewähren.

Dieß sind die guten Folgen der Betriebsamkeit. Von der andern Seite ist aber nicht zu leugnen, daß eine so unbegränzte Begierde nach Geld-Gewinn die Seele verengert, eine gewisse niedrige Denkungsart erzeugt, und alle großen Ideen ausschließt. Sparsamkeit artet gar zu leicht in Knikerei und Filzigkeit aus. Unersättliche Begierde nach Gewinn erstikt leicht die Zweifel, die in dem Gemüthe über die Rechtmäßigkeit der Mittel aufsteigen, durch welche derselbe erlangt werden soll. So wird dann allmählich das feinere moralische Gefühl abgestumpft, und kalte Selbstsucht verdrängt mehr und mehr die menschlichen Empfindungen des Mitgefühles und der Nächstenliebe.

Es gab, in der Schweiz, schon seit langer Zeit, vernünftige Männer, welchen die, so unverhältnißmäßige Zunahme der Fabriken und Manufakturen, dem gemeinen Wesen mehr schädlich, als nüzlich schien. "Das Leben eines Drittheiles unserer Untertha-

terthanen," sagten diese Patrioten, "bleibt immer fort ungewiß, und von mancherlei, gar nicht zu lenkenden, oder zu vermeidenden Zufällen abhängig, indem es gleichsam in den Händen einer launigen Mode, oder neidischer und glüklicher Nebenbuhler, oder eigenmächtiger Monarchen ist. Wenn die Regenten fortfahren, die Einfuhr unserer Fabrik-Arbeiten zu verbieten, oder zu erschweren; wenn die Mode unsere Musseline, die dem Klima der meisten Europäischen Länder gar nicht angemessen ist, wegwerfen sollte; oder wenn nahe und ferne Nebenbuhler, durch unser Glük gereizt, es uns allmählich gleich thun, oder gar den Preis abgewinnen: wie will man den vielen Tausenden, die dadurch auf Ein mal ihre Arbeit verlieren, Beschäfftigung und Brot verschaffen? Starke Auswanderungen würden das geringste Uebel sein, wenn unsere Fabriken dereinst, von irgend einer Seite her, einen starken Stoß bekommen sollten. Der größte, oder doch ein großer Theil der Fabrik-Arbeiter, verzehrt, in jeder Woche, Alles, was er erworben hat. Wenn also der bisherige Erwerb nur einige Wochen lang stokt, so muß nothwendig ein drükender Mangel, unter einer beträchtlichen Menge Arbeitsloser Menschen entstehen."

Die Revolutions-Ereigniße haben bewiesen, wie gegründet diese Beforgniße waren. Durch diese Ereigniße ist also, auch in diesem Falle, die, von so manchen kurzsichtigen Schriftstellern getadelte, tiefe Politik der Berner Regierung, auch in diesem Punkte gerechtfertigt worden, welche die Einrichtung der Fabriken in ihrem Lande zwar nicht verhinderte, aber auch nicht beförderte, indem sie dafür hielt, daß Fabriken einem Lande, welches, wie die Schweiz, in großer Entfernung von dem Meere liegt, niemals angenieſſen sein könnten. Der Kanton

Bern

Bern wird sich, von dem Elende, welches die Revolution über die Schweiz gebracht hat, dereinst, wann seine vorige vortreffliche Regierung wieder hergestellt sein wird, weit leichter wieder erhohlen, als die fabrizirenden Kantone, Zürich, Appenzell, Glaris, Basel, als St. Gallen, das Thurgau und das Toggenburg.

Schon vor vierzig Jahren schilderte Rousseau die nachtheiligen Folgen der Schweizer-Fabriken, mit starken Farben.

"Es ist in der That merkwürdig," sagt Meiners, "daß die Schweiz, die, an Meisterstüken der Kunst, eher arm, als reich ist, in den lezten Menschenaltern verhältnißmäßig viel mehr berühmte Künstler, besonders Mahler und Bildhauer, hervor gebracht hat, als die meisten großen Reiche, in denen sich die prächtigsten Sammlungen von alten und neuen Kunstwerken finden. Nicht weniger auffallend ist es, daß sich in Zürich, wo man dergleichen am wenigsten erwarten sollte, mehrere große Mahler, durch sich selbst, und fast ohne alle Anweisung, gebildet haben. Noch jezt leben, in dieser Stadt, mehrere Mahler, deren Arbeiten von Kennern sehr geschäzt werden, und die, wenn ich nicht irre, ausübende Mitglieder von verschiedenen Handwerks-Zünften sind. Der geschikteste unter diesen Künstlern ist ein reicher Mezger, Ludwig Heß, von welchem ich Landschafts-Stüke gesehen habe, die, in Ansehung der glüklichen Wahl der Gegenstände, der Zeichnung und Farbengebung, mit den Werken der gepriesensten Meister wetteifern können, und von Engländern begierig gesucht werden."

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Girtanner, Christoph,

Vormaliger Zustand der Schweitz zum Aufschluß über die neuesten Vorfälle in der Schweiz

Göttingen 1800

Helv. 832
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10454787-8
VD18 14782170-001